This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

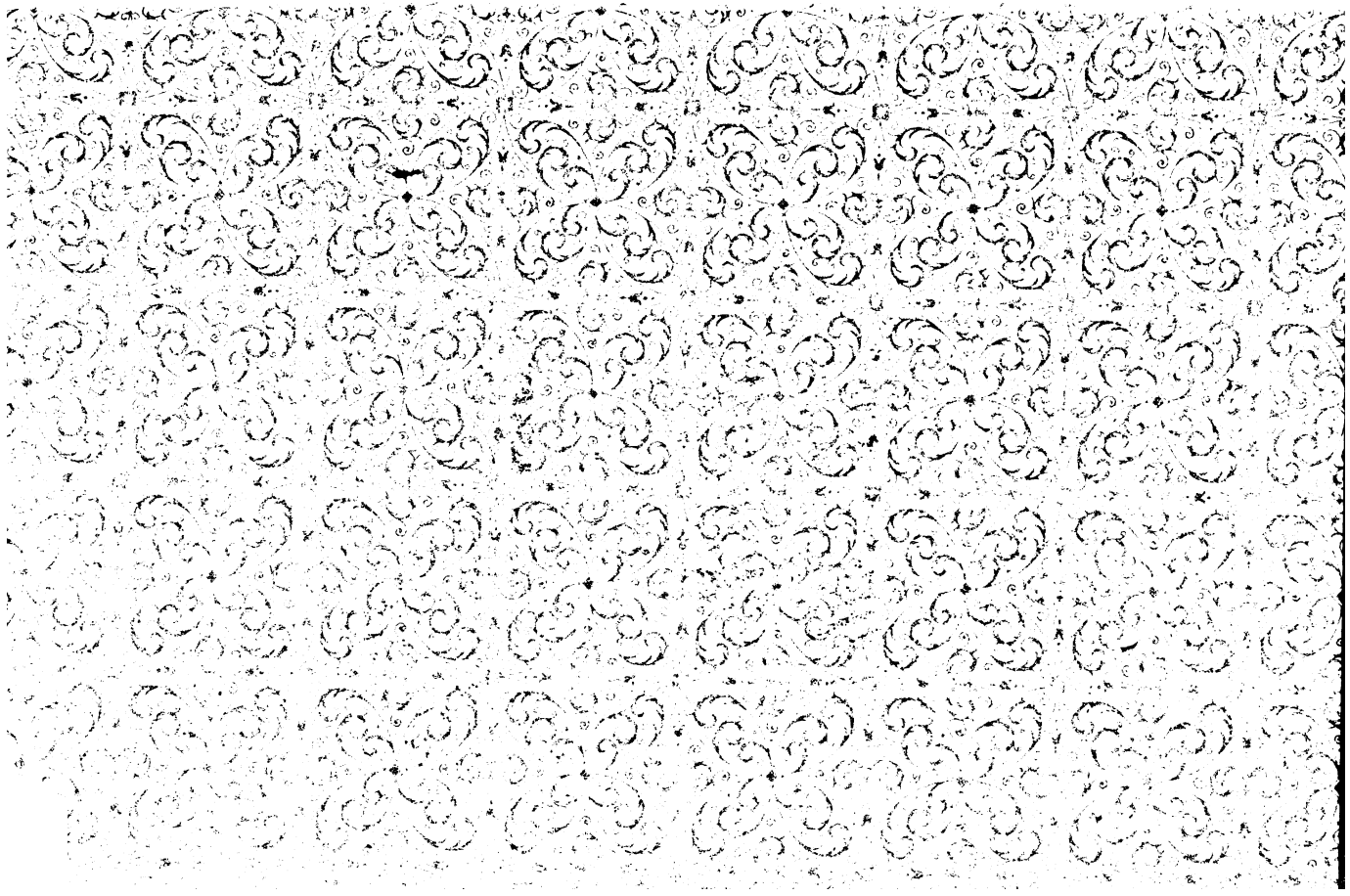
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PRESERVED BY
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Das Wanderbuch

und gesammelte kleine Schriften.

Von **Georg Ebers** sind im gleichen Verlage erschienen:

Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Sechzehnte Auflage. 3 Bände. Preis geheftet ℳ. 12. —; fein gebunden ℳ. 15. —

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Zwölfte, neu durchgesehene Auflage. 3 Bände. Preis geheftet ℳ. 12. —; fein gebunden ℳ. 15. —

Homo sum. Roman. Sechzehnte Aufl. Preis geh. ℳ. 6. —; fein geb. ℳ. 7. —

Die Schwestern. Roman. Neunzehnte Auflage. Preis geheftet ℳ. 6. —; fein gebunden ℳ. 7. —

Der Kaiser. Roman. Elfte Auflage. 2 Bände. Preis geheftet ℳ. 10. — fein gebunden ℳ. 12. —

Die Frau Bürgermeisterin. Roman. Fünfzehnte Auflage. Preis geheftet ℳ. 6. —; fein gebunden ℳ. 7. —

Eine Frage. Idyll. Mit einem Titelbild in Lichtdruck. Fünfte Auflage. Preis geheftet ℳ. 3. 50; fein gebunden mit Goldschnitt ℳ. 5. —

Ein Wort. Roman. Zwölfte Aufl. Preis geh. ℳ. 6. —; fein geb. ℳ. 7. —

Serapis. Historischer Roman. Zehnte Auflage. Preis geheftet ℳ. 6. —; fein gebunden ℳ. 7. —

Die Nilbraut. Roman. Siebente Auflage. 3 Bände. Preis geheftet ℳ. 12. —; fein gebunden ℳ. 15. —

Elifen. Ein Wüstentraum. Poetische Erzählung. Siebente Auflage. Preis geheftet ℳ. 4. —; fein gebunden ℳ. 5. —

Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. Zehnte Auflage. 2 Bände. Preis geheftet ℳ. 10. —; fein gebunden ℳ. 12. —

Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. Neunte Auflage. Preis geheftet ℳ. 6. —; fein gebunden ℳ. 7. —

Drei Märchen für Alt und Jung. Siebente Auflage. Preis geheftet ℳ. 5. —; fein gebunden ℳ. 6. —

Per aspera. Historischer Roman. Siebente Auflage. 2 Bände. Preis geheftet ℳ. 12. —; fein gebunden ℳ. 14. —

Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. Vierte Auflage. Preis geheftet ℳ. 9. —; fein gebunden ℳ. 10. —

Kleopatra. Historischer Roman. Zehnte Auflage. Preis geheftet ℳ. 8. —; fein gebunden ℳ. 9. —

Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg. Neunte Auflage. 2 Bände. Preis geheftet ℳ. 10. —; fein gebunden ℳ. 12. —

Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Elfte Aufl. Preis geh. ℳ. 5. —; fein geb. ℳ. 6. —

Barbara Blomberg. Historischer Roman. Siebente Auflage. 2 Bände. Preis geheftet ℳ. 10. —; fein gebunden ℳ. 12. —

Die Unersetzlichen. Ein Märchen. Illustrirt von Arpad Schmidhammer. In farbigem Einband mit Goldschnitt Preis ℳ. 10. —

Arachne. Historischer Roman. 8. Aufl. Preis geh. ℳ. 9. —; fein geb. ℳ. 10. —

ÆGYPTEN in Bild und Wort. Dargestellt in 782 Bildern von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von **Georg Ebers. Pracht-Ausgabe.** Zweite Auflage. Zwei Foliobände. Preis: in 42 Lieferungen à ℳ. 2. —, geheftet ℳ. 84. —; in Original-Prachteinband mit Goldschnitt ℳ. 115. —

CICERONE durch das alte und neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes. Mit zahlreichen Holzschnitten und 2 Karten. 2 Bde. Preis geheftet ℳ. 12. —; in einem feinen Leinwandband ℳ. 13. —

PALÄSTINA in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Erste Ausgabe.** Mit 39 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. 2 Foliobände. Preis: in 56 Lieferungen à ℳ. 1. 50, geheftet ℳ. 84. —; in Original-Prachteinband mit Goldschnitt ℳ. 115. —

PALÄSTINA in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Zweite Ausgabe.** Mit 2 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. 2 Foliobände. Preis: in 84 Lieferungen à 50 Pfennig, geheftet ℳ. 42. —; in Original-Prachteinband mit Goldschnitt ℳ. 60. —

Ferner im Verlage von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig:

Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Neue verbesserte Auflage. 1882.

Richard Lepsius. Ein Lebensbild. 1885.

Das Wanderbuch.

Eine dramatiſche Erzählung

aus dem Nachlaſſe

und

geſammelte kleine Schriften

von

Georg Ebers.

Dritte Auflage.

Stuttgart und Leipzig.
Deutſche Verlags-Anſtalt.
1899.

838
E16 wa
1899

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

German
Funke
6 25.54
88368

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung in fünf Akten	7
Wie ich die Frau Liebste gewann. Eine Weihnachtsgeschichte	179
Das ägyptische Märchen von den beiden Brüdern	213
Das ägyptische Märchen vom verwunschenen Prinzen	241
Mein Grab in Theben	263
Wüstengrün	297

Das Wanderbuch.

Eine dramatiſche Erzählung in fünf Akten.

Perſonen.

von Rabenhorſt, Maler.
Blume, Maler.
Dr. **Förſter**, Privatdocent.
Weſtmann, Lieutenant.
Windel aus Oſchatz, Reiſender für die Tapetenfabrik ſeines Vaters.
Mr. Durkie, Kunſthändler aus New York.
Mrs. van der Wies, ſeine Schweſter. (Stumme Perſon.)
Ellen van der Wies, ihre Tochter.
Mrs. Wilſon, Ellens Geſellſchafterin.
Frau Präſidentin von **Wirſing**.
Iſabella, **Victoria** } ihre Töchter.
Fräulein **Korinna Crocus**.
Ein **Kellner**.

Ort der Handlung: ein Hotel in Rom.

Erſter Akt.

Großer und eleganter Konverſationsſaal in einem römiſchen Hotel. Zur Linken des Zuſchauers ein Sofa, davor ein großer Tiſch mit Zeitungen und Büchern, Schreibzeug und Depeſchenformularen. Rechts mehrere Lehnſeſſel und Stühle, kleine Tiſche zum Abſtellen von Kaffeetaſſen etc. Im Hintergrund eine breite Mittelthür, die offenſtehend Einblick in einen römiſchen Garten gewährt.

1. Scene.

Unter Führung des Dr. Förſter treten in den leeren Salon Lieutenant Weſtmann, Fräulein Crocus, Victoria und Iſabella Wirſing. Die letztere mit Blumen in der Hand. Ellen van der Wies. Hinter ihnen Herr Windel. Alle in Straßenkoſtüm. Förſter führt die ihm folgende Schar, welche ſehr erregt und munter ſeinen Winken nachkommt, gerade vor die Bilder im Salon. Ellen hält ſich abgeſondert von den anderen.

Förſter (weiſt mit der Hand auf eins der Gemälde und ruft in dozirendem Ton). Da haben wir gleich eins ſeiner Werke, wenn auch ein ſehr frühes. Was ich vorhin ſchon bemerkt, meine Herren . . .

Victoria (korrigirend). Und Damen!

Förſter. Pardon, Kathedergewohnheit! Dies Bild alſo, meine . . .

Victoria. Damen!

Iſabella. „Das Glück zu erjagen“ (weiſt auf den unteren Rand des Bildes). Da ſteht es. Frei nach Schiller.

Lieutenant Weſtmann. „Muß Wetten und wagen, das Glück zu erjagen!“

Förſter. Ganz recht. Und dies ruheloſe Haſten ſamt ſeinen Folgen iſt wohl ſelten ergreifender, faßlicher, glücklicher zur Darſtellung gekommen.

Fräulein Crocus. Kurz, alles herrlich, bis man das fremde Kalb bemerkt, womit da gepflügt, die Wirkung uſurpirt wird. Schon das Motto, das Rabenhorſt für ſein Bild wählte, gehört nicht ihm ſelbſt, gehört Schiller. „Die Jagd nach dem Glück“. Das iſt . . .

Förſter. Sie denken an Hennebergs gleichnamiges Meiſterwerk.

Fräulein Crocus. Natürlich, Hennebergs Gedanke, den der da vom ſtolzen Roſſe auf Schuſters Rappen bringt, indem er ihn ein wenig variirt, von Grund aus verkleinert, des Reizes und der Größe entkleidet.

Förſter. Auf den Namen des Gemäldes kommt wenig an, mein Fräulein, und unter allen Vorzügen Rabenhorſts wird man ihm volle Eigenartigkeit am letzten abſprechen können. Ich ſagte ja ſchon, daß dies Bild zu ſeinen Erſtlingswerken gehört, meine Herren . . .

Victoria. Und Damen.

Förſter. Damen! Dies Gemälde iſt völlig unabhängig von Hennebergs Meiſterwerk entſtanden, ich weiß es. Allerdings, wer hätte den kühnen Reiter auf der brechenden Brücke geſehen und ihn vergeſſen? Der Stich hier iſt nicht übel; aber das Original in der Bulwerſchen Sammlung . . .

Lieutenant Weſtmann. Steht mir lebhaft vor Augen.

Fräulein Crocus. Mir nicht, obgleich ich die Londoner Privatſammlungen auswendig kenne.

Lieutenant Weſtmann (heimlich zu Iſabella). Hu! (Iſabella gibt ihm hinter Fräulein Crocus' Rücken ein verſtändnisvolles Zeichen, ſich in acht zu nehmen, und legt dabei die Hand ſo auf die Lippen, daß der Lieutenant dieſe Bewegung für einen Handkuß halten kann. Ellen bewegt ihren Fächer mit allen Zeichen der Entrüſtung.)

Förſter (zu Fräulein Crocus). Gratulire! Aber wenden wir uns lieber wieder dem Stiche zu. Das Glück, ein herrliches Weib, fliegt den ſteilen Felsberg hinan wie von unſichtbaren Schwingen getragen.

Fräulein Crocus. Das tadle ich eben! Der wahre Realismus darf keine Wirkung ohne Urſache zeigen. Was ich ſchweben ſehe, muß Flügel haben.

Förſter. Auch der fliegende Ball, der kreiſende Stern, die tanzende Elfe?

Windel. Und wenn ich ein Stückchen Papier fliegen laſſe?

Lieutenant Weſtmann (mit einem Seitenblick auf Fräulein Crocus). Einen Drachen im Herbſte.

Iſabella (legt die Hand warnend auf ſeinen Arm).

Fräulein Crocus (wendet ſich verletzt um).

Förſter (fährt einſpringend fort). Die ausgeſtreckte Hand des Jünglings hat die Verfolgte beinah erreicht, doch der ſchwankende Block, der ſeinem eilenden Fuße Halt verlieh, iſt ſchon ins Wanken geraten. Er fühlt es. All ſein Sinnen richtet ſich auf das fliehende Weib, doch der Inſtinkt der Selbſterhaltung zwingt ihn, das Gleichgewicht zu ſuchen. Man ſieht ihn nicht fallen, aber ein Augenblick noch, und ſein letzter Halt geht verloren. Rettungslos ſtürzt er in die Tiefe, zermalmt, zerſchmettert!

Windel. Was Sie da ſagen!

Förſter. Und *das* eben bildet den Hauptvorzug des

Bildes, daß der Künstler, ohne die Grenzen des Schönen zu überschreiten, es dem Beschauer überläßt, das Schreckliche, Unvermeidliche mit den Mitteln der eigenen Einbildungskraft . . .

Fräulein Crocus. Wieder wie Henneberg! Und dazu — Ich — was mich betrifft — ich verlange von dem Künstler unserer Zeit den Mut, das Schreckliche, das er sich zum Vorwurf wählt, kühn und mit der erbarmungslosen Wahrhaftigkeit des Realisten . . .

Förster. So zögen Sie es vor, den Jüngling als zerschmetterte Leiche . . .

Windel. Pfui, Spinne!

Förster. Zerschmettert und blutend . . .

Fräulein Crocus. Und blutend die Folgen seines eitlen Ringens ernten zu sehen. Dort das Gestrüpp. Wer sagt Ihnen, daß er sich nicht während des Falles daran festhalten wird? Dieser eine Gedanke verdirbt den ganzen Effekt. Der wahre Realist, — er hätte diesen Strauch niemals dorthin gesetzt. Ich für meine Person . . .

Lieutenant Westmann. Sie malen, gnädiges Fräulein?

Fräulein Crocus (scharf). Ich habe nicht gern mit Pinseln zu schaffen. Uebrigens gehört mein Leben der Kunst, doch halte ich mich geflissentlich fern vom Schaffen, um mir das Urteil unbeeinflußt zu wahren. Seitdem sich die Kunstkritik zum Rang einer Wissenschaft erhoben . . .

Förster. Stellt sie recht hohe Anforderungen an ihre Jünger, und zwar solche, die sich mit den Anlagen und Neigungen einer Dame nur schwer vereinen.

Fräulein Crocus. Und damit wollen Sie sagen?

Ellen van der Wies (die sich wieder tief in das Gemälde versenkt hat). Schön, wunderbar schön!

Förſter (warm). Nicht wahr, liebes Fräulein?

Fräulein Crocus (zu Förſter). Ich wünſchte zu hören...

Förſter. Was die Wiſſenſchaft der Kunſtkritik von uns fordert?

Lieutenant Weſtmann. Aber, meine Gnädige, wer könnte uns beſſer darin unterrichten als Sie, der ſtrengen Kritiker geſtrengſter! Sie laſſen Rabenhorſts Gemälde nicht gelten, Sie ſprechen ihm Eigenart ab ...

Ellen van der Wies (zuckt die Achſeln, und indem ſie ſich von Victoria, Iſabella, Förſter und Lieutenant Weſtmann freundlich, aber ſchnell verabſchiedet und ſich kühl vor Fräulein Crocus verbeugt). Nicht weiter, bitte! Ich laſſe mir einen Eindruck, einen rechten und echten Eindruck nicht gern verderben. (Es läutet.) Da werden Sie ja auch ſchon zur Mahlzeit gerufen.

Iſabella. Wie ſchade, daß Sie nie mit uns eſſen. Bei Tiſch iſt es immer am nettſten.

Ellen van der Wies. Sie wiſſen, Mama iſt an das Zimmer gebannt, und wir werden ohne einander nicht fertig. Viel Vergnügen alſo! Nach Tiſch hätt' ich Ihnen vielleicht etwas zu zeigen. Was Wunderbares! Der Doktor kennt es!

Iſabella. Ach!

Victoria. Wie reizend.

Ellen van der Wies (zu Förſter, der ſich lebhaft mit Fräulein Crocus unterhält). Nur noch ein Wort, Doktor. Sie glauben nicht, welche Freude Sie mir und uns allen da oben gemacht haben. Tauſend Dank! Und für ſolchen Spottpreis dürfen wir dieſen Schatz wirklich behalten?

Förſter. Sie haben ihn entdeckt, und ich war nur der Vermittler. Mit zwanzig Lire wäre der Trödler zu-

frieden gewesen, vielleicht mit zehn; Sie schenken ihm also neunzig; aber er ist ein armer Schlucker und hat dazu ein blindes Töchterchen. Ihr hübscher neuer Besitz ist . . .

Ellen van der Wies (eifrig). Ist das Zehn-, das Zwanzig-, das Hundertfache wert. Auch der Onkel war ganz entzückt. Sie wissen nicht, was wir jetzt schon alles . . .

Fräulein Crocus (neugierig). Handzeichnungen? Skizzen?

Ellen van der Wies (winkt Förster, Vorsicht zu üben; kühl). Ganz recht.

Förster. Ein starkes Buch voll.

Fräulein Crocus. Seltene Sachen? Cinquecento?

Förster. O, wenn Sie wüßten! Und Handschriftliches neben den Skizzen.

Fräulein Crocus. Auch Manuskripte?

Förster (schalkhaft). Latein, schwer zu entziffernde Tachygraphie. Wollen Sie helfen?

Fräulein Crocus. Bin heute leider versagt.

Förster. Schade! Das Handschriftlesen ist nicht immer die Sache der Damen, und doch so notwendig für meine, unsere Wissenschaft, für die Kunstkritik im ernsteren Sinne. Aber Sie! Ich nehme Ihre Hilfe vielleicht doch noch in Anspruch.

Fräulein Crocus (herb). Stets zu Ihrer Verfügung. Das Frühstück wird kalt, meine Damen (ab).

Victoria (zu Förster). Das war recht, das war reizend von Ihnen. Sie hat solche Abfertigung reichlich verdient.

Isabella (zu Ellen, indem sie der Crocus nachsieht). Dies schreckliche Wesen!

Victoria. Ob sie wirklich Latein kann?

Lieutenant Weſtmann. Warum nicht. (Deklamirend). Eine Wölfin hat ſie genährt. Ihr eignet die Kühnheit des Römers; warum nicht ſeine Sprache?

Iſabella (zu Ellen van der Wies). Wir bleiben nicht lange (indem ſie dem Gemälde eine Kußhand zuwirft). Adieu, liebes Bild!

Lieutenant Weſtmann (entfernt ſich mit Iſabella und Victoria, weiſt auf das Gemälde und flüſtert Iſabella zu). Mir wird angſt und bang vor dem Bilde!

Iſabella. Bange, einem Soldaten, einem Ritter des Eiſernen Kreuzes!

Lieutenant Weſtmann. Dem Glück ſo nahe, ſo ganz nahe und — Ich zeige Ihnen nachher den Zug an dem Bilde, der mir ſo angſt macht.

Victoria (zu Förſter, leiſe). Da hab' ich nun Ihre Blumen wieder einmal meiner Schweſter gegeben. Die Mama bemerkt ſonſt wahrhaftig . . .

Präſidentin von Wirſing (tritt in die Thür und klatſcht in die Hände). Wo bleibt ihr nur, Kinder! Das Dejeuner!

(Alle ab, außer Förſter und Ellen van der Wies.)

2. Scene.

Förſter und Ellen van der Wies allein.

Ellen van der Wies. Und Sie?

Förſter. Ich ſpeiſe in der Reſtauration.

Ellen van der Wies. Iſt's da beſſer als hier?

Förſter (lacht).

Ellen van der Wies. Nun?

Förſter. Es wird wohl bei meinen Herren Hoftraiteuren bisweilen unerlaubt ſchlecht ſein.

Ellen van der Wies. Und Sie ertragen das ruhig? Aus Mitleid wahrſcheinlich! So gut wie der Trödler kann auch der Wirt ein blindes Töchterchen haben.

Förſter. Aber es wäre doch zu hart vom Himmel, wenn er die weibliche Nachkommenſchaft der zwanzig braven Väter, die meine Fütterung beſorgen, mit ſolchem Unglück geſchlagen. Nein, die Sache liegt ſo einfach wie möglich: Fühl' ich Hunger, ſo trete ich in die erſte beſte Speiſeanſtalt, und was gerade fertig, das laß ich kommen. 's iſt freilich manchmal darnach.

Ellen van der Wies. Und Sie fürchten ſich gar nicht vor gebratenen Katzen?

Förſter. Märchen! Hier in Rom iſt es der Maſchine „Körper" gleichgiltig, womit ſie geſpeiſt wird. Mit den Träbern des verlorenen Sohnes käm' man hier aus, und ich weiß nicht einmal recht, was das eigentlich iſt, „Träber"?

Ellen van der Wies. Ich auch nicht.

Förſter. Hier ſtimm' ich dem fleißigen Kollegen bei, der neulich wünſchte, man möchte eine Pille erfinden, die uns, wenn wir ſie am Morgen genöſſen, ſatt mache für den ganzen übrigen Tag.

Ellen van der Wies. Ein ungaſtlicher, abſcheulicher Gedanke!

Förſter. Aber ſo übel nicht für einen, der mit den Stunden zu geizen hat, wie ich hier mit den meinen.

Ellen van der Wies. Ihre Zeit iſt beſchränkt?

Förſter. Auf den Tag, und dazu auch noch auf den Groſchen. Ein Zauberer hat mir eine Wünſchelrute anvertraut, und zwar auf eine feſte, begrenzte Reihe von Stunden, und vielleicht um ſie mir nie wieder zu überlaſſen, ſolang ich lebe. Da gilt's, ſie zu brauchen.

Ellen van der Wies. Sie sind zum erstenmal hier?

Förster. Zum ersten- und leider vielleicht auch zum letztenmal. In der Nacht — vier Monate ist's her — kam ich an. Als ich früh heraustrat und mein Fuß Roms Pflaster betrat — aber ich will jetzt nicht schwärmen —, da war ich wie berauscht, und ein wenig bin ich's noch immer! Die Lunge atmet hier freier, das Herz schlägt schneller, man fühlt sich größer, besser, reiner als daheim unter all dem elenden Kleinkram. Ich, ich — Im Mittelalter schickte man den Fürstensöhnen das Bild ihrer künftigen Königin. Sie sahen es an, sie verliebten sich in das Gemälde, sie fragten sich in schlafloser Nacht, beim Gastmahl, auf der Jagd, beim Ritt durch den Wald: Wie wird ihr Auge leuchten, ihre Stimme klingen, ihr Mund lächeln, ihre Lippe küssen, wenn ich vor ihr stehe und ihre warme Hand ruhen wird in der meinen?

Ellen van der Wies. Und Sie! Wie hat Sie die Prinzessin begeistert!

Förster. Das ist das rechte Wort: Ja, ich bin noch immer begeistert, höher und mehr, als Sie sich vorstellen können! Rom war für mich die geliebte, mir in allen Zügen vertraute, ach so lang' unerreichbar ferne Verlobte. Da erschien der Zauberer, von dem ich sprach, da bekam mein dickes Buch, das Sie oben haben, den Preis, der zog ein schönes Honorar des Verlegers nach sich. Als Privatdocent ist man ein freier Mann, und so lange die Franken reichen, ist's mir vergönnt, hier zu weilen, zu schwelgen, zu lernen, mir das zu eigen zu machen, was man doch — erst jetzt erkenn' ich es recht — doch nicht missen kann in meinem Berufe.

Ellen van der Wies. Den Sie, man ſieht es Ihnen an, aus reiner Neigung ergriffen.

Förſter. Großer Gott, eine Vernunftehe iſt es gewiß nicht geweſen. Es gehört doch etwas Mut dazu, Fräulein, wenn man ſo allein auf der Welt daſteht, wie eine ausgeſetzte Katze, und den letzten ererbten Thaler für einen Doktorſchmaus ausgegeben hat, einen Beruf zu ergreifen, der in den erſten Jahren ſicher nichts einbringt, als recht artige Koſten. Aber mit Mut und Enthuſiasmus, mit Fleiß, feſter Geſundheit und etwas Glück kommt man über noch höhere Berge.

Ellen van der Wies. Als die Alpen, über die Sie zu unſer aller Beſten geſtiegen.

Förſter. Mitten durch ſie hindurch im Eiſenbahncoupé. Dem Helden unſeres Wanderbuches iſt es ſaurer geworden.

Ellen van der Wies. Und wie friſch, froh und hoffnungsvoll bleibt er auch bei der unmenſchlichſten Entbehrung. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, Doktor, was dies Buch, dieſer Schatz, für mich bedeutet. Sie haben mich ja eben gelehrt, die Koſtbarkeit Ihrer Zeit zu achten; aber, nicht wahr, Sie helfen mir, dahinter zu kommen, woher der Trödler . . .

Förſter. Von wem er das Wanderbuch kaufte? Ich ſagte Ihnen ja ſchon, der Mann iſt redlich, und er bleibt dabei, es von einem päpſtlichen Soldaten gekauft zu haben, der es auf der Straße gefunden.

Ellen van der Wies. Vor etwa zwölf Jahren. Die Schrift iſt vergilbt; aber daß ſich für ſolches Kleinod, das ſo billig zu haben, in ſo langer Zeit kein Käufer gefunden . . .

Förſter. Wer ſucht dergleichen in einer Bude, wo abgelegte Stiefel den vornehmſten Handelsartikel bilden!

Ellen van der Wies. Aber wir wiſſen doch nicht allein, daß ſich hier in Rom ſelbſt in alte Schuh und Kleider gern etwas Kunſt miſcht.

Förſter. Der Mann hatte ja keine Ahnung von dem Wert unſeres Buches. Erinnern Sie ſich nur des alten Keſſels, aus dem Sie es hervorziehen ließen.

Ellen van der Wies. Ein gräßliches Chaos von widrigem Unwert! Aber ob es ſich wirklich nicht dahinter kommen läßt, wer die wundervollen Skizzen in den Text und auf die hinteren Blätter gezeichnet? Sie ſagten doch ſelbſt...

Förſter. Ja, ſie verraten die Hand des künftigen Meiſters. Und mehr! Iſt dieſer Wandersmann jetzt ein großer Künſtler geworden, ſo charakteriſtiſche, ich möchte ſagen erſchrecklich wahre Bildniſſe bringt er jetzt kaum mehr zu ſtande. So jugendlich keck, ſo wundervoll unbefangen bleibt man nicht beim Ringen um den eigenen Platz auf dem Gipfel der Kunſt. Laſſen Sie mich Bild für Bild noch einmal ſtudiren.

Ellen van der Wies. Damit Sie, wie ſoll ich ſagen, damit Sie Indizien finden?

Förſter. Ganz recht.

Ellen van der Wies. Wer von unſeren Meiſtern...

Förſter. Unſere Wanderbuchkleinodien geſchaffen. Gewiß, gewiß, ich überſchätze ſie nicht, und doch! Ach, liebes Fräulein... (Seufzt).

Ellen van der Wies. Was iſt Ihnen, Doktor?

Förſter. Wie viel ſchöne Talente hab' ich zu Grunde gehen ſehen. Erinnern Sie ſich des Malers Kraft, von dem ich Ihnen erzählte?

Ellen van der Wies. Der die ſchöne Schuſterstochter geheiratet?

Förſter (ſeufzt). Ich war geſtern bei ihm. Dieſe Not, dies verkommene Elend!

Ellen van der Wies. Es liegt oben für den Aermſten eine kleine Summe bereit.

Förſter (küßt ihre Hand und behält ſie bewegt in der ſeinen). Dank, tauſend Dank (ſeufzt). Ach, Sie wiſſen ja nicht, welche Wohlthat . . .

Während Förſter Ellen van der Wies ſeufzend näher getreten iſt und ihr die Hand küßt, ſtürzt Windel in das Zimmer.

3. Scene.

Ellen van der Wies. Dr. Förſter. Windel.

Windel (prallt zurück, da er die beiden wahrnimmt). Bitte, Sie werden die große Güte haben und mich entſchuldigen. Ich — weiß Knöppchen — wenn ich gewußt hätte, ich fände Sie hier ſo allein . . . ſo . . . Aber ſehen Sie, hochverehrteſtes Fräulein, (durchſucht erregt ſeine Taſchen) da iſt mir . . .

Ellen van der Wies. Sie haben etwas verloren?

Windel. Meiner Seelen, 's iſt faſt ſo, als wär's nicht anders — und noch dazu — Spaß apart! Mein Brieftäfelchen iſt mir abhanden . . .

Ellen van der Wies. Was?

Windel. Mein Brieftäfelchen, wiſſen Sie, mein Portefolio . . .

Ellen van der Wies. O, ich bedaure!

Windel (ſieht ſich in der Nähe des Bildes um). Unterthänigen Dank. Aber weiter als bis hieher bin ich gar nicht ge-

kommen. In der Villa da draußen — Herzog Alpa — Alpalonga . . .

Förſter. Albani!

Windel. Ja, bei „Alpanis", da war's, da hab' ich noch ſo ein Ungetier von einem Flügeladjutanten hineingekrackelt.

Ellen van der Wies. Einen Adjutanten?

Windel. Einen Greifen mit Flügeln, mein' ich, wenn Sie gütigſt erlauben. Alles wird gezeichnet, ſo gut man's eben kann. Ein Tapetenmotiv iſt mir immer willkommen, benevenuto. Man lernt hier auch ſein bißchen Römiſch. Sie wiſſen ja freundlichſt, Herr Doktor, ich reiſe für die Tapetenfabrik meines Vaters, und was die alten Griechen und Römer für eine Naſe gehabt haben für den neueſten Geſchmack in den Deſſins, 's iſt das pure unerklärliche Wunder. Spaß apart! Manchmal ſieht's gerade ſo aus, als hätten die alten Herren vorausgewußt, was die Kundſchaft jetzt fordert. Und die Kopien in dem Brieftäfelchen! Meiner Sixen, ich verſchmerze eher die Gröſchchen, die in dem Seitentäſchchen ſteckten — ein ganz hübſches Hoppeichen! Warten Sie einmal gütigſt . . .

Förſter. Als Ihre ſauberen kleinen Zeichnungen? Ich hab' ſie geſehen, und es thut mir aufrichtig leid . . .

Windel (ſucht wieder in den Taſchen). Und, und — da ſoll mir doch einer . . . Ne, ſo was — tauſend — fünfhundert — drei blaue Engel und ein Zwanziger mit antiker Skriptur — achtzehnhundertundſiebenzig Reichsmark. Geht doch über den Spaß, meiner Seelen!

Windel geht ſchnell ab.

Ellen van der Wies. Der arme junge Mann!

Windel (steckt den Kopf durch die Thür). Verzeihen Sie ergebenst. Ich hatte vergessen, mich zu empfehlen. Allseitig gesegnete Mahlzeit. Gehorsamster Diener (wirft die Thür zu, ab).

4. Scene.

Ellen van der Wies. Dr. Förster.

Förster. Dieser Jüngling hat mich in meinem Dank unterbrochen. Vielleicht ist der Kraft noch zu retten.

Ellen van der Wies. Hoffen wir's!

Förster. Und wenn nun unser armer Schlucker von einem Wanderer auch wie der Kraft und so viele Stiefkinder des Glückes vor ihm zu Grunde gegangen wäre, und mit ihm sein herrliches Talent?

Ellen van der Wies. Entschieden nein, und abermals nein! Das Genie — und in diesem Wanderer steckt das Höchste, das Größte — das wahre Genie überwindet Unglück und Elend.

Förster. Recht häufig, doch leider gibt es auch finstere Mächte . . .

Ellen van der Wies (erschrocken). Nein, nein, nein! Dieser frische Himmelsstürmer ward nicht geschaffen, um zu Grunde zu gehen, zu verkommen. Wenn ich nur in der Reisebeschreibung . . .

Förster. So suchen Sie denn im Text nach Anzeichen und Winken, ich vertiefe mich nur in die Bilder und studire sie gründlich. Sie wissen nicht, wie beschränkt meine Zeit ist.

Ellen van der Wies. Und doch opfern Sie immer häufiger schöne Vormittagsstunden, um uns armselige

Dutzend-Rompilger und mit uns den Tapetenmuſter ſuchenden Herrn Windel durch die Muſeen zu führen.

Förſter. Ja freilich, freilich. Es iſt auch ein Jammer um die köſtliche verlorene Zeit. (Verlegen.) Das war wohl nicht höflich?

Ellen van der Wies. Kaum, aber es kam doch von Herzen.

Förſter. Sehen Sie, Fräulein . . .

Ellen van der Wies. Nur keine Entſchuldigung.

Förſter. Doch, doch! Da iſt die Präſidentin . . .

Ellen van der Wies. Eine liebenswürdige Lady.

Förſter. Finden Sie?

Ellen van der Wies. Ihre Tochter Victoria wird Ihnen freilich beſſer gefallen, und dazu erzählte mir die würdige Excellenz, ihr Gatte denke daran, Sie vielleicht zum Direktor des königlichen Muſeums . . .

Förſter. Aber, Fräulein!

Ellen van der Wies. Klug wie die Schlangen, ohne Falſch wie die Tauben.

Förſter. Die Stelle iſt es wahrhaftig nicht, die mich — der Präſident hat ſie allerdings zu vergeben, er ganz allein.

Ellen van der Wies. Und eben darum iſt es doch ganz natürlich . . .

Förſter. Ja, natürlich, oder gar nicht natürlich — oder . . .

Ellen van der Wies. Warum ſo befangen? Ihr Verhalten iſt völlig korrekt; ja, Sie würden unrecht thun, anders zu handeln, und es kommt mir ſeit einiger Zeit ſogar vor, als mache das Cicerone-Amt Ihnen wirklich Vergnügen.

Förſter. Iſt Ihnen das auch nicht entgangen? Merkwürdig! Daß ich's geſtehe: Anfänglich war das Führen mir läſtig, fatal. Wie ein Attentat auf meine koſtbare Zeit kam es mir vor, aber jetzt ... Nein — es iſt wirklich wahr — jetzt macht es mir das allergrößte Vergnügen.

Ellen van der Wies. Trotz unſerer gemiſchten Geſellſchaft?

Förſter. O, Sie ſind ja nicht alle wie der Herr Windel und die ſchreckliche Crocus.

Ellen van der Wies. Ich danke.

Förſter. Und dann Fräulein Vicki, Fräulein Victoria Wirſing. In ihr, das fühl' ich, wächſt das Intereſſe, ja das Verſtändnis von Tag zu Tag, und das zu beobachten, das allein macht ſolche Freude ...

Ellen van der Wies. Daß Sie auch in Zukunft gut thun werden, uns Ihre treffliche Führung zu gönnen. Als guter Lehrer haben Sie auch ſchon Preiſe eingeführt für die Beſten.

Förſter. Ich? Preiſe?

Ellen van der Wies. Belohnen Sie Fräulein Vicki etwa nicht recht häufig mit einem Sträußchen?

Förſter. O, bitte, laſſen Sie das!

Ellen van der Wies. Und ich bekomme nächſtens auch eins; denn es iſt Ihnen heute an mir ein ſeltenes Bekehrungswerk gelungen.

Förſter. Mir?

Ellen van der Wies. Sie haben mich für das Bild dort gewonnen, obgleich es von einem Manne iſt ...

Förſter. Was haben Sie gegen den ausgezeichneten Künſtler?

Ellen van der Wies. Nichts Thatsächliches. Aber das bedingt auch bei uns Frauen das Für und Wider am letzten. Rabenhorst wohnt hier im Hotel. Der vornehme Herr, vom Kopf bis zum Sporn am Reiterstiefel, den er so gern trägt. Er soll aus altem Hause stammen und sein „von" nur nicht gebrauchen, weil jeder ohnehin weiß, daß er von Adel. Ein Prachtstück eitler Bescheidenscheit oder bescheidener Eitelkeit, wie Sie wollen. „Rabenhorst" steht auf seiner Visitenkarte, nichts weiter; aber da steckt auch alles drin. Rohan suis, prince ne daigne. Sie kennen die Devise. Seinem Reitpferde und seinen Einkäufen nach muß er reich sein; dazu ist er ein schöner Mann, berühmt weit über Deutschlands Grenzen hinaus, ja in England und Amerika besonders geschätzt, ein Glückskind, das zum Spaß malen gelernt hat. Als die Kunst ihm dann zeigte, daß sie ihn liebt, hat er sie wieder zu lieben begonnen und ist mitten unter Sport und Luxus ein großer Maler geworden. Gewiß! Den Gipfel hat er erreicht, aber ohne ihn zu erklimmen. Von guten, freundlichen Genien ist er hinaufgehoben worden, wie man ein Kind auf den Tisch setzt. Aber das . . .

Förster. Sehen wir doch nur an, wo er steht, was er leistet, nicht auf welchem Wege er sich die Lorbeeren errungen hat! Uebrigens, wem danken Sie seine Lebensgeschichte? In keiner Encyklopädie findet man mehr als die dürftigsten Notizen über seine Herkunft und den Gang seiner Bildung. Seine ausführlichste Biographie sagt nur . . .

Ellen van der Wies (neugierig). Was, was? Ich bitte.

Förster. In einem rheinischen Dorf Rabenhorst ge-

boren, geht er jung nach Düsseldorf, von da nach Italien, dann nach Paris und von dort mit dem grand prix nochmals nach Rom. Aber Sie wissen das alles besser als ich.

Ellen van der Wies. Im Gegenteil, Sie haben mir da lauter Neuigkeiten berichtet.

Förster. Aber Sie schienen doch vertraut mit seiner Entwicklungsgeschichte.

Ellen van der Wies. Rückschlüsse, Doktor, eigene Kombinationen, vielleicht von einer leisen Abneigung nicht unbeeinflußt.

Förster. Und das gestehen Sie ein, Sie, an der es mir immer gefiel, daß Sie das Beste von anderen glaubten?

Ellen van der Wies. Das thu' ich im allgemeinen auch heute noch gern, doch gibt es Dinge, die wir Frauen nicht zu überwinden vermögen. Vielleicht steckt's mir im Blut. Ich hatte schöne Bilder von Rabenhorst gesehen, längst bevor ich hier herkam, und sie aufrichtig bewundert.

Förster. So hab' ich Sie doch nicht eigentlich bekehrt.

Ellen van der Wies. Ich freute mich sogar, ehrlich gestanden, von ganzem Herzen auf seine Bekanntschaft, und er ist auch . . . er hat mir . . .

Förster. Ich weiß, daß er Sie sehr bewundert.

Ellen van der Wies (lebhaft). Woher?

Förster. Oft sah ich ihn in Ihren Anblick versunken.

Ellen van der Wies. So haben Sie auch bemerkt, wie unbescheiden er mich manchmal ansieht? Keinem Blinden kann's ja entgehen! Aber auch ich hab' ihm in die Augen und tiefer, tiefer bis auf den Grund der Seele geschaut. O, ich kenn' ihn, kenn' ihn genau und weiß jetzt, wie er ist. Das Gegenteil, das Widerspiel

deſſen, was ich von dem Manne verlange, für den ich ... deſſen — den ich wertſchätzen könnte.

Förſter. Aber liebes, einziges Fräulein ...

Ellen van der Wies. Verſtehen Sie mich nicht falſch! Dem Künſtler Rabenhorſt alle Ehre; doch ich bin eine Tochter der neuen, freien Welt. Mein Vater war, wie der Engländer ſagt, ein self-made man. Als armer Kaufmannslehrling kam er nach New-York, und durch Geiſt, Fleiß und eiſerne Energie iſt er, Sie wiſſen's ja, zu einem der größten Schiffsrheder geworden. Bis an ſein Ende war er ſtolz auf die Not und ſaure Arbeit in ſeiner Kindheit und Jugend, und er hat mich gelehrt, zu denen aufzuſehen, die, was ſie ſind, ſich ſelbſt und der eigenen Kraft verdanken. Was Sie mir vorhin von Ihrem mutigen Ringen gegen niedrige äußere Umſtände erzählten, das macht mir Sie wert; der Maler Blume, bei dem ich Stunde habe, beſitzt meine Achtung, weil er, der als Kind einer armen Witwe bis ins fünfzehnte Jahr barfuß gelaufen und noch viel ſpäter zum erſtenmal vom Strohlager in ein wirkliches Bett kam, weil er es doch dahin brachte, der Kunſt zu leben, die ihm alles iſt, und dabei noch ſeine arme Mutter und ſeine zwölf — oder waren es gar dreizehn — Geſchwiſter zu unterſtützen. Und nun erſt der Held unſeres Wanderbuches, der, nachdem er einen Bruder aus der Not gerettet, mit fünfzig Thalern in der Taſche den Mut fand, zu Fuß als halber Bettler über die Alpen nach Rom, dem Ziel ſeiner Sehnſucht, zu pilgern. Ihm, und hätte ich ſo viel Freier wie Penelope, ihm würde ich vor allen den Vorzug geben. Finden Sie ihn auf, und er ſoll mein Held ſein! Ein ſo echtes Kind der alten Welt wie

Rabenhorſt, an dem ein Stück Mittelalter hängt, ein Günſtling des Schickſals, der die Hälfte deſſen, was der Mann durch ſich ſelbſt werden ſoll, ſchon in der Wiege war, muß nun einmal — und er wird nicht viel darnach fragen — auf die Sympathie der Tochter meines Vaters verzichten.

Förſter. Wenn er das hörte!

Ellen van der Wies. Unſere arme Rede dringt gar nicht hinauf bis zu ſeiner eingebildeten Höhe. Dieſer große Herr und Künſtler blickt auf Welt und Menſchen herab, als gehöre ihm ein beſonderer, bevorzugter Platz über beiden, und das von Gottes Gnaden. Der einzige Menſch im Hotel, mit dem er verkehrt wie mit ſeinesgleichen, iſt natürlich ein Graf.

Förſter. Graf Pacht, ein tüchtiger Archäolog und ſein nächſter Freund! Im Kunſtverein ſchätzt man Rabenhorſts liebenswürdiges, zuvorkommendes Weſen. Gilt es für einen guten Zweck zu ſammeln . . .

Ellen van der Wies. So wird er bei der Hand ſein und ſich hochmütig ſagen: „Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin" — Sie kennen der Spruch.

Förſter (vorwurfsvoll). Aber, aber . . .

Ellen van der Wies. Aber ſo verhält es ſich wirklich. Und warum? Ich will's Ihnen ſagen: Einem ſolchen Herrn geht einfach die Fähigkeit ab, zu begreifen, was ernſte Arbeiter, die ſich's ſauer werden laſſen, bewegt, was ſie zu erdulden hatten und was ſie — ſo kompenſirt das Schickſal — ſchließlich eine Fülle des Glücks empfinden läßt, dem gegenüber die Freuden eines Rabenhorſt und ſeiner ritterlichen Genoſſen ſchal ſind, matt, farb- und geſchmacklos, ja ſo alltäglich wie des ſchönen, genialen,

berühmten Künſtlers, von dem wir reden, ganzes auf polirten Schienen fortlaufendes Daſein. So ſteht es.

Ellen hat ſich während der letzten Worte der Thür genähert, durch welche ihr Blume entgegentritt.

5. Scene.

Dr. Förſter. Ellen van der Wies. Blume.

Ellen van der Wies. Ah, mein lieber Herr Blume! (Reicht ihm die Hand, die ſie zurückzieht, da Blume ſie zu küſſen verſucht.)

Blume. Grüß Gott, mein gnädiges (verſucht vergeblich Ellens Hand zu küſſen), allergnädigſtes Fräulein, ich komme . . .

Ellen van der Wies. Um wegen der Verlegung der Stunden zu ſprechen? Gut, gut! Mrs. Wilſon ſagte mir ſchon. Einverſtanden mit allem! Aber jetzt zehn Minuten Urlaub. Ich muß nach der Mama ſehen, und dann bring' ich Ihnen etwas mit — Sie werden Ihre Luſt daran haben! Bitte, Doktor, erzählen Sie Herrn Blume von unſerem glücklichen Fang. (Grüßt die Herren und verläßt ſchnell den Saal. Ellen ab.)

6. Scene.

Dr. Förſter. Blume.

Blume (Ellen nachblickend, für ſich und wie verzückt). Herrliches Mädchen! Die Würde der alten Welt und die echte Freiheit der neuen in köſtlichſter Verſchmelzung. (Zu Förſter.) Und Sie, mein Gönner, wie ſoll ich Ihnen danken für das gnädige Wort in der Ausſtellung! Balſam, Manna! Das ſtärkt das Herz.

Förſter. Piano, piano! Sie wiſſen, daß es mich immer etwas Zwang koſtet, Ihrer Richtung gegenüber die Objektivität zu bewahren.

Blume. Es führen ſo viele Wege zum Himmel . . .

Förſter. Und in die Hölle.

Blume. Aber jedes redliche Streben . . .

Förſter. Kann das Paradies öffnen und verdient wenigſtens Beachtung. Das Ihre weiſt Sie in die Vergangenheit zurück.

Blume. Und zugleich aufwärts zu den lichteſten Höhen.

Förſter. Auf den Pfaden, den die einfältigen, glaubensfrohen Vorläufer der Renaiſſance ſo ſicher gewandelt.

Blume. Ja wohl. „Die Einfältigen" ſagen Sie, und juſt ihnen ward das Himmelreich verheißen.

Förſter. Mit Recht; denn die glühende Sehnſucht ihrer gläubigen Herzen zog den Himmel zu ihnen nieder, wie das Gebet des heiligen Antonius das Chriſtkind in ſeine Arme. Aber uns, den Kindern einer ruheloſen, am Wirklichen haftenden Zeit, iſt es uns noch gegeben, ſolche ſchlichte, treue Glaubensfülle unberührt in uns wirkſam zu erhalten?

Blume. Warum denn nicht, verehrteſter Meiſter? Dem Rauſch der Romantik iſt die Revolution gefolgt, die der Pöbelherrſchaft des Realismus zum Siege verhalf. Aber ſchon empört ſich das Hohe, das Vornehme, das Ewige im Menſchen gegen das Regiment der Gemeinheit. Das niedergeworfene Ideal ſtreift die Ketten ab und rüſtet ſich zum Kampf. Die Kunſt beſinnt ſich wieder auf ihre himmliſche Herkunft und wendet ſich zu ihrem Urquell zurück. Groß geworden im Dienſte der Religion, hat ſie in dieſer letzten Zeit, die der häßlichen Wirklich-

keit huldigt, dem Niedrigſten und Widrigſten Heerfolge geleiſtet. Jetzt fragte ſie ſich: Kann es wirklich deine Aufgabe ſein, Gebilde des Staubes nachzuformen in gebrechlichen Werken, und die Antwort lautet „nein“. Sursum corda! Aufwärts die Herzen, heißt nun für uns die hohe Parole. Wir brechen mit der Gegenwart, kehren um und freuen uns, da wieder anzuknüpfen, wo die Größten der Großen begonnen.

Förſter. Ohne den Rückſchritt zu fürchten?

Blume. Worin anders wären wir, die Heutigen, den Meiſtern des vierzehnten Jahrhunderts überlegen, als vielleicht in der Technik?

Förſter. Vergeſſen Sie auch nicht die Achtung vor der Wahrheit, die wir der Arbeit der letzten Jahrzehnte verdanken.

Blume. Ich dächte . . .

Förſter. Sie hoffen durch Ihr letztes Werk bewieſen zu haben, daß auch der Reaktionär lernen und vergeſſen kann, und wenn ich heute früh ſagte, Ihre Madonna bezeichne einen ſchönen Fortſchritt, ſo . . .

Blume (geſpannt). Mein Meiſter!

Förſter. So dachte ich dabei beſonders an den Knaben Johannes, in dem — laſſen Sie ſich's nur gefallen — ein ſo derbes und tüchtiges Stück Realismus ſteckt, daß er . . .

Blume. Daß ich hoffen darf, durch ihn Ihren gütigen Beifall . . .

Förſter. Beifall hin und her! Daß er mich zugleich überraſcht und erfreut hat. Ja, dieſer Burſch hat mich an Rabenhorſts kernige Weiſe erinnert.

Blume (verlegen). Wie ſeltſam! Für mich hat auf

diesem Gemälde ... Aber ich bin schon zufrieden, wenn Ihrem Kennerauge nur ein Einzelteil meiner Schöpfung gefällt. Sie haben ... darf ich denn auch ...

Förster. Nur heraus mit der Sprache!

Blume. Sie werden in der „Allgemeinen Zeitung" über unsere Ausstellung berichten?

Förster. Morgen oder übermorgen, denk' ich, und da soll ich nun Ihren Jungen ...

Blume. Verstehen Sie mich nicht falsch, verehrtester Meister.

Förster. Lassen Sie doch um Gottes willen den Meister.

Blume. Nein, nein, um nichts in der Welt! Wer wie ich — ach, Sie wissen nicht, in welchen Händen jetzt die Kritik liegt. Unwissenheit, Großsprecherei, Parteilichkeit, bestechliche Hände. Und da kommen Sie, ausgestattet mit allen Schätzen des Wissens, ein echter, rechter Gelehrter, nie zu beeinflussen und zu gewinnen.

Förster. Aber, bester Herr, machen Sie mir's doch nicht so grausam schwer, Ihren Burschen zu loben. Ich habe wirklich keinerlei Verwertung für die kleine Münze, den Meisterweihrauch und dergleichen, mit dem Ihre Güte ...

Blume. Mein Gott, wie Sie mich verkennen.

Förster. Gut, gut, ich will Ihres Jungen freundlich gedenken, weil er's verdient.

Blume. Und weil ...

Förster. Mein erster Grund ist entscheidend.

Blume. Aber Sie können ja nicht ahnen, wie Sie mich beglücken! Wie vermöchten Sie, der Universitätslehrer, der sich aus Liebe zur Sache einem kostspieligen

Studium weiht, auch nur zu ahnen, welche Hindernisse sich einem Kinde der Armut entgegenstellen, das sich jeden Satz des Wissens, jede Spur des Könnens, das es besitzt, ganz aus sich selbst heraus, ohne Hülfe . . .

Förster. Bin auch nicht in der Equipage zur Schule gefahren.

Blume. Indessen stand die Schule Ihnen weit offen. Aber ich! Während sie die Klassiker studierten, hütete ich Gänse; während Sie . . .

Förster. Ich weiß, wie mühsam Sie sich emporgerungen.

Blume. Empor? Wo steh' ich denn jetzt? Ist es mir je möglich gewesen, ein größeres Werk zu vollenden, das Jahre oder nur Monde ungestörter Arbeitszeit fordert?

Förster. Auch durch kleine Sachen kann der Künstler sein Können bewähren.

Blume. Wahr, wahr, wenn es ihm vergönnt ist, mit ganzer Seele bei der Arbeit zu bleiben. Aber ich . . .

7. Scene.

Windel zu Dr. Förster und Blume.

Windel (platzt herein). Entschuldigung! Ich wollte noch einmal nachsehen . . . Herrjechen, wenn man so etwas verloren — Mein Brieftäfelchen, Sie wissen ja gütigst. (Sieht sich unter dem Bilde um und verläßt dann rasch und mit Verneigungen das Zimmer.)

8. Scene.

Dr. Förster und Blume, später ein Kellner.

Blume. Lästige Störung! Und solche Einbrüche in meine Ruhe, sie sind die Regel. Und dazu die Zentner-

laſten an meinen Füßen! Eine Mutter, eine lächerliche Zahl von Geſchwiſtern. Mich ſelbſt äußerlich vernachläſſigen, hieße mich ausſchließen von der Geſellſchaft, in der ich Malſtunden finde.

Förſter. Die! Ja, ſehen Sie, Blume, die ſollten Sie aufgeben bis auf die letzte. Kaufen Sie das Talent, das Ihren famoſen Johannes ſchuf, emſig und flott aus, werfen Sie mit den Stunden die nazareniſche Himmelei in den Tiber, und müſſen's einmal heilige Stoffe ſein, ſo führen Sie ſie in derſelben wackern, männlichen Vortragsweiſe aus, die mir Ihren Johannes ſo wert macht.

Blume. Und während ich Bilder male, die unverkauft bleiben, was ſollen die Meinen? . . .

Förſter. Machen Sie Schulden! Schicken Sie nach Hauſe, was jetzt der Schneider an Ihnen verdient, und kommt die Zeit, in der man Ihre Gemälde kauft — und ſie wird kommen, wenn Sie mir folgen — dann ſtopfen Sie den ehrlichen unter Ihren Gläubigern das Maul.

Blume (erregt). Aber gerade durch die Malſtunden glückt es mir, die kleinen Bilder unterzubringen.

Förſter. Malen Sie große, Mann, große!

Blume. Große, große. O Meiſter, wenn Sie nur wüßten! Dies arme Herz, eine tiefe Leidenſchaft hat es ergriffen.

Förſter. Beneidenswerter!

Blume. Unglückſeliger ſollten Sie ſagen, denn — o mein Gönner . . .

Förſter. Nur keine Bekenntniſſe, Blume! Ich bin für Liebende ein ſehr ſchlechter Vertrauter.

Blume. Nein; denn Sie haben ein Herz, Sie können nachempfinden, was ein geſcheitertes Daſein bedeutet. Mit

welchen Hoffnungen zog ich über die Alpen, zu Fuß, mit einem Reisegeld — Sie würden es kaum wagen, einen Ausflug ins Sabinergebirge damit zu machen. Mit wundem Fuß und zerrissener Sohle zog ich durch die Porta del Popolo ein in die ewige Stadt, doch meine Seele . . .

Der Kellner tritt ein, ordnet die Zeitungen auf dem Tisch und rückt die Stühle zurecht.

Förster. Die zeigte Ihnen schon einen neuen Anbau am Vatikan, und wie Sie ihn mit Blumeschen Fresken bedeckten. Alles schon dagewesen, Herr, 's ist Hunderten wie Ihnen und schlechter als Ihnen ergangen.

Blume (ironisch). Schlechter?

Förster. Ja, Herr Blume, viel schlechter. Das Frühstück scheint bald vorbei zu sein (zeigt auf den Kellner), gleich kommt Fräulein Ellen zurück und bringt den Schatz, von dem sie geredet. Wir haben ihn für eine Bagatelle gekauft, 's ist das Wanderbuch eines jungen Gesellen, der, wie Sie, mit zwei Groschen in der Tasche, mit zerrissenen Stiefeln, aber mit einem Herzen voll königlicher Lust und maigrüner, wonniger Hoffnung über die Alpen kletterte und gleichfalls durch die Porta del Popolo hier einzog. Ach, und was war der Bursch für ein Künstler! Die Skizzen, von denen das Büchlein voll ist, jede einzelne ist ein Kleinod, Sie werden gleich sehen, und doch ward das Buch an einen Trödler verschleudert.

9. Scene.

Durch die Thür treten in munterem Gespräch Victoria und Isabella, Lieutenant Westmann, der mit Isabella scherzt, und Herr Windel. Förster. Blume. Victoria und Isabella mit Blumen in der Hand.

Lieutenant Weſtmann, Windel, die ſich mit den Albums auf dem Tiſch und den Zeitungen zu ſchaffen machen und plaudern.

Blume (zu Victoria und Iſabella). Grüß Gott, meine Damen!

Iſabella. Schönen Dank. Ich mag Ihren hübſchen ſchwäbiſchen Gruß ſo gut leiden. Wir wollen ihn zu Hauſe einführen, Vicki.

Victoria. Seitdem es Rundreiſebillets gibt, kennt man ihn ſchon. Aber er iſt wirklich nett, finden Sie nicht auch, Doktor?

Förſter. Gewiß; denn er ſetzt voraus, daß wir uns in gutem Einvernehmen mit dem lieben Gott befinden.

Blume (zu den Damen). Trefflich, wie alles, was er ſagt! (Geht auf die Zeitungen zu.)

Victoria (winkt Förſter, zeigt ihm ein illuſtrirtes Blatt und flüſtert mit ihm).

Iſabella (zu Lieutenant Weſtmann leiſe und auf Blume weiſend). Ein wohlriechendes Sträußchen für die Naſe der Dame Kritik.

Lieutenant Weſtmann. Aber Doktor Förſter ſieht nicht aus, als hätt' er beſonderen Sinn für dergleichen Düfte. — Die Blumenſprache . . .

Iſabella. Doch, er plündert hier die Gärten für Vicki, und wenn ich nicht die Hälfte auf mein Teil nähme . . .

Lieutenant Weſtmann. Das kann nicht lange ſo fortgehen. Ich faſſe Mut und mache dem Verſteckſpiel ein Ende. Sehen Sie, Bella . . .

Iſabella. Nur jetzt nicht, nur noch nicht heute —

Blume (ſucht die Aufmerkſamkeit Förſters, der eifrig mit Victoria flüſtert, immerfort durch Räuſpern und Geſten auf ſich zu ziehen, aber vergeblich).

Lieutenant Westmann. Das heißt aber doch: Bald, vielleicht morgen. Ich lasse mir's gesagt sein. Wir beide haben, dächt' ich, meisterlich gelernt . . .

Windel. Sie reden vom Italienischlernen, meine Herrschaften? Die Leute sprechen hier so ziemlich, wie's im Ollendorf steht, aber in Mailand und Venedig — ne, hören Se — das ist gar kein Italienisch mehr — das . . .

Isabella. Was denn sonst?

Windel. Eine Sprache, weiß Knöppchen, eine Sprache, wo man gar nicht hat. In Neapel . . .

Lieutenant Westmann. Sie waren vier volle Wochen dort?

Windel. Ja, wissen Sie, in Geschäften. Tapeten. Wir kommen jetzt hinter ihren Gusto. Aber auch in Kunst hab' ich gemacht. Was die angeht, immer derselbige. Ohne Kunst geht's nicht ab hier im Lande, wo die Zitronen blühen. „Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach!" Zu Anfang; mein Jechen! Aber zuletzt kommt man Sie doch hinter die Schliche.

Isabella. Sie sind natürlich auch in Pompeji gewesen?

Windel. Na, erlauben Sie mal, was denken Sie denn? So eine Berühmtheit! Im Bädeker ein volles Mandel Seiten „Beditschrift". Ne, heren Sie, an solchem Pünktchen geht doch ein gebildeter Mensch nicht vorüber! Hingemacht bin ich natürlich. Und wie ich mich da so umthue, da denk' ich doch gleich: „Meiner Seel, hier muß was vorgegangen sein, vorgegangen ist hier ganz sicher etwas." Auf der Stelle hab' ich mir's gedacht. Und weiß Gott, Spaß apart, das ganze Nest, ich sag's

Ihnen, und Sie dürfen es glauben, das ganze Neſt iſt einmal verſchüttet geweſen, völlig zugepfercht hat's der Veſuv mit allerlei Dingsda, ſie meinen Aſche und Lava.

Alle lachen.

Lieutenant Weſtmann. Was Sie ſagen?

Windel. Ne, Sie dürfen mir's, weiß Gott, glauben, da iſt gar nichts zu lachen. Perdutto — perdutti, reine weg iſt das Ding von der Erde geweſen. Und wenn Sie mir's nicht glauben (zu Förſter, der in tiefem Geſpräch mit Victoria alles überhört hat), Herr Doktor, verzeihen Sie gütigſt, Herr Doktor, wenn ich da ſtöre, aber Sie, Sie treiben doch die Wiſſenſchaft, Sie . . .

10. Scene.

Rabenhorſt, Mr. Durkie, die Präſidentin, ein Kellner treten in den Salon. Mr. Durkie begrüßt lebhaft, Rabenhorſt kühl und gemeſſen die Anweſenden, welche ſtumm dafür danken. — Die erſteren laſſen ſich auf Fauteuils zur Rechten der Bühne nieder. Der Kellner legt Zeitungen neben Durkie und Rabenhorſt hin und entfernt ſich.

Blume (reicht Rabenhorſt und Durkie mit großer Ergebenheit die Hand und zieht ſich dann zu den anderen zurück).

Die **Präſidentin** (tritt auf ihre Töchter zu und begrüßt die Geſellſchaft). Ich komme, um euch zu rufen, Kinder. Signora Olivotti will im Muſikſaale ſingen.

Iſabella. O, das iſt nett!

Victoria. Ja gewiß, und ich begleite ſie auch gern. Solche Stimme! Aber, Mama, Fräulein Ellen will gleich kommen und uns etwas ganz Beſonderes zeigen. Nicht wahr, Herr Doktor?

Rabenhorſt und Durkie leſen abgeſondert von den anderen die Zeitung.

Förſter. Ja wohl; Excellenz würden auch Ihre Freude dran haben.

Präſidentin. Aber es läuft uns ja nicht fort, lieber Doktor, und die Olivotti wartet auf meine Vicki. Es muß ſchon ſein! Keine Widerrede, ihr Mädchen. Aber was ſind das wieder für prächtige Blumen?

Victoria. Der Doktor hat ſie für Bella . . .

Präſidentin. Wie aufmerkſam. (Zu Förſter.) Aber Liebſter, Beſter, Sie ſind auf dem beſten Wege, das Kind zu verwöhnen!

Förſter. Gönnen Sie mir, bitte, das kleine und doch ſo große Vergnügen.

Präſidentin. Hübſch geſagt. Aber auf jetzt, ihr Mädchen!

Iſabella, Victoria, ſowie die anderen erheben ſich.

Präſidentin (zu den Mädchen leiſe). Was war denn das, wie ich eintrat, für ein Gelächter (auf Rabenhorſt weiſend und in lehrhaftem Ton). Man darf nie ſo laut ſein in einem Zimmer, wo Herren leſen. Und dann dieſe ewigen Blumen. Es iſt recht, Victoria, daß Du ſie an Dich nimmſt; die Auszeichnung, die für Bella darin liegt, muß ja ſonſt auffällig werden. (Zu Iſabella.) Aber Du haſt ja auch Deinen Strauß . . .

Iſabella. Lieutenant Weſtmann . . .

Präſidentin. Hübſch ſchweſterlich, daß ihr tauſcht. Die Herren dürfen nicht denken, ihr legtet auf ihre galanten Gaben zu hohen Wert. Aber ihr wißt doch . . . Auf unſerem Zimmer reden wir weiter über das alles!

Präſidentin, Iſabella, Victoria, Lieutenant Weſtmann, Windel ab.

11. Scene.

Förſter und Blume. Rabenhorſt. Durkie.

Blume (hält Förſter zurück, da auch er ſich entfernen will). Nur ein einziges Wort, wenn Sie geſtatten.

Förſter (ungeduldig). So machen Sie's kurz!

Blume (zieht Förſter, um nicht gehört zu werden, möglichſt weit fort von den leſenden Herren; leiſe). Das Wanderbuch, es will mir nicht aus dem Sinn. Findet ſich denn gar nichts darin, das den Namen des Künſtlers verriete, der die Skizzen gemacht hat?

Förſter. Auch Ausgeführtes, herrlich Vollendetes iſt darunter.

Blume. Und nirgends nennt ſich der Meiſter?

Förſter. So verſichert wenigſtens Mrs. Wilſon, die den ganzen Text mit Andacht ſtudirt hat.

Blume. Wie ſchade! Doch bitte, etwas leiſer zu ſprechen. Die Herren da drüben . . .

Förſter. Unter keiner Skizze hat ſich ein Buchſtabe gefunden.

Blume. Iſt das Buch in grüne Leinwand gebunden?

Förſter. Der Deckel hat kaum noch eine Farbe; dunkelgrün wohl am eheſten.

Blume. O Gott, o Gott!

Förſter. Was haben Sie nur, Herr?

Blume. Ahnen Sie's denn nicht?

Förſter. Bin kein Prophet.

Blume. Aber Sie ſehen doch meine Bewegung. Dies Buch — Ich — Beim Einzug in Rom iſt mir mein eigenes Wanderbuch abhanden gekommen.

Förſter. Herr Blume!

Blume. Auf der Herberge gestohlen, dachte ich immer; und wenn das, was das herrliche Mädchen vom Trödler erworben . . .

Förster. Es ist nicht das Ihre, Herr Blume.

Blume. Woher wissen Sie das so genau? Mein verlorenes Buch war auch grün gebunden.

Förster. Und doch wünschte ich beinahe, daß Sie sich irrten.

Blume. Warum?

Förster. Lassen wir das lieber!

Blume. Nein, nein, ich muß bitten . . .

Förster. Lieber Himmel, Sie wissen, ich werde erwartet — die Damen . . .

Blume. Nein, ich lasse Sie nicht, bis Sie mir sagen . . .

Förster. Nun denn, auf Ihre Gefahr hin . . .

Blume. Ich will Aufrichtigkeit, und nur solche, aber leiser, bitt' ich Sie, leiser (weist auf Mr. Durkie).

Förster. Sagte ich Ihnen nicht schon, daß ich diese Skizzen für Meisterwerke halte? Sie sind es in der That, und Sie, Blume, Sie würden rückwärts gegangen sein . . .

Blume. Leiser, ich bitte.

Förster. Rückwärts, weit, weit, rückwärts gegangen wären Sie, sag' ich, wenn Sie auf Ihrer Wanderung so herrliche Sachen . . .

Blume. Hart, hart! Und doch . . . Ich fühl' es ja selbst, wie der Daseinskampf die frische Titanenkraft von damals nach und nach in mir gelähmt hat. Und wär' es mein Buch, mein liebes teures . . .

Förster. Wird sich ja finden. Ein andermal weiter!

Mit einem kurzen Gruß gegen Blume und die Zeitung lesenden Herren ab.

12. Scene.

Blume. Rabenhorst. Durkie.

Rabenhorst (von seinem Fauteuil aus zu Blume). Nun, Blümchen, was hatten Sie mit dem Asparagus arteficiosus, dem wackern Kunstspargel, zu flüstern?

Blume (nähert sich ihm). Realismusfragen, mein Meister.

Rabenhorst (springt ärgerlich auf und führt Blume etwas beiseite). Lassen Sie sich aus Ihrem Meister Pomade kochen, Sie . . . Sie . . . Herr Gott, Mensch! Wer Ihnen nur ein Rückgrat schenken und ein bißchen ordentliches Männermark hineinpumpen könnte!

Blume. Warum fällt es Ihnen nur so schwer, meiner glühenden Verehrung zu gute zu halten . . .

Rabenhorst. Was? Etwa, daß Sie mich schimpfen? Meister! Meister hier in Rom, auf den Fußstapfen Michel Angelos! Fühlen Sie denn nicht die Abgeschmacktheit dieser Phrase? Wenn ich fortfahren soll, mich um Sie zu bekümmern, so lassen Sie sich nicht nur die Schlachtkälberaugen Ihrer Madonnen und ihre großen Tuchnadeln abkomplimentiren, sondern verschonen Sie auch ehrliche Stümper . . .

Blume (entsetzt). Ein Rabenhorst — Stümper!

Der Vorhang fällt.

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

Der Konversationssaal des ersten Aktes.

1. Scene.

Rabenhorst, Durkie, auf den Fauteuils wie im vorigen Akt, trinken Kaffee, Blume neben Rabenhorst stehend. Herr Windel und Fräulein Crocus auf dem Sofa Zeitung lesend.

Rabenhorst (zu Blume). Ich habe Ihnen die Bestellung mit gutem Gewissen zugewandt, Blümchen; denn Sie aquarelliren wirklich ganz „reizend" — ohne Schmeichelei — hübscher als manche talentvolle junge Dame. Sie sind der Aufgabe völlig gewachsen. Das Zimmer, wo der Vater des Grafen starb . . .

Blume. Im Palazzo Vasalli?

Rabenhorst. Ganz recht. Es ist ein prächtiger Raum, von vornehmen Dimensionen. Leicht gewölbte Decke, Säulen, viel Marmor, reicher Blumenschmuck, kurz, malerisch im höchsten Grade.

Blume. Ja, ja, ich glaub' ihn zu kennen.

Rabenhorst. Später, wenn ich zurück bin, zeig' ich Ihnen auch, wie ich das Ding angreifen würde, und bei der Arbeit stoß' ich Ihnen wohl auch dann und wann an den Pinsel. Thun Sie Ihr Bestes. Graf Pacht

weiß von Ihnen und dem Heuſchreckenheer Ihrer Geſchwiſter und hat mir bewilligt . . . (Winkt Blume und flüſtert ihm etwas ins Ohr.)

Blume (nachdem er Rabenhorſt geſpannt zugehört, lebhaft). Zu viel, viel zu viel; es iſt wirklich . . .

Rabenhorſt. Thorheit. Aber Sie müſſen gleich morgen ans Werk — jetzt — warten Sie (zieht die Uhr), 's die höchſte Zeit. Nehmen Sie gleich eine Droſchke . . .

Blume. Aber ich hatte . . . Ich ſollte . . .

Rabenhorſt. Ein Rendezvous? Läßt ſich alles verſchieben. Der Graf hat für Sie ſeine letzte freie Stunde reſervirt. Fort alſo, und nehmen Sie die Füße unter die Arme!

Blume. Gleich, gleich! (Zu Durkie.) Um Verzeihung, Sir . . .

Durkie. Please?

Blume. Wollen Sie die Güte haben, mich bei Ihrer Fräulein Nichte zu entſchuldigen. Sie hatte befohlen . . .

Durkie. Gut, gut. Miß van der Wies weiß, daß das Geſchäft allem vorangeht.

Blume. Meinen verbindlichſten Dank im voraus. Ich werde auch in keinem Falle ermangeln . . .

Rabenhorſt. Eine Droſchke zu nehmen.

Blume. Noch einmal den wärmſten, verbindlichſten . . .

Rabenhorſt. Wollen Sie den Grafen zu Hauſe finden, ja oder nein?

Blume. Ich bin ſchon halb bei ihm.

Rabenhorſt reicht ihm die Rechte, Blume ſchüttelt ſie tief gerührt mit beiden Händen und eilt dann, nachdem er ſich ehrerbietig vor Durkie verneigt hat, aus dem Zimmer. Blume ab.

2. Scene.

Durkie und Rabenhorst. Auf dem Sofa Herr Windel und Fräulein Crocus.

Durkie (sieht Blume achselzuckend nach und mit einer halben Wendung zu Rabenhorst). Poor fellow! Armer Schelm!

Rabenhorst. Ein Künstler, mein Herr!

Durkie. Ein Glück, das mancherlei ausgleicht.

Rabenhorst (kurz). Ganz meine Ansicht.

Sieht aufmerksam in die Zeitung. Durkie zuckt leise die Achseln und thut das Gleiche.

Windel. Ja sehen Sie, wer hier in dem alten Nest beim Einkaufen so ein richtiges Pümpelchen hat! . . .

Fräulein Crocus. Was?

Windel. Pümpelchen? Glück, Rattenturkel sagt mein Onkel Fritz — einen richtigen Treffer.

Fräulein Crocus. Und Kenntnisse, deren man sich nur durch ernstes Studium zu bemächtigen vermag. Kein Laie wag' es, Kunstsachen, welcher Art sie auch seien, zu erwerben.

Windel. Sie meinen, daß man hereinfällt, wenn man den Rummel nicht aus dem ff versteht. Nu freilich, so ein armes Schächerchen, wie ich bin, dem geht seine Brieftafel verloren, und die Millionenmiß grabbelt sich da aus alten Stiefeln und Latschen eine Mappe raus, die Tausende wert ist, und steckt sie für eine Prise Schnupftabak in die Tasche.

Fräulein Crocus. Haben Sie das Wunder gesehen?

Windel. Ja freilich; aber nur in Papier gewickelt. Eigentlich wollte sie es hier zeigen, aber da gab die Olivotti 'nen Singsang zum besten.

Fräulein Crocus. Verdiſche Drehorgelmuſik. Mir unſagbar zuwider.

Windel. Na, hören Sie, da fühl' ich doch anders. Ich wär' auch mit drüben, wenn der Trieſter Advokat nicht verſprochen hätte, um drei Uhr hieher zu kommen, um mir für das Römiſche Tageblatt eine Annonce wegen des Brieftäfelchens ins Italieniſche zu überſetzen. Der Doktor ſchreibt auch italiano, und er iſt ja ſonſt benevenuto . . .

Fräulein Crocus. Benevenuto?"

Windel. Gefällig, gutmütig, mein' ich. Mit Benevenuto kann man alles bezeichnen, was nach freundlich und gut ſchmeckt, und noch mehr: Wenn ich eine Droſchke haben will, ruf' ich „benevenuto", und, ſchwapp, iſt ſie da . . .

Fräulein Crocus. Aber Benevenuto iſt nur der Name . . .

Windel. Eines Schnitzlers — ich weiß. Aber wenn ich Cellini riefe, käm' keine Seele. Der Doktor kann mir heute leider weder Benevenuto ſein, noch Cellini; denn, du lieber Gott, wer ſo Feuer gefangen . . .

Fräulein Crocus. Förſter?

Windel. Wir haben ja hier keinen andern. Ne, ſehen Sie . . .

Fräulein Crocus. Er bemüht ſich, ſcheint's, um Fräulein Victoria . . .

Windel. Nur ſo nebenbei. Die Stinte beim Fiſchfang. Nee, Fräulein, der Haſe läuft anders! Das alte, gemütliche Beefſteak da drüben, ihr Onkel, wird keine himmliſche Freude dran haben. Aber Jeſes ne, daß Sie das nicht bemerkten! Die Damen wittern doch ſonſt dergleichen, wie der Mietzekater die Sahne.

Fräulein Crocus. Doktor Förſter ſollte ſich — gehen Sie! Auf die Amerikanerin ſollt' er ſich Hoffnung machen?

Windel. Warum denn auch nicht? Sehen Sie, ſo ein Gelehrter . . .

Fräulein Crocus (beſtimmt). Mit welchen ſtichhaltigen Gründen bekräftigen Sie dieſe Konjektur, dieſe Vermutung?

Windel (lacht). Wie Sie gleich ins Zeug gehen! Die Annoncen ſind ja noch nicht gedruckt, aber man hat doch zwei Augen im Kopf. Wie ich vorhin das Brieftäfelchen ſuchte, da bin ich ſchön ins Fettnäppchen getreten. Wer mag gern den Spielverderber machen? Aber mitten in ihr Rendezvous platzte ich herein. Zärtliches tête-à-tête hinter dem Rücken des Frühſtücks, unter vier Augen. Und, ach Herr Jeſes, das Geſeufze! Und vorhin, denken Sie, mitten beim Geſang, hat er ſie in eine Ecke gewinkt, und da gab's ein Tuſcheln und Muſcheln . . .

Fräulein Crocus. Alſo wirklich? Höchſt intereſſant. Nachher, lieber Herr Windel; — da ſind ſie . . .

3. Scene.

Ellen van der Wies tritt ein mit Lieutenant Weſtmann, Dr. Förſter, Iſabella und Victoria. Ein Kellner. Alle grüßen Mr. Durkie von der Thür aus, Ellen beſonders herzlich. Mr. Durkie dankt und wirft Ellen eine Kußhand zu. Der Kellner nimmt das Kaffeegeſchirr ab und trägt es hinaus. Fräulein Crocus und Windel erheben ſich.

Ellen van der Wies (zu Fräulein Crocus). Bitte, behalten Sie doch Platz. Ich habe meine neue Erwerbung mitgebracht (zeigt auf das eingewickelte Buch in ihrer Hand), und es würde mich freuen . . .

Förſter (zu Fräulein Crocus). Meine gelehrte Kollegin hilft mir die Tachygraphie des Lateiners entziffern.

Fräulein Crocus. Sehr freundlich, aber ich müßte ſchon längſt im archäologiſchen Inſtitut ſein. Man war ſo gütig, Bücher aus der Bibliothek der Anſtalt . . .

Förſter. Wie ſchade!

Fräulein Crocus. Ich laſſe nicht gern auf mich warten, aber Herr Windel wußte ſo intereſſante Neuigkeiten zu berichten.

Iſabella. Herr Windel?

Victoria. Die geben Sie, wenn Sie ein guter Menſch ſind, auch uns zum beſten.

Windel. Aber ich verſichere Sie, meine Damen . . .

Iſabella. Nichts von verſichern. Wenn Sie wüßten, welche Anlage zur Neugier ich habe . . .

Victoria. Und ich!

Fräulein Crocus. Thun Sie den Damen doch den Gefallen, Herr Windel. Dringen Sie nur tüchtig in ihn, Miß van der Wies, und Sie, Fräulein Vicki. Sie werden hübſche Dinge erfahren. Aber ich plaudere nicht aus der Schule. Auf Wiederſehen beim Diner. Ihr Manuſkript darf ich wohl morgen anſehen?

Ellen van der Wies. Mit Vergnügen, indeſſen . . .

Fräulein Crocus. Auf ſpäter; man wartet!

Fräulein Crocus ab.

4. Scene.

Die Vorigen. Der Kellner tritt durch die Thür, die Fräulein Crocus geöffnet, und macht ſich im Salon zu ſchaffen.

Ellen van der Wies. Was haben Sie da angerichtet,

Doktor! (Zu den anderen.) In dem ganzen Tagebuch steht kein Sterbenswörtchen Latein.

Isabella. Wundervoll.

Victoria. Das wird die Mama amüsiren.

Lieutenant Westmann. War mein Urteil zu scharf, Fräulein Isabella?

Isabella. Mein Gott, welche Dame versteht denn Latein?

Förster. Keine braucht's zu verstehen, selbst nicht ein angehender Blaustrumpf, aber wer sich die Miene gibt, als lese er den Vitruv im Original und als reise er nur mit dem lateinischen Horaz in der Tasche, und weiß so wenig von den klassischen Sprachen wie die schwarzbefrackte Unschuld dort . . . (Weist auf den Kellner.)

Lieutenant Westmann. Die hat die Lektion vollauf verdient, die Sie gaben.

Victoria. Aber wenn sie dahinter kommt, Doktor. Mein Gott! Sie kann so scharf sein und hat gewiß kein gutes Herz. Sie wird's Ihnen nachtragen, wird sich gar rächen. Vielleicht sind Sie doch zu weit gegangen, und ich fürchte mich ordentlich.

Isabella. Aber, Vicki!

Förster (leise). Wie glücklich mich diese Furcht macht.

Windel (schickt sich an, sich zu entfernen). Empfehle mich allerseits bestens.

Isabella. Nein, hier geblieben, Herr Windel. Denken Sie etwa, wir gäben unser gutes Recht auf, Ihre Neuigkeiten zu hören? Sie sollen erzählen!

Lieutenant Westmann. Auch von Pompeji.

Victoria. Gewiß, gewiß. Aber erst das Wanderbuch, und der Doktor wird uns erklären.

Förſter. Alles, alles, was Sie nur wünſchen.

Windel. Gott ſei Dank! Dieſes Fräulein Crocus hat mir da Neuigkeiten angedichtet, Neuigkeiten — als wenn ich dergleichen ohne Not bei mir behielte! — Aber dies gelbe Frühlingsgewächs! Iſt Ihnen ſchon je eine gleiche Bosheit vorgekommen, meine Verehrten? Nur um mich armes Unglückswürmchen in Verlegenheit zu ſetzen ...

Iſabella. Sie ſehen wirklich aus wie die ſchneeweiße Unſchuld.

Windel. Das reine Bälamm.

Victoria (das Buch mit Förſter betrachtend). Aber, Bella, laßt doch das dumme Geſchwätz. Nein, ſehen Sie nur, Doktor — das Kind in der Wiege und den kleinen Schwarzkopf daneben. Es iſt zu reizend. Und das hier — ſeht nur!

Ellen van der Wies und Iſabella nehmen das Sofa ein. Victoria läßt ſich auf einen Stuhl nieder. Lieutenant Weſtmann ſteht hinter Iſabella, Förſter hinter Victoria. Windel geht umher und iſt bald hier, bald dort. Die ganze Geſellſchaft betrachtet das Buch unter munterem Geplauder und Gelächter, während ſich Rabenhorſt und Durkie unterhalten. Ellen van der Wies lauſcht, da Rabenhorſt von ſeinen Bildern ſpricht, oft mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Unterhaltung beider Herren.

Rabenhorſt (der mehrmals von ſeiner Zeitung aufgeſehen und Ellen van der Wies ins Auge gefaßt hat). Kellner, die Allgemeine!

Kellner eilt an den Tiſch und ſucht unter den Zeitungen.

Durkie (wendet ſich indeſſen höflich an Rabenhorſt und überreicht ihm das Blatt, worin er geleſen). Zu Ihrer Dispoſition, Herr.

Rabenhorſt. Danke verbindlichſt. (Zum Kellner). Gut,

Kellner, bin schon versorgt. (Zu Durkie). Ich beraube Sie nicht?

Durkie. Durchaus nicht. Ich vertrage die Politik, soweit sie mein eigenes Land nicht angeht, nur in bescheidenen Dosen.

Rabenhorst (verneigt sich schweigend).

Durkie. Sie sind schon länger hier im Hotel meiner Damen! Ich selbst kam erst vor acht Tagen nach Rom. (Stellt sich vor). Durkie aus New-York.

Rabenhorst (verneigt sich förmlich, während er sich gleichfalls vorstellt). Rabenhorst, Maler.

Durkie. „Maler" wäre nicht nötig gewesen. Auch in der Neuen Welt wird Ihr Name zu den Household-Namen gezählt.

Rabenhorst (verneigt sich kühl).

Durkie. Für mich wird es dagegen wohl nötig sein, näher zu bezeichnen, wer und was ich bin: James Durkie, Chef der Kunsthandlung Durkie & Warren.

Rabenhorst (schnellt überrascht und erfreut in die Höhe). Sie, Sie sind James Durkie? (Reicht ihm die Hand.)

Durkie erwidert seinen Händedruck herzlich, aber nicht ohne Ueberraschung.

Rabenhorst. Sie, Sie glauben nicht, wie es mich freut, Ihnen endlich Aug' in Aug' gegenüber zu stehen. Sie ... So hab' ich mir James Durkie gedacht. Sie sind ja berechtigt, sich auf Ihrem Gebiet zu den Fürsten zu zählen, doch das Inkognito, das Sie wählten ...

Durkie (lacht). Mein Vorname schien mir für das Fremdenbuch zu genügen: denn, Herr, ich will Ruhe, will still genießen, die Kunst genießen ...

Rabenhorst. Und für Durkie & Warren heißt das

in Rom ungefähr ebensoviel, wie ins Bad gehen, um trocken zu bleiben. Durkie & Warren hier am Tiber, das klingt in manches Atelier wie eine Verheißung, das weckt in manchem armen Künstlerherzen Träume von verkauften Bildern, goldenem Segen, bezahlten Schulden, Muße für künftiges sorgloses Schaffen. Ich hoffe . . .

Durkie. Mich tüchtig einkaufen zu sehen? O nein, nein. Ich will auch einmal, will gerade hier nichts von Geschäften hören und sehen . . .

Rabenhorst. Sehr begreiflich, aber leider gar nicht erfreulich. Ich muß morgen verreisen, und beklage nun doppelt, Ihnen erst heute zu begegnen. Sie ahnen ja nicht, welche Freude . . .

Durkie. Aber Sie, geehrter Herr, brauch' ich Ihnen zu sagen, daß ich Hand auf alles lege, was Sie nur immer fortgeben wollen, daß ich es haben möchte unter jeder Bedingung?

Ellen erhebt sich und lauscht, während sie sich mit den Zeitungen zu schaffen macht, dem Gespräch der Herren.

Rabenhorst. Da wäre das Eis der Geschäftsstille ja schon gebrochen! Keinem Menschen auf der Welt möchte ich lieber gefällig sein als Ihnen, aber leider hab' ich nichts fertig. Schon seit einem vollen Jahr konzentrire ich meine ganze Kraft auf ein großes Werk, das die Berliner Nationalgalerie zu meiner Freude haben will und soll, und von dem nur beinah' Vollendeten kann ich natürlich selbst Ihnen nichts lassen.

Durkie. Auch nicht das Schiffbauergemälde?

Rabenhorst. Auch das nicht.

Durkie. Aber ist es denn nicht völlig vollendet?

Rabenhorst. Kaum, Herr.

Durkie. Doch was fehlt denn noch an dieſem fein durchgeführten, lebensvollen Werke?

Rabenhorſt. Scheinbar nichts, und für mich doch gar manches.

Durkie. Das wäre?

Rabenhorſt. Allerlei, das ſich ganz empfinden und doch nur halb in Worten ausdrücken läßt. Sie nannten das Bild „lebensvoll", und das iſt immerhin etwas, aber ruft es auch jedem Beſchauer zu, und das ſoll es thun: Seht hier die wundervolle Kraft, die ſchwere Bedeutung, den Segen der männlichen Arbeit? Ein Hymnus ſollt' es werden auf den Stand, den man jetzt ſo gern den enterbten nennt, das Stiefkind der Geſellſchaft. Den Adelsbrief wollt' ich ausſtellen der wuchtigen, fördernden Arbeit des geſunden Mannes, der zwei wütende Elemente und das härteſte Gebilde der Natur ſeinem Willen unterjocht.

Durkie. Feuer und Eiſen?

Rabenhorſt. Sie beide, und dazu das Waſſer, den gewaltigen Ozean, deſſen Schrecken das gepanzerte Werk von Menſchenhand, das vom Dampfe getriebene Schiff, überwindet. Ich will kein Tendenzmaler ſein, aber es drängt mich, der Grundempfindung, auf der mein ganzes Leben ſich aufgebaut hat, und die es heute noch hält und trägt, den ergreifendſten Ausdruck zu leihen, den ich ihr durch meine Kunſt zu geben vermag.

Durkie. Und die wäre?

Rabenhorſt. Sie fragen, und ich bin verpflichtet, Ihnen Antwort zu geben, ja, Ihnen gegenüber ſprech' ich mich gern aus; denn Sie . . .

Durkie. Ich?

Rabenhorst. Denn Sie — Sie wissen nicht, was mich mit Ihnen verbindet, was mich zu James Durkie hinzieht; aber Sie sollen es hören, bevor ich Sie verlasse, würdiger Freund. Und das, was mein ganzes Sein und Wesen ausfüllt und regiert, das ist einfach der Wunsch, den jeder redliche Künstler mit mir teilt: ein Diener zu sein der Gaben, die mir verliehen, sie zu entfalten und zu verwerten in strenger Arbeit. In ihrer treuen Verrichtung liegt alles. Jedem Streben sind Grenzen gesteckt. Der treuesten Arbeit gelingt es, ihnen am nächsten zu kommen, bisweilen über sie hinaus zu gelangen. Die Hälfte dessen, was man Genie nennt, die Hälfte, Herr, ist nur Arbeit, die freie Arbeit. Es gibt nichts Großes, das nicht ihr Kind wäre, ja sie ist auch die Mutter des Guten. Wer wäre denn sittlich und edel im höheren Sinn, der nicht die schwerste der freien Arbeiten verrichtet, nicht den Kampf mit und gegen sich selbst durchgerungen hätte? Dabei galt es, schwerere Hämmer zu schwingen und heißeres Feuer zu schüren als das meiner hängenden, schwebenden und auf Leitern fußenden Schmiede, die den Schiffskörper mit Metallplatten bekleiden. Was mir der steile, steinige Weg meines Lebens ... Aber lassen wir das auf nachher! Die Arbeit, Herr, sie geht Hand in Hand mit der Wahrheit, ja untrennbar sind beide. Dem Arbeiter auf eigenen Füßen, dem freien Arbeiter, der nicht nach rechts und links sieht, ihm gelingt das Werk, oder es mißglückt ihm. Da steht's, schaut es an, sprecht das Urteil! Echte Arbeit kennt keinen Trug, keine Lüge ...

Durkie. Und das alles, ich versichere Sie, hab' ich mir selbst vor Ihrem Bilde gesagt ...

Rabenhorst. Das freut mich, und weil es aus Ihrem Munde kommt, freut mich's besonders. Und haben Sie auch erkannt, daß mein Bild Widerspruch erheben soll gegen den schändlichen Mißbrauch, den Verblendung und schimpflicher Eigennutz mit dem Namen Arbeiter treiben? Nur für den Stand, der herdenweise die Arme rührt und sich darum leiten läßt wie das Wollvieh, wird er in Anspruch genommen; den Bauer, der so reichlichen Schweiß beim Schaffen vergießt wie einer, ihn schließen sie weislich aus von dem Arbeiternamen, und ebenso uns alle, die Geist und Seele der Arbeit widmen. Ja, so weit haben sie's gebracht, daß sich mit dem Begriff „Arbeiter" der des Elends und blassen Siechtums vermischt. Ich erhebe dagegen Protest. Meine wackeren Gesellen da auf der Werft, am Kiel des Riesenkörpers, den sie mit eisernem Gewande bekleiden, damit er dem Zorn wilder Elemente zu trotzen vermag, sie lehren: Im Arbeiterstande, dem mit den schwieligen Händen, steckt die Kraft und die Gesundheit des Volkes, und das Weib, das dem Gatten das Essen bringt, und ihr Kind, das dem Vater auf der Leiter die Händchen entgegenstreckt . . .

Durkie. Eine herrliche, ergreifende Gruppe.

Rabenhorst. Sie zeigt den einen Teil des Lohnes für redliches Schaffen, und der andere strahlt aus den Augen des Meisters und der Gesellen. Innere Ruhe, wie sie nur das Bewußtsein erfüllter Pflicht verleiht, soll in ihnen glänzen, und gesund soll jeder dieser Burschen sein, beneidenswert gesund . . .

Durkie (sich verneigend). So gesund wie das ganze Motiv Ihres kostbaren Bildes. Und eins noch! Man wird es ideal nennen, und doch hab' ich den echten

Realismus noch keinen schöneren Triumph feiern sehen als auf Ihrer Leinwand. Wie scharf haben Sie den Schiffbauern auf die Finger gesehen, wie glücklich ergriffen, was es Malerisches gibt bei der Herstellung eines Dampfers, solchen grundmodernen Dinges, von dem sich die Kunst nur zu gern fern hält. Das Arbeiterweib am Rande des schillernden Werftwassers, das ist keine Salonschöne im Theaterkostüm des dritten Standes, nein, auch an ihm ist alles wahr, echt — man hat es schon irgendwo unter Handwerksleuten gesehen . . .

Rabenhorst. Da bin ich ihr auch wirklich begegnet. Es findet sich nicht immer leicht das rechte Modell, und auf dem großen Bilde, das mich jetzt in Ketten und Banden hält, das mich oft beglückt, und vor dem ich noch öfter mein ganzes Unvermögen fühle und verzagen möchte . . .

Durkie (lächelnd). Kenne das, Sir. Die Kleinen kommen bequem durch jede Thür, die Großen stoßen leicht mit dem Scheitel an, thun sich weh und verfallen in Zweifel.

Rabenhorst. Und mit wie mächtigen quält mich mein neues Gemälde!

Durkie. O, Sir, o darf ich hören?

Rabenhorst. Es hängt mit dem Schiffbaubilde eng zusammen und stellt dar: „Die Arbeit des Künstlers". Wessen Thätigkeit nimmt die ganze Menschenkraft, die volle Schaffensfähigkeit des Mannes völliger, aufreibender in Anspruch, die des Hammerschwingers oder die des Pinselführers, den ich da zeige? So stell' ich die Frage.

Durkie. Also ein Atelier?

Rabenhorst. Und was für eines: die Sixtinische

Kapelle! Hoch auf dem Hängegerüste Michel Angelo, wie er an dem Deckengewölbe in liegender, aber freier Stellung — schwer, grausam schwer — die größte aller künstlerischen Thaten vollbringt und Gott Vater malt, die schaffende Allmacht . . .

Durkie. Welch ein Gedanke, und welche Dimensionen sind dafür nötig!

Rabenhorst. Fast übergroße; denn die Höhe beträgt sechs Meter. Beim Brand meines Ateliers wäre das beinah vollendete Werk um ein Haar verloren gegangen, dann aber bot mir unser Wirt einen genügenden Raum in dem verlassenen, baufälligen Seminar, zu dem der Garten des Hotels früher gehörte.

Durkie. Und wie Michel Angelo selbst bedürfen Sie eines Hängegerüstes?

Rabenhorst. Nein. Ich zeige Ihnen mein selbsterdachtes Verfahren.

Durkie. Nur bald, recht bald! Stellen Sie den großen Meister dar in einsamer Arbeit?

Rabenhorst. O nein. In die Kapelle tritt Papst Paul III. mit Gefolge, darunter Victoria Colonna. Der malende Meister, ganz Schaffen, ganz entrückt dem irdischen Treiben tief unter ihm, hört und sieht nichts von dem nahenden Mäcen und den Seinen, die sich still verhalten und zur Ruhe mahnen, während sie andachtsvoll dem Werden des erhabensten Kunstwerks zuschauen.

Durkie. Und Sie sind beinahe fertig?

Rabenhorst. Sie werden ja sehen! Leider, leider muß ich morgen verreisen.

Durkie. Bleiben Sie hier, wenn es angeht!

Rabenhorst. Es geht nicht, ich habe . . . Und doch!

Vorhin ist mir für den Gesellen, der auf dem Gerüste schwebt, um dem Meister die Farben zu reichen, und dem der Papst zuwinkt, sein Nahen nicht zu verraten, ein neuer Gedanke gekommen. Aber nein, nein! Indessen (springt lebhaft auf), Sie sind ein Mann der Erfahrung. Ich weiß, ein wie feines Auge Sie haben. Ohnehin muß ich Ihnen erklären — kommen Sie mit! Noch wirkt die Nachmittagssonne recht günstig. Gleich! Haben Sie Zeit?

Durkie. Die Fülle, die Fülle!

Rabenhorst. So führ' ich Sie zu dem Bilde.

Durkie. Herrlich, prächtig; doch ich gönne mir den Genuß nicht allein. Würden Sie gestatten, daß ich meine Nichte . . .

Rabenhorst. Mit tausend Freuden! Die Damen . . . Ich bin so entwöhnt der Frauengesellschaft . . . Die Damen . . . Habe bereits die Ehre gehabt (verlegen), indessen . . .

Durkie (steht auf und nähert sich der übrigen Gesellschaft). Liebe Ellen, Herr von Rabenhorst will die Güte haben, uns sein neues Gemälde, ein großartiges Kunstwerk, zu zeigen.

Ellen van der Wies (indem sie Mr. Durkie entgegentritt, kühl, aber so laut, daß Rabenhorst sie versteht). Ich habe zu meiner Freude gesehen, wie schnell Herr von Rabenhorst mit Mr. Durkie, doch wohl dem Kunsthändler, in Verbindung gekommen.

Rabenhorst (tritt ihr entgegen).

Durkie (führt ihm Ellen zu). Meine Nichte, Miß Ellen van der Wies.

Ellen van der Wies. Habe schon die Ehre.

Rabenhorst. Doch seit dem unglücklichen Bazar . . .

Ellen van der Wies. Laſſen Sie das, bitte.

Durkie begibt ſich zu den anderen, und dieſe ſpaßen mit ihm und ſchmeicheln ihm die Erlaubnis ab, ſie mit zu Rabenhorſts Bild zu nehmen.

Rabenhorſt. Noch einmal, mein Fräulein . . .

Ellen van der Wies. Wenn Sie von dem Bazar zu reden wünſchen . . .

Rabenhorſt. Das will ich.

Ellen van der Wies. Obgleich ich Ihnen nicht zuzuhören gedenke?

Rabenhorſt. Trotzdem!

Ellen van der Wies. Mein Herr . . .

Rabenhorſt. Ich beſtehe nur auf meinem Rechte!

Ellen van der Wies. Ihrem Recht?

Rabenhorſt. Jeder Angeklagte darf fordern . . .

Ellen van der Wies. Von dem Richter gehört zu werden; doch ich . . .

Rabenhorſt. Sie haben verurteilt, alſo . . .

Ellen van der Wies. Alſo, denken Sie . . .

Rabenhorſt. Alſo haben Sie Juſtiz geübt, und ich, den Ihr Verdikt . . .

Ellen van der Wies. Es gibt keine rechtlichen Formeln für das, was mißfällt oder zuſagt . . .

Rabenhorſt. Doch ungehört zu verdammen . . .

Ellen van der Wies. Sie ſehen . . . Die anderen warten.

Rabenhorſt. Mögen Sie. Ich verlange . . .

Ellen van der Wies. Was?

Rabenhorſt. Daß Sie von dieſer Hartnäckigkeit laſſen.

Ellen van der Wies. Sie thun es in einem Ton . . .

Rabenhorſt. Ueberhören Sie ihn.

Ellen van der Wies. Er gerade macht die Muſik.

Rabenhorſt. Ein verkehrtes franzöſiſches Sprichwort.

Ellen van der Wies. Sprichwörter ſind wahr . . .

Rabenhorſt. So wenig, daß jedes ſeine Umkehrung zuläßt.

Ellen van der Wies. Zum Beiſpiel?

Rabenhorſt. „Wer wagt, gewinnt", „Vorſicht, die Mutter der Weisheit".

Ellen van der Wies. Sie geben dem erſten den Vorzug, ich aber bitte . . .

Rabenhorſt. Nun?

Ellen von der Wies. Für Ihre Kühnheit neue Ziele zu wählen. (Zu Durkie.) Mein Onkel!

Durkie (der Iſabellas und Victorias Hände gefaßt, führt ſie Rabenhorſt zu). Sie erlauben, Verehrteſter (vorſtellend), die beiden Fräulein Wirſing, Supplikantinnen, die durch mich die Bitte an Sie richten, Ihr großes Gemälde mit bewundern zu dürfen.

Rabenhorſt (der ſich bei der Vorſtellung höflich und freundlich verneigt hat, ſieht unwillig drein und ſchaut einen Augenblick zu Boden; dann blickt er fragend auf Ellen, und als dieſe gleichgiltig die Achſeln zuckt, mit gezwungener Munterkeit): Bitte, meine Damen, bitte, erweiſen Sie mir die Ehre. Mit, nur immer mit! Und auch die Herren — alles, was zu Ihrer Geſellſchaft gehört! Das Bild iſt eine ungeheure Maſchine, ein Regiment von Neugierigen findet davor Platz. Nur voran, meine Herrſchaften! (Zu Förſter.) Machen Sie den Cicerone, Herr Doktor. Da iſt der Schlüſſel. Ich komme gleich nach.

Victoria. Herzlichen Dank!

Iſabella. Sie machen uns ſo glücklich!

Windel. Wie ehrenvoll, und ſolch eine Güte! (Beim Herausgehen zu Lieutenant Weſtmann.) Sehen Sie, wenn man in Rom ſolch ein Pümpelchen hat, da gibt's zu erzählen in Oſchatz!

Förſter, Weſtmann, Windel, Iſabella, Victoria unter Führung des Doktors ab.

5. Scene.

Durkie. Rabenhorſt. Ellen van der Wies.

Durkie. Sie wiſſen nicht, Sir, wie ohnmächtig wir alten Herren ſind, wenn ſo niedliche Dämchen uns bitten. Verzeihen Sie, Sir, wir hätten ja ſelbſt vorgezogen . . .

Rabenhorſt. Haben Sie nur die Güte, den anderen zu folgen.

Durkie. Tragen Sie einem alten Mann ſeine Schwäche nicht nach.

Ellen van der Wies. Aber Herr von Rabenhorſt hat Dir, ſo viel ich weiß, gar nichts zu vergeben.

Rabenhorſt. Gewiß nicht. Ich bitte . . .

Durkie (dringend.) Bringen Sie uns nicht um den ſchönſten Genuß, Sir! Ich weiß ja nur zu gut, wie anders der Künſtler ſich gibt, wenn er einigen Auserwählten ſein Werk vertraulich vorführt, als wenn er . . . (Zu Ellen.) Man kann beim Genießen der Kunſt nicht exkluſiv genug ſein, Ellen! Das große Rudel, mit dem Du . . .

Ellen van der Wies. Ich ſchließe mich den anderen gern an, wenn Doktor Förſter mich einlädt. Seine Erklärungen ſind lehrreich und anregend; übrigens iſt, was ich thue, überhaupt keiner Entſchuldigung bedürftig! Der Doktor . . .

Durkie (zu Rabenhorst). Kennen Sie ihn?

Rabenhorst. Ein vortrefflicher Cicerone.

Ellen van der Wies. Ein Mann, der zwar in keiner goldenen Wiege unter einem Wappenschild gelegen, dem das Glück freilich keine Lakaiendienste geleistet, der allerdings in schwerem Ringen . . .

Rabenhorst. Genug, mein Fräulein! Ich verstehe die Meinung.

Ellen van der Wies. Um so besser.

Rabenhorst. Nein, um so schlimmer. Ich weiß von Förster, wie verkehrt die Vorstellungen sind, die Sie sich von dem Leben eines Mannes gebildet . . .

Ellen van der Wies. Der so viel Anerkennung findet, daß ihn das Urteil eines Mädchens . . .

Rabenhorst. Gleichgiltig lassen kann, wollen Sie sagen?

Ellen van der Wies. Gewiß!

Durkie. Aber, Ellen!

Rabenhorst. Auch darin sind Sie im Irrtum. Ja, im allgemeinen wird es mir leicht, über Verkennung und Mißfallen einer jungen Dame zu lachen . . .

Ellen van der Wies. Mein Herr . . .

Rabenhorst. Aber diese darf eben nicht Sie sein. Von Ihnen . . .

Ellen van der Wies. Wollen Sie mir wieder, wie vorhin, Vorschriften machen?

Rabenhorst. Ja wohl!

Ellen van der Wies. Und wer gibt Ihnen das Recht?

Rabenhorst. Die Achtung vor Ihnen, die Hoffnung, daß es Ihnen nicht allzu schwer fallen wird, zu Gunsten

der Wahrheit einer falschen Vorstellung zu entsagen. Der Dank, den ich Ihrem Herrn Onkel schulde, mit dem ich, — aber das hab' ich ihm erst zu erklären. Und nun: Bitte, mein gnädiges Fräulein, bitte, Herr Durkie, folgen Sie mir zu den anderen; doch verzeihen Sie, wenn ich es unterlasse, vor dem Publikum in der Menagerie . . .

Ellen van der Wies. Herr von Rabenhorst!

Rabenhorst. Wenn ich es dort unterlasse, den Erklärer zu spielen.

Ellen van der Wies. Was mich angeht, werden Sie mir gütigst gestatten, mich einer Art des geselligen Verkehrs zu entziehen, die mir nicht zusagt.

Durkie. Ellen, mein Kind . . .

Rabenhorst (erschrickt leise und verneigt sich in sichtlicher Erregung).

Durkie (versucht Ellen zurückzuhalten). Ich verstehe Dich wirklich nicht, Ellen. Bist Du so eng mit diesen Hotelfreunden verbunden?

Ellen van der Wies (macht sich los). Du findest mich bei der Mutter. (Verneigt sich leicht vor Rabenhorst und geht rasch auf die Thür zu. Dort bleibt sie stehen. Zu Rabenhorst.) Ich habe nicht recht verstanden, worin ich Sie verkannt, womit ich Ihnen Unrecht gethan, warum Ihnen meine Anschauungen nicht gleichgiltig sein sollten; doch bin ich Ihnen wirklich zu nahe getreten, fällt es mir nicht schwer, Sie hiemit um Entschuldigung zu bitten.

Rabenhorst (erregt). Ich ersuche Sie, bitte Sie dringend, mein Fräulein . . .

Ellen hört ihn nicht an und verläßt das Zimmer.

6. Scene.

Rabenhorſt und Durkie.

Durkie. Wer kann ſolch ein Mädchen durchſchauen! Was ſie nur hat? Im ganzen iſt ſie nichts weniger als launenhaft, und ich habe ſie noch nie in ſolcher — wie ſoll ich nur ſagen . . .

Rabenhorſt (auf die Thür weiſend). Gehen wir, bitte . . .

Durkie (tritt ihm freundlich näher). Wie grauſam leid iſt mir das alles. Tragen Sie mir meine Schwäche nicht nach, und bleiben Sie mit mir bei dem Bilde, wenn die anderen fort ſind.

Rabenhorſt. Wird leider nicht angehen. Es iſt ſehr nachſichtig von Ihnen, daß Sie mein kaum entſchuldbares Aufbrauſen mit ſo viel Güte vergelten.

Durkie. Bin nun grau, junger Freund, doch vergaß ich nicht, was in Ihrem Alter auch in mir da drinnen vorging, und habe genügend viel mit Künſtlern verkehrt, um zu wiſſen . . .

Rabenhorſt. Daß man uns manches zu gute halten muß, wollen Sie ſagen; und doch bin ich mit den Jahren zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir uns immer und überall halten ſollten und halten können wie jedes andere Mitglied der Geſellſchaft. Nochmals Dank für Ihre Nachſicht (reicht ihm die Hand).

Durkie (Rabenhorſts Rechte herzlich ſchüttelnd). Sie wiſſen nicht, junger Freund . . .

Rabenhorſt. O, ich weiß, daß Sie mir gütig geſinnt ſind, — aber Sie — Ihnen muß manches unverſtändlich erſcheinen . . .

Durkie. Ja! Ich geſtehe . . .

Rabenhorſt. Natürlich. Aber Sie ſollen nachher alles erfahren. Laſſen Sie uns auf heut abend eine Stunde für ein vertrauliches Geſpräch ins Auge faſſen; denn vor meinem Aufbruch . . .

Durkie. Sie ſind alſo feſt entſchloſſen . . .

Rabenhorſt. Ich reiſe. Das heißt . . . Aber kommen Sie jetzt! Die echte Höflichkeit beſteht wohl auch darin, ſelbſt da höflich zu ſein, wo man's nicht gern iſt.

Durkie. Gewißlich!

Rabenhorſt und Durkie nähern ſich der Thür. Durch dieſelbe tritt Fräulein Crocus ihnen entgegen.

7. Scene.

Fräulein Crocus. Rabenhorſt. Durkie.

Fräulein Crocus (zu Rabenhorſt). Verzeihen Sie, mein Herr . . .

Rabenhorſt. Bitte . . .

Fräulein Crocus. Ich hatte zwar noch nicht die Ehre, Ihnen vorgeſtellt zu werden . . .

Rabenhorſt. Indeſſen beſchirmt uns ſchon ziemlich lange das gleiche Dach . . .

Fräulein Crocus. Und was mich betrifft, ſo bin ich Ihrem Schaffen ſchon weit länger mit immer gleich lebhafter, wenn auch nicht ſtets gleich zuſtimmender Teilnahme gefolgt. (Sich vorſtellend.) Korinna Crocus.

Rabenhorſt. Der Name iſt mir, denk' ich, ſchon irgendwo begegnet.

Fräulein Crocus. Sie denken nur? Nun, des Malers Feder iſt der Pinſel, und er hat mehr zu thun als zu leſen.

Rabenhorst. Und in diesem Augenblick werd' ich erwartet.

Fräulein Crocus. Ich weiß und möchte Sie nur um die Erlaubnis bitten, mich der Besichtigung Ihres großen Gemäldes . . .

Rabenhorst. Anschließen zu dürfen? Gehen Sie uns, bitte, voran.

Fräulein Crocus. Sehr verbunden. (Zu Durkie.) Ich finde auch Fräulein Ellen bei dem Gemälde?

Durkie. Nein, Fräulein!

Fräulein Crocus (bestimmt). Sie muß dort sein. Doktor Förster führt die Gesellschaft. Ich weiß es.

Durkie. Das ist etwas stark.

Fräulein Crocus. Ich kann mich nicht irren.

Rabenhorst (öffnet die Thür). Bitte, mein Fräulein!

Durkie. Nur voran, Fräulein Crocus!

Fräulein Crocus (zu Durkie). Sie scheinen mich nicht verstehen zu wollen.

Rabenhorst. Ich bitte!

Fräulein Crocus, dann Durkie, dann Rabenhorst verlassen den Salon.

Der Vorhang fällt.

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Derſelbe Raum. Alles wie in den vorhergehenden Akten.

1. Scene.

Blume tritt ein, ſieht ſich ängſtlich um, unterſucht den Tiſch in der Nähe des Sofas, entdeckt dort das Wanderbuch und hebt es auf.

Blume. Da iſt es! (Wendet das Buch hin und her und läßt es entmutigt ſinken.) 's iſt nicht das meine! Hätt's von vornherein wiſſen müſſen! Zeichnungen von mir, und Begeiſterung! Und dann. So gar leer iſt mein Beutel damals auch nicht geweſen. Aber wie ſieht das Wundertier nur aus? (Schlägt das Buch auf.) Eine oberbayriſche Schenkin. — Nicht übel! Gut gezeichnet und heiter. Wieder Oberbayern. Er iſt von München aus durch das Gebirge über den Brenner gewandert. Bauern, die den Schuhplatterl tanzen. Donnerwetter! Ja das! Welch ein Leben! Das jauchzt ja! Dem Halunken, der das gemacht hat, war verteufelt wohlig zu Mute. Wohlig! Lieber Gott! Wann hab' ich mich wohl zum letztenmal wohlig gefühlt? Ich glaube als Junge, wie ich dem Gärtner Schulz neben uns die Pflaumen vom Baume ſtahl. Wie und wann bin ich nur in das verdammte Lügen und Armſeligthun geraten? Es hat etwas

Komiſches, wie aus meinen drei Geſchwiſtern nach und nach fünf und ſechs wurden, und das halbe Dutzend endlich zu einem ganzen heranwuchs. Nein, es iſt nicht komiſch, gar nicht, durchaus nicht, es iſt gemein, grundgemein, und kommt es einmal zu Tage ... Aber wie ſollt' es? Ritſchls Selbſtbiographie iſt eigentlich Schuld an dem Elend. Das gab ein Bewundern, wie ſie in Venedig bei der Gräfin Kaiſerling vorgeleſen wurde! „Sich ſo aus dem Nichts und der Armut zur höchſten Höhe heraufarbeiten, welche Mannesthat, etwas wie Bewunderungswürdiges iſt das!" riefen Herren und Damen, und der junge Prinz Solms wollte für dies Bewußtſein gleich die ganze Schar ſeiner Ahnen hergeben. Da — da war es — da preßte mir der Teufel den erſten Armutsſeufzer aus der Bruſt, und ich ſagte: „Aber Sie wiſſen nicht, Durchlaucht, wie ſchwer ſich das Elend erträgt." Nun ging das Fragen an, und meine gute Mutter, deren alte Bäckerei doch jährlich etwas recht Hübſches abwirft, ward zur hungernden Witwe. Witwe war ſie ja freilich, ſeit mein Vater vor zwanzig Jahren an der Cholera ſtarb, und ich, dem der Auguſt — ein guter Bruder iſt er — ſo pünktlich ſein Vierteljahrsgeld ſchickt, bekleidete mich mit der Würde des Familienernährers. Sie haben nie einen Soldo von mir geſehen, aber ſo iſt es gekommen. (Blättert weiter im Buch.) Da wär' der Lump denn in Italien. Nein, wahrhaftig, das — das — dieſe betenden Kinder in der Kapelle! Wundervoll! (Blättert haſtig weiter.) Und dieſer Ochſenhirt, dem Stiere nach in der Campagna. Das, das; Corpo di bacco, wer das wohl gemacht hat? Und ſein Name ſteht nirgends. Die Wilſon, die Hexe, ſagte vorhin, ſie könnt' es be-

ſchwören. Fortunatus nennt ſich der Tauſendſaſſa überall, wo er von ſich ſelbſt ſpricht. Da iſt auch ſein Monogramm: eine Lilie. (Zieht einen Stift aus der Taſche und zeichnet auf ſeine Manſchette.) Leicht zu machen, und ſieht zierlicher aus als zwei Lettern. Auch ſein Geſchreibſel ſoll ja ſo hübſch ſein. Als hätte es Eichendorffs Taugenichts geſchrieben, ſagt Ellen. (Hebt das Buch auf, um es zu leſen, und läßt es gleich darauf überraſcht ſinken.) Aber das iſt zu arg, das grenzt an Zauberei! Weiß Gott im Himmel, wie der Zwillingsbruder meiner eigenen Handſchrift! Will denn der Satan! — Das P, das S, das t mit dem Strich iſt anders als meines, — aber das Ganze! In zwölf Jahren kann ſich eine Handſchrift viel entſchiedener verändern. Wie war ſie — wie war Ellen entzückt von dem Ding, von dem Ton der Beſchreibung, von dem ganzen Menſchen, der ſie gemacht, und ich, ich ... Kann denn auch ein ſo verlogener Wicht, wie ich hier geworden, noch fähig ſein, ein ſo wahres Gefühl zu empfinden? Ich liebe ſie, liebe ſie wie toll, wie ein Narr, ſie, ſie allein, nicht ihre Millionen, nein, ſie, das Weib, und doch, hätt' ich mit ihr den Mammon, ich wollte, wollte ... Ja, dann; — alles würde dann anders! Ein anſtändiger, wahrhaftiger Menſch könnt' ich wieder werden, ja ein Mäcen, ein Wohlthäter der Künſtler, der wirklich armen. Dies Buch! Traut ſie mir nur zu, daß ich es geweſen, der es ... Ja, es ſoll, es kann, es wird die Planke werden, auf der ich die Kluft überſchreite, die uns jetzt ſcheidet. Doch, doch, wenn nun? ... Die Gefahr iſt nicht ſo groß! Menſch, Lump, ſei wenigſtens nicht auch noch feige! Hat das Buch ſeine Schuldigkeit gethan, ſo wird es beiſeite

geſchafft. Für geſtohlen, verbrannt muß es gelten, das läßt ſich leicht machen.

Schrickt zuſammen, wirft das Buch raſch auf das Sofa zurück und ſich ſelbſt mit einer Zeitung in den nächſten Fauteuil.

2. Scene.

Ellen van der Wies. Blume. Ellen tritt ſchnell ein und geht, ohne Blume zu bemerken, auf das Sofa zu.

Blume. Mein gnädiges Fräulein, grüß Gott!

Ellen van der Wies. Ah, Sie, lieber Herr Blume!

Blume. Himmliſcher Vater, was iſt Ihnen geſchehen? Sie haben geweint? Ich ſeh's Ihnen an. Vergeben Sie, mein liebes, gnädiges . . .

Ellen van der Wies. Es iſt wohl ein Staubkorn, das mir ins Auge . . .

Blume. Gott ſei gelobt . . .

Ellen van der Wies. Ich komme nur, um das Wanderbuch zu holen; es blieb wohl hier liegen . . .

Blume. Hier, hier? (Sieht ſich auf dem Tiſch um.) Sie können nicht ahnen, gnädiges Fräulein, wie mich dies Buch . . . Erinnern Sie ſich vielleicht, daß ich Ihnen einmal in der Stunde erzählte, gleich bei meinem Einzug in Rom hätte mich der ſchwerſte Kummer betroffen, da mir mein Wanderbuch . . .

Ellen van der Wies. Doch, doch; es ward Ihnen, denk' ich, geſtohlen.

Blume. Geſtohlen oder verloren, gleichviel. Es war mir, als hätte man mir einen Teil meines eigenſten Weſens geraubt. Anima mia! Iſt es doch der Zeuge, der Gefährte der glücklichſten Stunden meines Daſeins geweſen! Mit einem Schwung, einer Kraft, die ich nie

wiedergefunden, und die ich nur in neuem Glück zurückerlangen könnte, hab' ich in diesem Buche aufs Papier gefesselt, was mich damals begeistert. Im bayrischen Hochland war es mir zum erstenmale vergönnt, die Riesen der Alpenwelt zu erschauen, ja sie zu besteigen. Die Schenkin, die mir nach schwerem Marsch das Bier kredenzte, die tanzenden Bauern am Abend, das Kleinste, Unbedeutendste ward mir zum Stoffe, zum Vorwurf. Und das katholische Leben, das ich nie vorher gesehen, wie mächtig faßt' es mich an! Ich betete mit den Kindern in der bescheidenen Kapelle, und bevor sie sich von den Knieen erhoben, war ein Bildchen skizzirt. Es ging verloren; hin, hin ist's mit den andern; doch die Stimmung von damals klingt heut noch fort in dieser Seele, und die Madonna, zu der die Knaben und Mädchen so andächtig flehten, meine Kunst vermißt sich ...

Ellen van der Wies. Hat auch Sie der wunderbare Zauber des römischen Kultus ...

Blume. Nein, Miß, nein! Wie könnte ich lassen von dem frommen Kinderglauben, dem einzigen Geschenk, das ich meiner guten, armen Mutter verdanke?

Ellen van der Wies. Das freut mich.

Blume. Freude, Freude! Wie lange schon ist die schöne Himmelstochter für mich eine Fremde! Es war, als wäre sie mit dem Wanderbuch von mir gewichen. In der Campagna teilte ich noch mit den Hirten das karge Mahl und stellte sie dar, hoch zu Roß, wie sie den breithörnigen Rindern folgten. Ja, damals, damals! Es ist etwas Wahres an dem Neid der Götter, mein Fräulein! Ich, der ich mir damals in übermächtigem Glücksgefühl den Namen Fortunatus beizulegen vermaß,

dem dürre Lettern zu armſelig ſchienen, um ſeine Bilder zu zeichnen, und ſtatt ihrer eine Blume brauchte (zieht den Stift und zeichnet auf ein Journal.) So — ſo machte ich ſie — um, was ich ſelig geſchaffen, mit übermütigem Hinweis auf den eigenen Namen . . .

Ellen van der Wies (lebhaft erfreut). Aber, lieber Herr Blume, wär' es denn möglich?

Blume. Was, mein gnädiges Fräulein?

Ellen van der Wies. Nein, es iſt ja kaum denkbar, und dennoch! (Sieht das Buch auf dem Sofa, ergreift es und hält es in die Höhe.)

Blume. Zauberin, Engel, Bote des Himmels! Mein Buch, mein Wanderbuch, mein verlorener Schatz! (Sinkt vor ihr nieder und küßt ſtürmiſch das Buch und ihre Rechte, die es hält.)

Ellen van der Wies (entzieht ihm die Rechte): Stehen Sie auf! Raſch! Ich begreife ja, was Sie empfinden, und dennoch . . .

Blume (erhebt ſich). Mein Buch! (Zu dem Buche.) Du, du, hab' ich dich wieder, mein Liebling, mein treuer Kamerad!? (Küßt es wieder. Zu Ellen.) Daß Du, Mädchen, Du, daß — o mein Kopf — daß Sie, gerade Sie, es finden — mir wiedergeben durften! Aber ſo mußt' es ja ſein! Wen anders konnte denn der Himmel mit ſolcher Wohlthat für mich Aermſten betrauen! O, dieſe Wonne, dieſer Tag, wie will ich ihn ſegnen! Mit ihm, mit dieſem Buche wird ein neues Leben für mich beginnen. Sie werden es ſehen, werden's mit mir erleben! Fortunatus bin ich wieder, und die Glücksfülle, die Spannkraft von damals fühl' ich wieder in dieſem Herzen, dieſem Kopf, dieſen Händen! Was niemand, was keiner

von euch mir zugetraut, jetzt werde ich's schaffen, zum höchsten Flug sind diese Schwingen gerüstet. Was ich damals vermochte (schlägt auf das Buch), ich kann es noch heute, kann es besser als damals, wenn ... (wie aus einem Traum erwachend) „wenn" — o furchtbares, gräßliches Wort, das sich zwischen mich Unseligen drängt und alles, was groß ist.

Ellen van der Wies (vorwurfsvoll). Fortunatus nennen Sie sich wieder, und solcher Kleinmut!

Blume. Ja, ich dürfte wieder Fortunatus sein, dürft' es auch bleiben, wenn nur ...

Ellen van der Wies. Da beschwören Sie selbst das verhängnisvolle „Wenn" herauf, das Sie doch hassen. Schwingen Sie sich fort über die kleinen Bedenken und Skrupel, die den Mann auf dem Wege zum Höchsten so wenig hindern dürfen wie Steine und ein zerbrochener Steg. Wer das da drinnen geschaffen, der erreicht, trotz aller Wenn und Aber, was er ernstlich erstrebt.

Blume. Er erreicht es, er hat's schon erreicht, wenn Sie, Sie, seine Muse, sein aufwärts weisender Genius, wenn Du — Vergebung, Vergebung! Wenn Sie, Ellen, ihm vorschreiben, daß er ...

Ellen van der Wies. Mäßigung, Mäßigung, Freund! Man muß Ihnen viel zu gute halten an diesem Glückstag.

Blume. O, thun Sie es, üben Sie weiter das herrliche Amt der Gnade! Diesen Glückstag, machen Sie ihn für einen armen Mann, der den Mut nicht verloren während des härtesten Kampfes gegen das Schicksal — machen Sie ihn für mich, dem Sie tausendmal teurer sind als das Leben, zum Anfang eines glück-

seligen, von Kunst und Liebe, Liebe und Kunst geadelten Daseins . . .

Ellen van der Wies. Verlassen Sie sich darauf. Sie behalten in mir, auch wenn uns der Ozean trennt, eine treue, aufrichtige Freundin.

Blume. Das, das! O, Sie Einzige, Erhabene, Gnädige, nur das nicht! Bis ins Grab hätte ich diese Liebe, diese grenzenlose, mich verzehrende Leidenschaft in mich verschlossen, wie der Fels den Edelstein, wenn sie nicht die Erschütterung dieser gewaltigen Stunde wie mit Hammerschlägen ans Licht gezogen. Da, da liegt er nun vor Ihnen, Ellen, der Diamant, und er ist rein und leuchtend und echt. Einen Berg von Befürchtungen und Bedenken, in diesen kurzen Minuten hab' ich ihn niedergerissen. Ich weiß nicht mehr, will nicht mehr wissen, daß Sie, die stolze, vornehme, reiche . . .

Ellen van der Wies. Und gern, herzlich gern sei es Ihnen erlassen . . .

Blume. O Ellen, Ellen, so darf ich . . .

Ellen van der Wies. Sie dürfen und sollen in mir die bescheidene Tochter eines freien Landes sehen, die weder Geburt noch Besitz in die Wagschale legt, wenn es gilt, dem Manne, auf dessen Liebe sie baut, die Hand zu reichen.

Blume. Und auf mein Herz, meine heiße, treue . . .

Ellen van der Wies. Ich glaube an Sie, und wie ich aufgeblickt habe zu meinem Vater, der sich aus nichts zu einer hohen Stellung in unserer Gesellschaft heraufgearbeitet, so will ich stolz sein dürfen auf die Thatkraft und das erfolgreiche Ringen des Mannes, dem ich einst als Gattin . . .

Blume. O herrliches Weib! Wenn Sie wüßten, in wie furchtbaren Kämpfen . . .

Ellen van der Wies. Ich weiß, daß Sie wacker gerungen, ich habe Vertrauen zu dem Manne, der aus treuer Liebe zu den Seinen den höchsten Aufgaben seiner Kunst entsagte . . .

Blume. Nicht, nicht entsagte. Sie sind ihm Tag und Nacht vor Augen geblieben, doch Zeit und Kraft, gehörten sie denn dem Sohne, dem Bruder?

Ellen van der Wies. Sie gewannen es über sich, sich in den Dienst treuer Kindes- und Geschwisterliebe zu stellen, und wenn in diesem entsagungsreichen Leben dem Genius Ihrer Kunst die Flügel erlahmten . . .

Blume. Erlahmten, doch, dem Himmel sei Dank, nicht zerbrachen . . .

Ellen van der Wies. Seit ich Ihr Wanderbuch kenne, weiß ich, was in Ihnen zu Grunde ging, und was Ihr neu erwachter Genius zu leisten vermöchte. Schon Ihr Johannes ließ es mich ahnen . . .

Blume. Nicht ich, Sie, Ihre Nähe waren es, die ihn geschaffen.

Ellen van der Wies. Und nahe, ich gelob' es, will ich Ihnen bleiben.

Blume. Gott, Gott!

Ellen van der Wies. (Als habe sie sich plötzlich zu etwas Bedeutendem entschlossen.) Ich gestatte Ihnen, Alles zu hoffen.

Blume. Ellen! (Will ihre Hand küssen, doch sie entzieht sie ihm wieder.)

Ellen van der Wies. So mögen Sie denn wissen, daß Sie mir wert sind, daß ich Sie achte, Ihnen vertraue, ja, daß ich . . .

Blume. Ist denn dies Glück noch einer Steigerung fähig?

Ellen van der Wies. Und daß ich die Ihre werden will, Ihr Weib, Ihre Gattin, sobald Sie das erste Werk vollendet, vor dem ich fühlen werde, daß ich in der That Ihr guter Genius gewesen, daß Sie durch mich sich selbst wiedergefunden, daß Sie wirklich wieder der Fortunat sind, der mein Wanderbuch und all das Herrliche, was darin steht, geschaffen.

Blume. Ja, ja, ja — So — Und doch . . . Sie wissen nicht, Ellen, wie ich Sie liebe! Im Vollbesitz des Glückes werde ich sicher weit, weit überbieten, was ich früher jemals geleistet; bleibt es dagegen bei dem halben —, bei den Bedingungen, die Sie mir stellen, so zweifle ich, ja, so bangt mir . . .

Ellen van der Wies. Wovor?

Blume. So weiß ich nicht, ob meine verletzte Mannes-würde, ob das furchtbare „Wenn", das „Wenn", vor dem Sie selbst mich warnten, aus dem geliebtesten Munde . . .

Ellen van der Wies. Dies Wenn, mein Freund . . .

Blume. O, ich hasse es, ich fürcht' es; denn wie es meinen Stolz verwundet, so wird es mir auch die Freudig-keit beim Schaffen vergällen. Warum diese Halbheit? Reiß sie doch nieder die beengenden Schranken, o, mach mich schranken-, namenlos glücklich, Du angebetetes Wesen! Es ist Dir ein Leichtes, es kostet Dich ein einziges Wort, und der echte Fortunat wird vor Dir stehen; was er schafft, muß etwas Großes, Erhabenes, Unsterbliches werden! Laß ab, Du Wunderherrliche, von den furcht-baren Zweifeln, die Deiner und meiner nicht würdig. Sage, so sage doch . . . (Streckt den Arm aus, um sie zu umfangen)

Ellen van der Wies (weist ihn zurück und versetzt in entschiedenem Ton). Mäßigen Sie sich, Freund! Ich sagte ja, daß ich fest auf Sie baue. Was Sie Zweifel und Bedingung nennen, ist für mich nur frohe Erwartung. Schon als Lehrling, das Wanderbuch zeigt es, waren Sie des Meisternamens würdig; werden Sie nun wieder, was Sie doch schon gewesen. Seit ich Ihrem wackeren Ringen zusah, war ich Ihnen geneigt, aber um Sie, wie ich lieben möchte, lieben zu können, fehlte noch viel, ja sehr viel, mehr, als Sie wohl denken. Eben aber, wie ich erfuhr, daß Sie diese Dinge geschaffen, fühlte ich, daß mein Herz nur darauf warte, dies Fehlende zu ergänzen. Ich will nicht dem guten, tapferen Soldaten die Hand reichen, sondern dem Sieger; nicht dem Gesellen, so hoch ich auch seinen Opfermut und sein Streben schätze; nein, dem Meister will ich gehören. Erwerben Sie sich das Meisterrecht wieder, und in dem Augenblick, da ich wahrhaft stolz auf Sie sein darf, werd' ich Sie lieben, reich' ich Ihnen die Hand.

Blume. Und jetzt, jetzt . . .

3. Scene.

Blume, Ellen van der Wies. Durkie tritt ein; später ein Kellner.

Durkie. Hier also find' ich Dich, Mädchen?

Ellen van der Wies. Ja, Onkel.

Durkie. Alle Achtung vor Herrn Blumes geselligen Talenten, doch hast Du Dich eines Genusses beraubt . . .

Ellen van der Wies. Der mir reichlich ersetzt worden ist.

Durkie. Hier? Durch Herrn . . .

Ellen van der Wies. Durch Herrn Blume, und zwar zuerst durch seine herzliche, aufrichtige Freude . . .

Durkie. Andere innig froh sehen, ist freilich das beste Vergnügen.

Ellen van der Wies. Nicht wahr? Und denke nur, Onkel, er, Herr Blume, ist der Besitzer meines lieben Wanderbuches, der Schöpfer all der köstlichen Sachen . . .

Durkie. Unmöglich!

Ellen van der Wies. Nein; sicher, unumstößlich gewiß!

Durkie. Sie, Herr Blume! Ist es denn denkbar?

Blume. Dieses Erstaunen ist leider wenig schmeichelhaft für mein jüngstes Schaffen. Die Handschrift scheint mir treuer geblieben, als die malerische Vortragsweise von damals.

Durkie. Ich weiß, Sie waren genötigt, Ihre Kraft zu zersplittern; aber, lieber Gott —

Kellner (tritt ein und überreicht Blume einen Brief). Vom Herrn Grafen Pacht. Der Diener wartet.

Blume. Sie erlauben! (Oeffnet den Brief und liest.)

Ellen van der Wies (zu Durkie). Er hatte mir schon früher von dem Verlust seines Wanderbuches erzählt und seinen Verlust so tief beklagt. Nun war es gar zu schön, wie er mir von dem Inhalt erzählte und ich nach und nach herausfand, daß er sein verlorenes Schaf wiedergefunden.

Durkie (leise zu Ellen). Ein recht hübscher, leidlich geschickter Bursch ist er, aber wer hätte in ihm den Fortunatus vermutet? Ich kenne von seinen letzten Werken nur die ausgestellte Madonna. Sie selbst — o weh! Aber der Johannes. (Laut.) Weißt Du, Kind — ja,

ja — ſo iſt's auch! Der Johannes erinnert mich an einen jener Hirtenjungen da drin (zeigt auf das Buch). Wenn er jetzt noch halten kann, was dieſe Blätter verſprechen . . .

Ellen van der Wies. Warte nur, warte. Wir werden Wunder erleben!

Blume. Der erſte Anfang. — Aber nein; kein mißvergnügtes, kein ironiſches Wort in ſolcher Stunde. So mag es denn heißen: der Abſchluß des früheren Daſeins. Graf Pacht ruft mich noch einmal zu ſich wegen des Sterbezimmers ſeines Vaters.

Durkie. Und Sie werden's auch hoffentlich malen!

Blume. Ich habe mich ja dazu verpflichtet.

Durkie. Und ich freue mich auf Ihre Arbeit. Der Wanderbuchmann wird aus dem ſchlichten Vorwurf ein echtes Kunſtwerk geſtalten.

Blume (blickt Ellen an). Mit ſeiner Muſe gnädigem Beiſtand.

Ellen van der Wies. Er ſoll Ihnen werden.

Blume. Dann bin ich meiner Sache gewiß. (Verneigt ſich, und nach einigem Zaudern.) Iſt es mir vergönnt, mein Buch mitzunehmen und es dem Grafen zu zeigen?

Ellen van der Wies. Mit Vergnügen, es iſt ja das Ihre.

Blume. Geweſen, Miß Ellen. Jetzt gehört es als wohlerworbenes Eigentum Ihnen, und ich erkenne Ihre Güte dankbar an, wenn Sie es mir auf einige Stunden leihen.

Ellen van der Wies. Schaffen Sie die Frage über das Beſitzrecht ſchnell aus der Welt; Sie wiſſen ja, daß das in Ihrer Hand liegt.

Blume. Zuerſt und zuletzt immer nur in der Ihren.

Ellen van der Wies. Thun wir denn beide das Unſere. Auf heute abend. (Reicht Blume die Hand.)

Blume (ab, nachdem er auch Mr. Durkie die Hand gereicht hat).

4. Scene.

Ellen van der Wies. Durkie.

Durkie. Wie ſich ſo ein alter Mann, der doch gern von den Nächſten das Beſte glaubt, da er ſelbſt ſo oft ihrer Nachſicht bedurfte — wie kann ſich auch unſereiner noch ſo arg über einen andern zu ſeinem Nachteil täuſchen! Herr Blume hat von heute an etwas gut bei mir, — ich bin ſein Schuldner; denn wie ward der Mann auch von mir unterſchätzt! Aber ſage, Kind, was ſollten vorhin die geheimnisvollen Sätze vom „Beſitzrecht“ und „das Euere thun“?

Ellen van der Wies. Daß, wenn Blume leiſtet, was ich von ihm erwarte, und er ein Werk geſchaffen hat, würdig des Fortunat, der die Wanderbuchbilder gezeichnet, ich, Deine Nichte . . .

Durkie. Du willſt es dann tüchtig bezahlen? Recht, recht; wir ſtellen den Preis ſchon ſo, daß es dann auf mehrere Jahre mit aller Not für ihn aus iſt, für ihn und ſeinen vielköpfigen Anhang.

Ellen van der Wies. Seine Leiſtung ſoll vielmehr dahin führen, Blumes Armut ein für allemal ein Ende zu machen; denn vollbringt er, was ich erwarte; hat er erſt, frei von allen äußeren Sorgen; — und dazu mußt Du ihm verhelfen, vielleicht durch den Ankauf ſeiner Madonna —

Durkie. Puh! Dieſer hektiſche, kalbsäugige Rotkopf.

Ellen van der Wies. Ich mag ſie auch nicht; doch der Johannes gehört ſchon in die neue Periode, die der auferſtandene Fortunat für mich und durch mich beginnt.

Durkie. Gut, gut; ich kaufe die Leinwand.

Ellen van der Wies. Und hat er dann das erſte Werk ſorglos vollendet, und ich finde es ſo, wie ich hoffe und ſicher erwarte . . .

Durkie. Dann?

Ellen van der Wies. Dann ſtell' ich ihn Dir als meinen Bräutigam vor, Onkel, als Deinen künftigen Neffen.

Durkie. Puh! Puh! Du haſt ſchon beſſere Späße gemacht, Mädchen. Mit ſo ernſten Dingen ſoll man eigentlich nicht ſcherzen, mein Schatz. Seit Deiner ſpitzbübiſchen Neckerei am erſten April . . .

Ellen van der Wies. Bitte, bitte, lieber Onkel. Sieh mich an und frage Dich ſelbſt, ob ich ſpaße. Es iſt mir Ernſt, heiliger Ernſt.

Durkie. Aber dann, Eleonore . . . Alles, was recht iſt.

Ellen van der Wies. Mein erſtes Recht iſt, denk' ich, ruhig angehört zu werden.

Durkie. Ich bin ja ganz Ohr, Kind. Ich höre. Und wäre das alles auch wirklich nur Neckerei — mein Gott, ſo würde es mir altem Mann in dieſer geſchäftsloſen Ruhezeit einige Minuten aufs ſchnellſte, wenn auch nicht gerade aufs angenehmſte, vertreiben. Ich höre Dich ohnehin ſo gern ſprechen. Wenn Du auch Tollheiten ſagſt, hübſch klingt es doch immer. Du willſt Dich alſo mit Herrn Blume verloben, ſobald er das erſte tüchtige Gemälde vollendet. Ein grand prix! Alle Wetter!

Ellen van der Wies. Und wer hat noch heute morgen gesagt, daß der Schöpfer der Wanderbuchbilder einen solchen verdiene, daß er im stande sei, das Größte und Höchste zu leisten?

Durkie. Ich, Liebling.

Ellen van der Wies. Und hat Deine Ansicht in den wenigen Stunden, die zwischen dem Frühstück und diesem Augenblick liegen, eine Aenderung erfahren?

Durkie. Hm! Erinnerst Du Dich noch Deines grauen Trabers?

Ellen van der Wies. Des Arrow? Aber was soll das?

Durkie. Wie prächtig ging das gut eingefahrene Tier! Dann kaufte es Warren für seine Jungen, und als Du ihn auf seiner Farm wieder brauchtest . . .

Ellen van der Wies. War der Arrow ein Nichtsnutz geworden.

Durkie. Und ich danke Gott, daß Du Dir nicht das schlanke Hälschen gebrochen. Du, Liebling, weißt wohl am besten, wie ihr mit einander in den Graben gerietet.

Ellen van der Wies (lacht). Nein, Onkelchen, das weiß ich durchaus nicht.

Durkie. Ich aber weiß, daß sich das Pferd nicht wieder zurecht bringen ließ.

Ellen van der Wies. Und der Fabel Moral?

Durkie. Daß nicht jeder Künstler, so vorzüglich er auch von Haus aus begabt war, wenn er sich einmal recht gründlich verfahren, die alte Tüchtigkeit und das alte Können zurückgewinnt.

Ellen van der Wies. Ein Vergleich aus dem Stalle, den ich nicht acceptire. Blume besitzt alles, worauf es

ankommt: Talent und Können. Beide haben durch Umstände, die ihm zur Ehre gereichen, Schädigung erfahren, aber sie sind vorhanden, und sobald nur beseitigt ist, was ihn in den letzten Jahren gehindert, und da er außerdem weiß, daß der edelste Lohn für männliches Ringen seinen Erfolg zu krönen bereit steht, ist ihm dieser, ist der Erfolg ihm gewiß, und ich, ich werde es dann gewesen sein, die eine herrliche Kraft . . .

Durkie. Der Kunst gerettet. Vortrefflich. Aber bei dem allem scheinst Du den Faktor, auf den doch das Meiste ankommt, aus den Augen verloren zu haben.

Ellen van der Wies. Den Faktor?

Durkie. Das Herz, meine Tochter. Eine Liebe, die Bedingungen stellt . . .

Ellen van der Wies. Ist in ihrer Besonnenheit tausendmal höher zu schätzen als die Leidenschaft, die mit zerrissenen Zügeln . . .

Durkie. Auch ein Stallvergleich, den ich nicht acceptire; denn dergleichen, Kind, ist lauter Besonnenheit und gar keine Liebe. Verdient der Wein, dem die Kohlensäure fehlt, und der darum weder perlt noch schäumt, den Namen Champagner?

Ellen van der Wies. Wir brauchen heut beide zu viel Bilder, lieber Onkel. Ich mag keinen Champagner, und das Schäumen — soll ich sagen, leider Gottes oder dem Himmel sei Dank? — kurz, es hat aufgehört hier drinnen. Du verstehst Dich ja auf Chemie und kannst Dir vorstellen, wie das ist, wenn ein Stoff, eine Basis oder wie ihr es sonst nennt, in eine wallende Flüssigkeit fällt und sie plötzlich zur Ruhe bringt, zu artigem, gemessenem Stillstand.

Durkie. Kind, Kind, und das, bevor man die Zwanzig erreicht hat!

Ellen van der Wies. Bei wie vielen kommt das Herz noch früher zur Ruhe! Ich für mein Teil bin froh, daß ich das Perlen und Brausen wenigstens einmal und ohne Schaden genossen. Auf sein Wiedererwachen muß ich verzichten und thu' es gern.

Durkie. Und der Mann, dem Du gewährt, die Seine zu werden?

Ellen van der Wies. Ich zeige ihm den Weg aufwärts, ich verkörpere ihm das Ideal seiner Seele.

Durkie. Auf immer?

Ellen van der Wies. Ja, ich werde nie aufhören, für ihn die Fee zu sein, die ihn aus dem Dunkel ans Licht zog, die ihn und seine Kunst dem Untergang entriß.

Durkie. Und weißt Du auch, daß wir denjenigen am leichtesten hassen, der uns Wohlthaten erwies, die wir nicht heimzahlen können?

Ellen van der Wies. Durch große Leistungen kann er alles vergelten . . .

Durkie. Und bleiben diese nun aus?

Ellen van der Wies. Ich reiche ihm erst die Hand, wenn er seine Meisterschaft bewährt hat.

Durkie. In anderen Worten, wenn er das Examen bestanden.

Ellen van der Wies. Einem solchen unterzieht jedes Mädchen — die Liebe, welche wie ein Blitz das Herz treffen soll, mit der ist es nichts, ich hab' es erfahren — unterzieht, sage ich Dir, jedes Mädchen ihren Erwählten.

Durkie. Ist mir was Neues.

Ellen van der Wies. Sie thut's, wenn auch nur im ſtillen. Was iſt der Mann anders als die Summe deſſen, was er vollbringt und vorſtellt? Das liebende Herz addirt unwillkürlich die Eigenſchaften und Leiſtungen deſſen, dem es ſich zuneigt. Entſpricht die Summe dem Ideal, das wir uns früh genug bilden . . .

Durkie. Und Blume entſpräche dem Deinen?

Ellen van der Wies. O nein, doch er wird ihm näher kommen, und ich werde lernen müſſen, mich zu beſcheiden. Das kann mir nicht gar zu ſchwer fallen, da er ſchon manches beſitzt, was ich von dem Manne meiner Wahl verlange . . .

Durkie. Und das wäre?

Ellen van der Wies. Wie mein Vater hat er ſich mit eigener Kraft emporgerungen.

Durkie. Gerungen hat Blume freilich, doch was die Höhe angeht . . .

Ellen van der Wies. Er wird ſie durch mich erreichen. Sein gutes Herz hat er als Sohn und Bruder bewährt, er kennt nichts Höheres als mich, ich bin ſeine Göttin, ein religiöſes Gemüt wie das ſeine iſt eine Seltenheit bei den Herren aus unſerer Geſellſchaft.

Durkie. Er iſt ein geſunder, gut ausſehender Menſch mit herrlichen Zähnen und echten Haaren, er weiß ſeinen Schneider zu wählen.

Ellen van der Wies. Und beſitzt für Dich eine grenzenloſe Verehrung, die Du ihm, wie ich ſehe, übel vergiltſt.

Durkie. Lieber Himmel! Im Herzen ſo manchen Malers erhebt ſich für die Kunſtfirma Durkie & Warren und ihre prompten Zahlungen ein ſtattlicher Altar.

Ellen van der Wies. Er hat noch keinen Deiner Dollars gesehen, und Du überträgst auf ihn, den ich für edler halte, die niedere Gesinnung anderer, denen das Glück die Wege besser ebnet.

Durkie. Geht das auf eine bestimmte Person?

Ellen van der Wies. Ja wohl, Onkel. Als Du vorhin mit Deinem herrlichen Rabenhorst sprachst, ist mir kein Wörtchen entgangen. Der stolze, steifnackige Ritter, der für die Touristencrapule hier im Hotel keinen armen, freundlichen Gruß hat, dem Yankeegeldsack, der — wie sagtest Du gleich? — der Kunstfirma Durkie & Warren gegenüber war er gleich bei der ersten Begegnung schmelzendes Wachs. Du bist ein lieber alter Herr, Onkel, aber die Wonne, die er zur Schau trug, Dich mit leiblichen Augen zu sehen . . .

Durkie. Hat doch nicht nur meinem schönen Gesicht gegolten, denkst Du, und, ehrlich gestanden, sein warmes Entgegenkommen ist auch mir anfänglich etwas kurios vorgekommen.

Ellen van der Wies. Widerwärtig wär' Dir's erschienen, abscheulich, wenn Du ihn, wie ich, beobachtet hättest durch Wochen und Monde. Dieser einsame, unnahbare Gott, dieser menschgewordene Hochmut, der plötzlich von seinem Piedestal nieder und auf die Kniee stürzt vor dem goldenen Kalbe.

Durkie. Aber, so wahr Gott mir helfe, Mädchen, er läßt mir keinen Zoll breit Leinwand ab, kein armseliges Blättchen.

Ellen van der Wies. Um Deine Lust zu kaufen recht anzustacheln, die Preise aufs höchste zu schrauben. O, ich durchschau' ihn!

Durkie. Aber Kind, Kind, wie Du auffährſt! Iſt das meine freundliche, wohlgeſinnte, gerechte Ellen? Aus Deinen Augen, Deiner Stimme ſpricht Haß, wirklicher Haß, die häßlichſte Regung, die das Herz eines jungen Mädchens nur immer zu entſtellen vermag, ein Haß, wie er uns gottlob ſeltener in unſerer Geſellſchaft als auf der Bühne begegnet. (Ernſt.) Was iſt das? Was ſoll das? Ich verlange zu wiſſen, was dieſer tüchtige, ja ich darf ſagen, nachdem ich ſein letztes Werk geſehen, dieſer große Mann Dir gethan!

Ellen van der Wies. Laß das, frage nicht, Onkel.

Durkie. Ich muß und werde Dich fragen; denn entweder hat ſich Dein Gemüt ſchmählich und traurig verirrt — und das will ich nicht dulden — oder Dir ſind Beleidigungen zugefügt worden, die ich als Dein Vormund kennen muß, um mein Verhalten gegen Rabenhorſt darnach zu richten.

Ellen van der Wies. Er hat — er iſt mir — Du weißt nicht — dieſer Mann, ſein ganzes Weſen und Sein — ſeit Monden iſt es für mich eine einzige große Beleidigung geweſen.

Durkie. Aber, Kind!

Ellen van der Wies. Ich bin kein Kind, und alles, was in mir, der Jungfrau, iſt, er hat es verhöhnt und verwundet. Als ich ihn zum erſtenmal ſah, glaubte ich — es war ſo unſinnig wie ſchmählich — glaubte ich jene Liebe, die wie des Himmels Blitz ins Herz ſchlägt, habe das meine getroffen. Alles zog mich zu Rabenhorſt hin, und er, der Nichtswürdige, trieb mit mir ſein Spiel. Tag für Tag, ſo oft wir uns begegneten, ruhten ſeine Blicke auf mir wie gebannt, als wollten

sie mich an sich ziehen wie — mag das Bild auch verbraucht sein — wie das Auge des Basilisken den Vogel, und dennoch, dennoch . . . (Sie weint laut auf, preßt das Tuch an die Augen und fährt schluchzend fort.) Aber wozu, um Gottes willen, wozu das alles! Auf Wiedersehen bei der Mutter. (Will sich entfernen.)

Durkie (hält sie zurück). Nein, Ellen, nein. Ich weiß, daß Dir die Mutter fehlt, die Dir eine Vertraute sein sollte. Die arme Mama! Ihr habt die Rollen getauscht. Seit dem unglückseligen Schlagfluß ist sie zum hilflosen Kinde, bist Du zur Mutter geworden; aber ich — Du weißt, was Du mir bist, wie ich Dich liebe. Alte Frauen werden den Männern ähnlich, alte Männer den Frauen, und mein Herz, Du weißt es, ist weich und steht Dir weit offen; die treue Wilson, ich seh' es, gilt Dir weniger, als ich wohl wünschte. So mach' denn mich, Deinen grauen, besten Freund, zum Vertrauten. Thu es, mein Mädchen, uns beiden, Dir selbst und mir zu Gefallen.

Ellen van der Wies. Ich kann, nein, ich kann nicht!

Durkie. Und wenn ich nicht aufhöre, in Dich zu dringen, wenn ich Dir sage, ich, Dein zweiter Vater, Dein Vormund lasse nicht ab . . .

Ellen van der Wies. So, so . . . Bring mich nicht außer mir, Onkel. Du kennst mich: ich weiß, was ich will. Tritt mir nicht in den Weg, oder ich lasse Bedingung Bedingung sein und mache Blume noch heute zu meinem Verlobten. (Eilt der Thür entgegen.)

Durkie. Aber Ellen, mein liebes, einziges Kind! Kann ich denn auch nur von ferne verstehen . . .

Ellen van der Wies. Denk Dir das Deine, aber quäl mich nicht weiter!

(Ellen van der Wies ab.)

5. Scene.

Durkie allein.

Durkie. Da geht ſie. Armer Alter, der es auf ſich genommen, ein Mädchen zu lenken! Wie leicht ſie mir das bis zu dieſer Stunde gemacht hat! Und jetzt? Das Brauſen und Perlen da drinnen ſoll aufgehört haben? Lieber Himmel, es tobt ja und bäumt hoch auf wie die Brandung. Ein Orkan iſt das, kein Sturm im Glas Waſſer! Ich ſoll ſie nicht fragen. Aber wozu auch? Sie liebt Rabenhorſt, und weil er ſie nicht beachtet oder, Gott weiß wie, verletzt hat, grollt ſie ihm, haßt ſie ihn jetzt. Armes Kind! Wie die Gemſe, wenn ſie kein Entrinnen ſieht vor dem Jäger, ſich in den Abgrund ſtürzt, ſucht ſie Rettung vor ſich ſelbſt bei dieſem Herrn Blume. Aber hab' ich denn nicht ſelbſt geſehen, daß Rabenhorſts Blick, wie ſoll ich nur ſagen, geradezu andachtsvoll auf ihr ruhte? Wahrhaftig, vorhin erwachte ſchon in mir altem Narren die Hoffnung, der prächtige Künſtler und ſie . . .

6. Scene.

Mr. Durkie. Mrs. Wilſon.

Wilſon (tritt raſch ein und ſieht ſich im Saal um. Zu Durkie). Verzeihung. Ich ſuche die Miß . . .

Durkie. Dieſen Augenblick von mir gegangen, und zwar . . . — Näher, immer näher, Wilſon, und ſtehen Sie mir Rede.

Wilſon (erſchrocken). Mein Gott!

Durkie. Nur kein Stöhnen; aber offen ſollen Sie ſein; denn es handelt ſich um das Wohl und Wehe eines Menſchen, den wir beide lieben. Sie haben Ellens Kindheit geleitet, fühlen für ſie wie eine Mutter . . .

Wilſon. Ganz, ganz.

Durkie. Und jetzt ſteht es grundſchlecht mit ihr.

Wilſon. Leider, Sir, leider.

Durkie. Was hat es zwiſchen ihr und Herrn von Rabenhorſt gegeben?

Wilſon. Nichts und ſehr viel, Mr. Durkie. Von Anfang an war unſere Ellen, deren junges Herz noch nie ſchneller geſchlagen, ich weiß es, ganz erfüllt von dem Künſtler, und es iſt ja kein Wunder.

Durkie. Ganz meiner Anſicht.

Wilſon. Aber ich Aermſte, was konnte ich dabei thun, als mich erkundigen, ob er ein reſpektabler Gentleman ſei, und der Bankier ſagte mir, er ſei ſehr reſpektabel.

Durkie. Sehr, außerordentlich.

Wilſon. Da wollt' ich Ihnen ſchon ſchreiben, doch ließ er es nicht einmal bis zur Vorſtellung kommen, ja, oft ſahen wir ihn lange Zeit gar nicht; denn es war ein Feuer ausgebrochen in ſeinem Atelier.

Durkie. Ich weiß.

Wilſon. Und das gab ihm viel zu thun; uns aber, doch der Miß, ging es zu Herzen, als ob es ihre eigene Farm betreffe.

Durkie. Bot ſich ihr denn Gelegenheit, ihn zu ſprechen?

Wilſon. O nein, kein Sterbenswort ward zwiſchen ihnen gewechſelt; nur die Blicke, die Augen . . . Und

so ging es weiter bis zum letzten Dienstag, drei Tage, bevor Sie kamen.

Durkie. Und dann?

Wilson. Es war am Vorabend des großen Wohlthätigkeitsbazars, bei dem Miß Ellen . . .

Durkie. Ich weiß!

6. Scene.

Mr. Durkie. Mrs. Wilson. Windel, dann Kellner.
(Windel tritt schnell ein.)

Windel (zu Durkie). Wenn Sie gütigst entschuldigen wollten, war hier nicht eben jemand, der nach mir fragte?

Durkie. Nein, Herr.

Windel. Die Polizei, müssen Sie wissen, fängt schon an, sich um mein Brieftäfelchen zu bekümmern. Ich hab' es, sehen Sie, leider verloren.

Durkie. Bedaure außerordentlich, indessen . . .

Windel. Es ist mir weniger um die vierzehnhundertundsiebenzig Reichsmark.

Kellner (tritt ein). Herr Windel, draußen wartet ein Beamter und fragt nach Ihnen.

Windel. Ist's möglich, jetzt schon? Bitte allseitig um Entschuldigung, wenn ich gestört haben sollte. (Für sich, indem er das Zimmer verläßt.) Ne, so was, ob die beiden Alten hier auch so ein Rendezvouschen haben?

(Windel ab. Kellner folgt ihm.)

7. Scene.

Mr. Durkie. Mrs. Wilson.

Durkie (lächelnd). Das Brieftaschenverlieren scheint hier in Rom zur Gewohnheit zu werden.

Wilson. Uns könnt' es recht sein. Seit Miß Ellen das Wanderbuch erstand, ist sie weit ruhiger geworden.

Durkie. So?

Wilson. Ja; denn nachdem Doktor Förster . . .

Durkie. Davon später.

Wilson. Sie wissen, daß Miß Ellen den Verkauf von Stoffen, Tüchern, Spitzen und dergleichen übernommen . . .

Durkie. Ich und meine Tasche . . .

Wilson. Am Abend vor der Eröffnung des Bazars traf sich's nun, daß Mr. Longmans . . .

Durkie. Unser Bankier?

Wilson. Mr. Rabenhorst ist auch bei ihm akkreditirt, und er machte ihn mit uns, mit Miß Ellen bekannt.

Durkie. Endlich.

Wilson. Der Herr Künstler war ein wenig in Eile, weil der Vater eines Freundes dringend der Pflege bedurfte. Indessen kam die Rede dennoch auf den Bazar, und er versprach, bei der Miß Einkäufe zu machen.

Durkie. Und er hielt Wort?

Wilson. Ja, Sir. Am ersten Tage erschien er, und er nahm einen schönen Shawl, eine Spitzenmantilla und mehr dergleichen; doch war er wieder hastig und voller Unruhe; denn es sollte mit dem alten Herrn Grafen sehr schlecht stehen.

Durkie. Herr Blume hat den Auftrag, sein Sterbezimmer zu malen.

Wilson. Er ist auch am Abend des zweiten Bazartages verschieden; und wenn Herr von Rabenhorst unter solchen Umständen nicht wieder kam und unserem Verkaufszelt persönlich fernblieb . . .

Durkie. So ist das, dächt' ich, so erklärlich wie leicht zu entschuldigen.

Wilson. Gewiß, gewiß! Aber was sollten wir denken, als an seiner Statt eine junge Römerin erschien, ein schönes, stattliches Weib von hohem Wuchse . . .

Durkie. Ich kenne die Art! Erinnert an die Frauengestalten der großen Roma.

Wilson. Ganz recht, Sir, ganz recht. Eben solche war es. Ein prächtiges Mädchen, aber keine Lady, nur ein Weib aus dem Volke. Und nun stellen Sie sich unsere Verwunderung vor, als sie unseren ganzen Leinwandvorrat, Wäsche, Strümpfe und was weiß ich für nicht weniger als fünfzehnhundert Lire aufkaufte! Was sollten wir . . .

Durkie. Dankerfüllt hättet ihr euch sagen sollen, daß Rabenhorst, um Ellen zu erfreuen, euch eine großmütige Käuferin zugeschickt, daß er . . .

Wilson. Well, well, Sir. Aber was sagen Sie dazu, daß dies Weib, von dem uns der Kassirer später erzählte, es sei die Tochter des Kustoden seines Ateliers, dieselbe Mantilla trug und den gleichen Shawl — ein Irrtum war ausgeschlossen —, den der Herr Künstler am Tage vorher von unserer Miß, aus Ellens eigener Hand erstanden?

Durkie. Hm. Ja . . . Das komplizirt freilich die Sache. Indessen . . . Dergleichen unbegreiflichen Dingen gegenüber muß man die Hände nicht in den Schoß legen, muß man Aufklärung suchen.

Wilson. Aber ums Himmels willen, Sir, wie sollten wir das wohl beginnen? Drei Tage lang ließ sich Mr. Rabenhorst gar nicht sehen, und die Miß, sie war so

entrüſtet, ſo empört bis auf den tiefſten Grund der Seele, daß ſie, als der Herr Künſtler endlich wieder erſchien, um mit ihr zu reden, ihm das Wort vom Munde abſchnitt und ihm in einer Weiſe, mit einer eiſigen Kühlheit den Rücken kehrte . . .

Durkie. Kann mirs ſchon denken!

Wilſon. Und Sie hätten nur hören ſollen, wie im Bazar die alte Marcheſa Gondi . . .

Durkie. Die luſtige Magdalena?

Wilſon. Dieſelbe . . .

Durkie. Nun?

Wilſon. Was ſie für Gloſſen zu der ſchönen Modell-Lukretia machte, die in dem von Rabenhorſt erſtandenen Putz ihre prächtige Perſon und künftige Wirtſchaft bei uns verſorgte.

Durkie. Fatal, eine ganz verwünſchte Geſchichte!

Wilſon. Ach, Sir! Und wie nah' iſt das alles dem armen Kinde gegangen, wie viel Thränen hat ſie darüber vergoſſen! Mein Gott, wenn man ſich von dem Manne verhöhnt ſieht . . .

Durkie (auffahrend). Thorheit! Säh' das wohl einem Rabenhorſt ähnlich? — Und dennoch . . .

Wilſon. Dennoch können Sie, Sir, das Vorgefallene ſo wenig billigen oder erklären wie Ellen und ich, und ich bin ja noch gar nicht am Ende.

Durkie. Noch immer nicht? Ich dächte . . .

Wilſon. Es ſei ſchon mehr als genug? Und ſo iſt's auch. Aber bei der Theatervorſtellung, die den Bazar ſchloß, trug auf dem Vorhang, den Rabenhorſt gemalt, die tragiſche Muſe, es war unverkennbar, Miß Ellens Züge.

Durkie. Und dieſe Huldigung?

Wilſon. Sie nahm ſie für einen neuen Spott auf, mit dem ſie der Künſtler . . .

Durkie. Natürlich! Ganz ſelbſtverſtändlich bei ihrer Stimmung. Aber da kommt die Geſellſchaft!

Wilſon. Ich bin noch nicht fertig.

Durkie (ſeufzend). Doch! Ich weiß genug, mehr als genug. Suchen Sie jetzt Ellen auf.

8. Scene.

Dr. Förſter, Lieutenant Weſtmann, Windel, Iſabella und Victoria Wirſing ſowie Fräulein Crocus treten geräuſchvoll und plaudernd in den Salon und verteilen ſich um Tiſch und Sofa. Durkie und Mrs. Wilſon abſeits von den anderen.

Durkie. Ich bleib' noch etwas hier, und ſollte Herr Blume oben anklopfen, ſo rufen Sie mich ſogleich.

Wilſon. Sehr wohl, Sir!

Durkie. Oder nein. Unſere Kranke iſt in der Kriſis, und jede Verſäumnis kann heute verhängnisvoll werden. Laſſen Sie mich durch meinen Diener oder den Kellner rufen, und verlaſſen Sie ſie keinen Augenblick, ſolange der Blume . . .

Wilſon. O, ich verſtehe. Dieſer Herr Blume und unſere Miß Ellen! Shocking, unfaßbar! (Verneigt ſich vor Durkie und den anderen und verläßt den Salon.)

Wilſon ab.

9. Scene.

Die Vorigen ohne Mrs. Wilſon.

Durkie (tritt der Geſellſchaft entgegen). Immer angeregt und heiter; ſo ziemt es ſich unter dieſem Himmel, in

dieſer Stadt der großen Erinnerungen, der herzerhebenden Kunſt, der rauſchenden Waſſer, des unverwelklichen Grüns.

Victoria. Iſt es wahr, Herr Durkie, daß ſie ſchon zum dreißigſtenmal hier ſind?

Durkie. Ja wohl, liebes Fräulein, und ich werfe auch diesmal meine Bajucola in die Fontana Trevi.

Victoria. Bajucola, was iſt das?

Durkie. Eine Kleinigkeit. Ein Kupferſtück oder zwei.

Windel. Ne, hören Sie, Geld wegwerfen, darin bin ich Sie komiſch, das iſt . . . (Zu Fräulein Crocus.) Ne. Sie brauchen nicht zu lachen, geehrtes Fräulein, das iſt eine Sünde. Danken Sie Gott, wenn Sie Ihren Klimbim nicht verlieren wie ich. In meinem Brieftäfelchen haben . . .

Iſabella. Haben vierzehnhundertundfünfzig Reichsmark gelegen.

Windel. Vierzehnhundertundſiebenzig, wenn Sie gütigſt erlauben. Aber das Geld ins Waſſer werfen . . .

Durkie. Man folgt einem freundlichen Aberglauben, um ſich die Rückkehr nach Rom zu erkaufen, und die geopferten Kupferſtücke kommen noch dazu den Armen zu gute.

Windel. Für die Armen, ſagen Sie? Ja, wenn Sie da bei mir anklopfen wollen . . .

Durkie. So rufen Sie immer herein, junger Mann, doch ſo leiſe wie möglich.

Fräulein Crocus (zu Iſabella). Recht ſo, da hat er's. Wo ſteckt nur Ihre Fräulein Nichte, Herr Durkie? Doktor, Doktor! (Droht.)

Victoria (blickt Förſter fragend an.)

Durkie. Bei ihrer armen Mutter. Wir werden die

ſpaniſche Wand ans Fenſter ſtellen laſſen, um ſie vor Zug zu ſchützen, dann kommt ſie vielleicht heut abend etwas herunter.

Victoria. O, das wäre ja reizend!

Iſabella. Ich bin der alten, hübſchen Dame ſo gut.

Victoria. Wiſſen Sie was, Mr. Durkie, ſie ſieht Ihnen ähnlich.

Durkie. Danke für das Kompliment; doch bei zweiundſiebenzig Jahren . . .

Victoria. Das iſt ja unmöglich!

Lieutenant Weſtmann. Nein, wirklich?

Iſabella. Sie ſpaßen, Herr Durkie!

Durkie. Meine Verbrüderung mit der Kunſt und den Künſtlern, meine Oſtern in Rom, mein Leben mit der Jugend, das ſchützt vor frühzeitigem Welken.

Fräulein Crocus. Höchſtens hätte ich Sie für einen hohen Sechziger gehalten.

Victoria. Und ich kaum für ſechzig. Denke nur an unſeren armen Papa, Iſabella.

Iſabella. Ja, ſeine Akten! Und er kann auch nicht jede Oſtern nach Rom!

Förſter. Wär' er heute nur mit uns hier geweſen! Er iſt ein ſo tief unterrichteter, feinſinniger Kenner, und wie hätte er Rabenhorſts Werk und ſeine erklärenden Worte mit uns genoſſen; es waren nicht viele, aber jedes traf den Nagel auf den Kopf.

Lieutenant Weſtmann. Ja, es war herrlich!

Durkie. Nicht wahr, das iſt ein Künſtler!

Fräulein Crocus. Wenn man abzuſehen weiß, abzuſehen von manchem . . .

Förſter (ironiſch). Erweiſen wir ihm alſo die Wohl-

that! Aber daß Miß Ellen, daß Ihre Fräulein Nichte sich diesen Genuß entgehen lassen konnte . . .

Fräulein Crocus (flüstert Victoria etwas zu).

Förster. Ich sah sie doch vorhin mit der Frau Präsidentin plaudern, und gerade Miß van der Wies hätte ich gern unter uns gesehen.

Fräulein Crocus. Das glaub' ich! Sie brauchen es nicht zu beschwören.

Förster. Sie meinen?

Fräulein Crocus. Daß ich Ihren Geschmack vortrefflich finde.

Förster (eifrig). Nicht wahr? Und in unserer armseligen Zeit! Wer wagt sich denn noch an große historische Stoffe? Ach, Herr Durkie, es hat mich oft geschmerzt und ist mir wie ein beachtenswertes Wunder erschienen, daß die deutsche Kunst unserem mächtigen politischen Aufschwung nicht zu folgen vermocht hat.

Durkie. Während andere Völker, deren politische Macht mehr und mehr zurückgeht, großartige historische Gemälde schaffen!

Förster. Sie denken an Spanien?

Durkie. Ja wohl. Uebrigens fällt es mir schwer, zu begreifen, warum sich aus politischen gerade künstlerische Erfolge ergeben sollen; sind doch Kunst und Politik keineswegs Brüder, sondern Feinde von Haus aus. Der Vater staatlicher Größe, und besonders der deutschen, heißt Krieg, und das ist Zerstörung; die Kunst ist die Ausblüte bürgerlichen Wohlseins, ja sie besteht nur da, wo es, nachdem man die Ruhe und Wohlfahrt der Gesellschaft gesichert, einen Ueberschuß an Kraft gibt. Vielleicht sind sie in Deutschland noch nicht dahin gelangt, haben sie

noch zu schwer an der so nötigen Rüstung zu tragen, ist der Verschmelzungsprozeß in ihrer Mitte noch zu lebendig...

Förster. Als daß jene überschüssige Kraft, von der Sie sprechen, hätte frei werden und sich der Kunst zuwenden können.

Durkie. Ganz wohl.

Förster. Aber denken Sie an die weit schärfer als wir in Stämme gesonderten Griechen, und wie sie, nachdem sie die persische Macht in vereintem Ringen, durch gemeinsame Großthaten bezwungen, sich auf allen Gebieten der Kunst zu Leistungen erhoben . . .

Durkie. Denen sie vielleicht nicht viel Geringeres zur Seite stellen werden, wenn sie in einem zweiten Perserkriege sich nach außen gesichert und in ihrem Innern . . .

Isabella. Lieber, bester Herr Durkie, nur keine soziale Frage, nur keine Politik wie gestern abend. Ich sage Ihnen...

Lieutenant Westmann. Fräulein Isabella hat recht. Ein politisch Lied, ein garstig Lied.

Durkie. Nicht immer.

Lieutenant Westmann. Doch, doch, und besonders hier in Rom, wo die Kunst herrscht, die sich an alle Nationen wendet, an jeden, gleichviel wie er politisch gesinnt ist.

Isabella. Der Lieutenant hat gestern auf Nadeln gesessen. Ein preußischer Offizier darf eigentlich gar nicht mit anhören, was so ein alter, hartgesottener Republikaner, wie Sie sind . . .

Lieutenant Westmann (lacht). Doch, doch, wenn er jenseits der schwarz-weißen Pfähle und in Civil ist. Von dem rocher de bronze seiner Königstreue fließt dergleichen ohnehin ab.

Isabella. Wie Wasser von dem schönen, merkwürdigen Gummipaletot Ihrer Nichte. Sie geben uns doch die Adresse . . .

Durkie. Nein, ich verschreibe lieber heute noch für Sie beide je ein solches Exemplar. Ich darf doch, meine hübschen Lieblinge?

Victoria.
Isabella. } O Herr Durkie!

Durkie. So bekommen Sie sie, und wenn der Regen dann von Ihnen abfließt . . .

Isabella. So denken wir an den freundlichsten und nettesten aller Republikaner . . .

Victoria. Sie sind ein zu lieber, reizender alter Herr! Wie sollen wir Ihnen nur danken?

Durkie. Denken Sie freundlich an mich und an Rom.

Lieutenant Westmann (zu Isabella). Und an den, dessen Königstreue Sie die Mäntel verdanken. (Leise.) Vielleicht als preußische Offiziers- oder Gutsbesitzersfrau.

Fräulein Crocus. So kommt man zu etwas! Aber es wird Zeit, zur Siebenuhrtafel Toilette zu machen.

Windel. Ich muß doch auch wieder einmal nach meinem Briefkästchen fragen.

Isabella. Komm, Vicki!

Victoria. Gleich, gleich!

Lieutenant Westmann (zu Isabella leise). Einen Augenblick, Fräulein Bella.

Victoria (leise zu Förster). Herr Doktor!

Durkie, Windel und Fräulein Crocus erheben sich, verneigen sich vor den Damen und gehen.

Durkie, Windel, Fräulein Crocus ab.

10. Scene.

Lieutenant Weſtmann und Iſabella. Förſter und Victoria. Lieutenant Weſtmann und Iſabella treten tief zurück und flüſtern zuſammen.

Victoria. Es muß ja erfunden ſein, was Fräulein Crocus . . .

Förſter. Gewiß; denn nach Ihrem Ausſehen zu ſchließen . . .

Victoria. Wie ſoll ich denn ausſehen?

Förſter. Gar nicht wie ſonſt.

Victoria. Aber wie ſah ich denn ſonſt aus?

Förſter. O ſo hold — ſo . . .

Victoria. Ach, Unſinn! Und jetzt?

Förſter. Nicht mehr ſo wie vorhin.

Victoria. Und vorhin?

Förſter. Da ſahen Sie böſe aus, ſo bös . . .

Victoria. Und ich will wieder ſo ausſehen.

Förſter. Nein, nein, ja nicht!

Victoria. Doch; oder iſt es etwa nett von Ihnen, daß Sie . . .

Förſter. Um Gottes willen, was?

Victoria. Daß Sie der Amerikanerin, daß Sie Miß Ellen . . . O, ſie iſt ja ſehr nett, ſehr klug, ſehr liebenswürdig, ſehr reich . . .

Förſter. Aber, liebe, einzige Vicki, was ſoll das? Sie wiſſen doch . . .

Victoria. Ich weiß nur, daß Sie mir furchtbar den Hof machen, daß Sie mir ſo viel Blumen ſchenken, daß wir . . .

Förſter. Daß Sie?

Victoria. Daß wir der Mama ſagen müſſen, die größere Hälfte ſei für Bella beſtimmt; denn Sie wiſſen ja . . .

Förſter. Daß ich noch auf eine Berufung zu warten habe, bevor ich offen und ehrlich vor Ihre Eltern treten und ihnen ſagen darf . . .

Victoria. Was?

Förſter. Wie ſehr ich ihre Victoria liebe.

Victoria. Ach — Sie! Und dennoch machen Sie der Ellen ſo arg den Hof, daß die Crocus beſtimmt behaupten kann, Sie hätten ſich gar ſchon mit ihr verlobt.

Förſter (auffahrend). Das geht doch zu weit, das iſt wirklich . . .

Victoria. Schmählich iſt es, aber wo es raucht, da gibt's auch ein Feuer, und Sie wiſſen noch gar nicht, ein wie ſchönes Talent ich zur Eiferſucht habe.

Förſter. Eiferſucht iſt ein ſpitzer, giftiger Dorn, aber er wächſt doch nur an der Roſe der Liebe.

Victoria. Hüten Sie ſich vor ihm, und — aber im Ernſt — bringen Sie mir morgen lieber keine Blumen. Die Mama hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, Bella müſſe ſich als die Aeltere zuerſt verloben.

Förſter. Aber der Lieutenant?

Victoria. Sobald der geſprochen, kommen wir an die Reihe. Ich glaube ſicher, daß Sie die Muſeumsdirektorſtelle bekommen. Die Mama iſt auch auf Ihrer Seite, aber ſie meint, Sie dächten an Bella. Uebrigens . . . Wiſſen Sie was? Haben Sie morgen vielleicht doch ein Sträußchen für mich übrig, ſo geben Sie's nur wieder meiner Schweſter.

Förſter. Gut, gut. Aber, liebe, einzige Vicki, ſagen Sie mir doch einmal gerade heraus, zu meiner Ermutigung und Stärkung beim Warten, gerade und ehrlich heraus, daß Sie mir gut ſind.

Victoria. Ich bin Ihnen gut, ſchrecklich gut. Aber wie können Sie nur ſo fragen? Ich habe Ihnen ja geſagt, daß ich Ihre Frau werden will . . .

Förſter. O Du — Du — Du —

Victoria. Wer hat Ihnen erlaubt, mich zu duzen? Aber thun Sie's nur, thu's nur. Ach, ich hör' es ſo gern, und ich bin ſo froh und ſo dankbar . . .

Förſter. Und Du liebſt mich?

Victoria. Ueber die Maßen, ſchon ſeit Mittwoch vor fünf Wochen läßt mir's keine Ruhe. Und mit der Ellen iſt's wirklich gar — gar nichts? Du kannſt es beſchwören. Kannſt mir Dein Ehrenwort geben?

Förſter. Mündlich und ſchriftlich, Du thörichter, eiferſüchtiger, angebeteter Schatz.

Lieutenant Weſtmann hat während dieſes Zwiegeſprächs eifrig mit Iſabella geflüſtert und ihr dabei mehrmals verſtohlen die Hand geküßt.

Iſabella (zu Victoria). Wir warten und warten. Was habt ihr zwei nur ſo lange zu tuſcheln. Aber, Vicki, hörſt Du, jetzt ohne Widerrede hinauf zur Toilette.

Victoria. Ich warte ja nur auf den Abſchluß eures Getuſchels.

Iſabella. Getuſchel! Was das für ein Wort iſt.

Victoria. Ich ſprach es eben nur meiner älteren Schweſter nach, Bella.

Isabella. Vor der Du, als jüngere, mehr Respekt zeigen solltest.

Isabella und Lieutenant Westmann gehen langsam auf die Thür zu, Förster und Victoria folgen ihnen.

Förster (leise). Rasch! Ach, den ersten! (Küßt schnell ihre Stirn.)

Victoria. Nein, so frech, und es war nicht einmal etwas Rechtes!

Als sie dicht bei der Thür sind, öffnet sich dieselbe, und die Präsidentin Wirsing erscheint auf der Schwelle.

11. Scene.

Förster, Victoria, Lieutenant Westmann, Isabella, die Präsidentin Wirsing.

Präsidentin. Aber, Kinder, Kinder, wo bleibt ihr nur?

Blickt auf die beiden Paare und erwidert Försters und Lieutenant Westmanns Verneigung kühl und förmlich.

Förster und Lieutenant Westmann ab.

12. Scene.

Frau Präsidentin Wirsing, Isabella, Victoria.

Präsidentin. Du bist die Aeltere, Bella, und ich hatte Dir doch gesagt . . . Nun, wartet . . . (Führt Isabella an der Hand in den Salon zurück.)

Victoria (verschwindet hinter der Thür).

Präsidentin. Ich habe euch verboten, mit den Herren allein hier unten zu bleiben. Findest Du euer Verhalten etwa schicklich? Du weißt doch sonst, was sich ziemt; aber hier in Rom, unter all der Kunst . . . Nein, wirklich . . . warte nur. Oben auf unseren Zimmern

ſage ich Dir voll meine Meinung. Solche Unvorſichtigkeit, und Du biſt die Aeltere, Bella! Ich verſteh' Dich nicht, Mädchen . . .

Iſabella. Es ging wirklich nicht anders, Mamachen. Noch vor zwei Minuten waren wir alle beiſammen; man kann ſich doch auch nicht unartig gegen die Herren benehmen.

Präſidentin. Werde ich das je von euch verlangen? Aber ein wohlerzogenes Mädchen, das im elterlichen Hauſe ſolchen Beiſpielen begegnet, wie ihr . . . Laß Dir ſagen, Dir, als der Aelteren (flüſtert Iſabella etwas ins Ohr).

Victoria (durch die Thür beiſeite). Draußen hat er mich ordentlich geküßt. O Gott, wie er lieb iſt! (Zur Präſidentin pathetiſch.) Aber, Mama, jetzt biſt Du diejenige, welche uns aufhält. Iſt das recht? Wir müſſen wirklich anfangen, an die Toilette zu denken.

Präſidentin. Das mein' ich ſchon lange, und oben auf unſeren Zimmern . . .

Der Vorhang fällt.

Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt.

Derselbe Salon, spärlich erleuchtet. Am dunkelsten die Seite mit dem Sofa.

1. Scene.

Blume allein.

Blume. Die Tischglocke hat noch nicht geläutet. In seiner Wohnung ist er nicht, aber ich muß Rabenhorst sprechen. So dicht am Ziel, und doch vielleicht scheitern? Nein, nein! Ich will, ich werd' es nicht leiden. Was mir der Graf vorhin verraten, ist's mir denn neu? Er liebt Ellen. Und sie? O, hätten ihre Augen mir Aermsten nur einmal so entgegengeglänzt wie diesem, wie nenne ich ihn nur — diesem Allesüberflieger. Wo er nur hinfaßt . . . Was hat er da mit einem Dutzend Pinselstrichen in einem Stündchen aus meinem Johannes gemacht! Alles kann er, alles hat er! Nur eines, eines... Warte, Gesell! (Erhebt die geballte Faust.) Nur das Eine, das Beste, sollst Du nicht haben! Wo er nur steckt? Er muß hören, was sie mich hoffen läßt, und weiß er, was sie mir zugesagt hat, so läßt er sie fahren in seinem Dünkel — ich weiß es! In seinen Augen drückt ihr die Verbindung mit mir ein Schandmal auf, das allen

Zauber zunichte macht, den ſie je für ihn beſeſſen. Ich kenne Dich, Narr, aber warte nur, gleich ſollſt Du erfahren . . .

2. Scene.

Rabenhorſt tritt in den Salon, ſpäter ein Kellner.

Rabenhorſt (haſtig). Guten Abend, Blume der Blumen. War Herr Durkie nicht hier?

Blume. Nein, ich bin ſelbſt erſt . . .

Rabenhorſt (wendet ſich der Thür zu). Adieu denn.

Blume. Nein! (Eilt ihm nach und hält ihn zurück.) Bitte, mein lieber, gütiger Gönner, nur auf zwei Worte. Mein Herz iſt ſo voll, und der erſte, dem ich anvertrauen muß, was mir ein freundliches Schickſal . . .

Rabenhorſt. Im Lotto gewonnen?

Blume. O pfui! Seh' ich aus wie ein Spieler?

Rabenhorſt. Nein, aber wie einer, dem das Glück, wenn's ihm gefällig ſein will, am beſten beikommen kann auf dem Wege eines Treffers in der Lotterie. Uebrigens gönne ich Ihnen das größte der Loſe!

Blume. Ich halte mich auch mit Stolz Ihrer Teilnahme gewärtig.

Rabenhorſt. Mit gutem Rechte, flos florum!

Blume. Und dieſe Teilnahme, die Sie ſo oft meinem Elend gütig zuwandten, ich darf ſie jetzt in Anſpruch nehmen für ein Glück ſondergleichen.

Rabenhorſt. Charmant, ganz charmant.

Blume. O, Sie wählen ſicher ein anderes Wort, wenn Sie erfahren . . .

Kellner tritt ein.

Rabenhorſt. So ſchießen Sie los; ich habe zwar

wenig Zeit, aber wo es gilt, die Freude eines guten Gesellen zu teilen . . .

Kellner (Rabenhorst einen Brief überreichend). Der Diener des Mr. Durkie wartet auf Antwort.

Rabenhorst (zu Blume). Sie verzeihen! (Oeffnet den Brief, liest und spricht vor sich hin.) Der alte Herr will mich sprechen. Da begegnen sich ja unsere Wünsche. Hier im Salon, während die Gesellschaft an der Table d'hôte speist, von sieben Uhr an. Gut, gut, vortrefflich! (Zum Kellner.) Sagen Sie dem Diener, Mr. Durkie werde mich finden.

Kellner. Sofort, Herr Baron (ab mit einer Verbeugung).

Rabenhorst (zu Blume). Was hat es also mit Ihrem Glückssegen auf sich, Sie Herrgottsblümelein? Ich bin wirklich gespannt.

Blume. Ach, mein Gönner, ich stehe selbst noch dieser großen, ungeheuren Wandlung meines ganzen Geschickes verwirrt, beschämt, außer mir gegenüber. Sie kennen die Ballade vom Reiter und dem Bodensee?

Rabenhorst. Eine grenzenlos dumme Geschichte. Der Schwachkopf geht infolge der fröhlichen Einsicht zu Grunde, daß er in der furchtbarsten Gefahr keineswegs zu Grunde gegangen.

Blume. Nein, nein, es liegt etwas richtig Empfundenes, etwas Wahres in dieser Dichtung! Mir, sehen Sie, schien es bestimmt zu sein, namenlos elend zu werden und, ohne die heißeste aller Leidenschaften erwidert zu sehen . . .

Rabenhorst. Aha, wieder das Weib!

Blume. Und welches! Aber nun ich weiß, daß es mir vergönnt sein wird, es zu besitzen, ist es mir manch-

mal, als solle die Ueberfülle des Glückes mich ersticken.

Rabenhorst. So machen Sie sich Luft und schütten Sie in Gottes Namen all die guten Dinge in mich hinein, von denen Herz und Mund überfließen wollen. Ich halte still! Wer ist also der Engel?

Blume. Nennen Sie sie so; denn sie verdient es, und ich weiß, Sie werden mir nicht widersprechen . . .

Rabenhorst. Sehr begierig.

Blume. O, sie ist Ihnen nicht fremd! Seit Monden schon hat das gleiche Haus das Glück, Sie beide zu beherbergen, freut sich auch Ihr Auge ihres unvergleichlichen Anblicks. Sie wären ja kein Künstler, wenn Ellens Zauber, ihre unvergleichliche, stolze Anmut . . .

Rabenhorst (überrascht). Ellen?

Blume. Ellen van der Wies, die Zauberin, die uns die neue Welt . . .

Rabenhorst. Gehen Sie, Blume, Sie sind übergeschnappt! Ellen van der Wies?

Blume. Sie, eben sie hat mich Armen aus dem Staube erhoben und meiner kühnen Werbung nicht nur das Ohr, nein auch das Herz geliehen, ja und mir Glücklichstem aller Sterblichen gelobt . . .

Rabenhorst (herb). Was?

Blume. Die Meine zu werden.

Rabenhorst. Das ist einfach nicht wahr — und hätte sie dennoch . . . Mensch, wie Sie aussehen! Aber es ist ja unmöglich (lacht).

Blume (selbstbewußt). Ich sehe nicht ein, mein Herr, was Ihnen an meinem Glücke so unfaßbar vorkommt, und muß Sie ernstlich ersuchen . . .

Rabenhorst. Ja, Blume, ja, jetzt wird mir das Unglaubliche glaubhaft; denn solche gute, feste Stacheln gab es gestern noch nicht an Ihrem glatten Stielchen. Ja, ja, zwischen damals und jetzt ist Ihnen etwas zugekommen, das Ihnen den Kopf hebt: Zukunftsmillionen! Das steckt den bekannten Ladestock auch in den krümmsten der Rücken.

Blume. Herr von Rabenhorst, ich muß Sie ersuchen . . .

Rabenhorst. Derber, nur derber! Die Redeweise Ihrer Zukunft kann gar nicht forsch und selbstbewußt genug sein! Fangen Sie an, sich zu üben.

Blume. Ihre Art und Weise, mein Herr, nachdem ich Ihnen anvertraut habe . . .

Rabenhorst. Sie sind also der Beneidenswerteste aller Verlobten.

Blume. Dessen Glück allerdings schon anfängt, den Neid eines Mannes zu erwecken . . .

Rabenhorst. Der bis dahin in keiner Hinsicht wünschen konnte, mit Ihnen zu tauschen.

Blume. Nun aber sich bequemen sollte, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und als Ehrenmann, für den ich ihn hielt . . .

Rabenhorst (streng). Still, Herr! Lassen Sie die Ehre, meine Ehre fein aus dem Spiele, wenn Sie's gut mit sich meinen.

Blume. Zu meinem Bedauern seh' ich, daß Sie es darauf anlegen, mich aufzubringen, zu reizen.

Rabenhorst. Nichts liegt mir ferner.

Blume. Aber Sie thun es dennoch. In voller Anerkennung der mancherlei Dienste, die Sie mir uneigen-

nützig geleistet, waren Sie der erste, vor dem ich mein volles Herz auszuschütten wünschte. Ich that es im Vertrauen auf Ihr Wohlwollen, Ihre Diskretion, und wenn ich Sie jetzt im Sinne und Namen meiner Braut ersuche, von unserer Verlobung, die bis auf weiteres noch geheim bleiben soll, gegen jedermann zu schweigen, wenn ich mich einstweilen sogar für unberechtigt halte, Ihre Gratulation und die der anderen in Empfang zu nehmen...

Rabenhorst. So glaube ich, Rabenhorst, kein Wort von dieser ganzen unmöglichen Historie . . .

Blume. Mein Herr!

Rabenhorst. Bis ich die gedruckte Karte in der Hand halte und schwarz auf weiß lese: „X. Y. Blume, Maler, Miß van der Wies, Verlobte", erlaub' ich mir, zu vermuten, daß an diesem seltenen Bündnis nur eine einzige unbedeutende Kleinigkeit fehlt: die Einwilligung der Braut!

Blume. Wie können Sie wagen . . .

Rabenhorst. Man wagt nichts, wo man nichts fürchtet; aber, mein Bester, ich versteh' es, mir hier drinnen scharfe Bilder von den Menschen zu gestalten, mit denen ich verkehre, und zu Fräulein van der Wies' übrigem Wesen paßt mir alles besser als eine Verlobung, und noch dazu eine heimliche, mit Ihnen.

Blume. Weil es Ihnen selbst um ihr Jawort zu thun ist.

Rabenhorst. Wohl möglich.

Blume. Weil Eifersucht und Mißgunst . . .

Rabenhorst. Genug, Herr! Sie finden mich heute merkwürdig geduldig.

Blume. Geduldig?

Rabenhorst. Wünschen Sie sich nicht, daß diese Stimmung sich ändert.

Blume. Eine Drohung? Aber Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich mich, weil ich arm bin und spärlichere Lorbeeren geerntet habe als Sie, von Ihnen mißhandeln lasse. Lüstet es Sie, die Ritterfaust an mir zu bewähren und mich im Zweikampf aus dem Wege zu räumen . . .

Rabenhorst. Unbesorgt! Haben Sie mich aus irgend einem Grunde hintergangen, so sind Blei, Kraut und Stahl schade für Sie; im entgegengesetzten Falle werde ich mich hüten, mich einem Manne zu stellen, dem das Glück in so unsinniger Weise den Hof macht.

Blume (außer sich). Herr von Rabenhorst!

Rabenhorst. Bringen Sie mir die Karte, die Anzeige — schwarz auf weiß muß ich's sehen. Bis dahin bleibt das Bild des Fräuleins, wie's hier drinnen lebt, unangetastet stehen, — bis dahin sehe ich zwischen Miß Ellen und Ihnen eine Kluft, breiter und tiefer als die bekannte, die den reichen Mann im Evangelium vom armen Lazarus trennte.

Blume. Ihnen das Bild, mir das Original. Die Kluft, welche Ihre lebhafte Einbildungskraft erschuf, wird früher, als es Ihnen lieb ist, ausgefüllt sein. Der Dank, den ich Ihnen schulde, veranlaßt mich, einstweilen meiner Braut zu verschweigen, wie geringe Sympathie unser Glück bei Ihrer Mißgunst findet. (Wendet Rabenhorst rasch den Rücken und verläßt den Salon.)

3. Scene.

Rabenhorſt allein. Draußen wird zur Table d'hôte geläutet.

Rabenhorſt. Seine Braut! Dieſer Wicht erfrecht ſich, ſie ſo zu nennen. Solch ein Nichts hat die Stirn ... Aber wie iſt mir denn? Bin ich von Sinnen? Wer gibt mir das Recht? Wie komm' ich dazu, ſeine beſtimmte Erklärung rundweg abzuweiſen, eine vollendete Thatſache zu behandeln wie eine müßige Erfindung? Wär' es nicht ſo ernſt, es könnte gar nichts Komiſcheres geben. (Ruhiger.) Ellen und Blume ſind alſo Verlobte. (Wieder auffahrend.) Aber nein, tauſendmal nein, ſie ſind es doch nicht, es wäre ja Unſinn, es kann ja nicht wahr ſein! Sie grollt mir, ich weiß es. Die thörichte Bazargeſchichte, ihr Bild auf dem Vorhang haben ſie verdroſſen, tief, tief verdroſſen. — Aber der Quell ihres Grolls iſt Liebe, und ich will meine Kunſt mit der Blumes vertauſchen, wenn ſie mir nicht wirklich gut war, bevor das Feuer im Atelier ausbrach. Warum bin ich auch ſo lange ſtumm neben ihr hingegangen! Eine unſelige Gewalt zog mich übermächtig zurück, ſo oft das Herz mir befahl, mich ihr zu vertrauen. Ich war ihr teuer, und ſie ... Ich liebe ſie! O du allmächtige Schickung, die du meine Jugend ſo ſchwer, ſo entſetzlich hart gemacht haſt, willſt du an dem Mann gut machen, was du an dem Knaben und Jüngling ſtiefmütterlich verſchuldet, ſo laß mich das Weib gewinnen, das in dieſer Bruſt die erſte große Leidenſchaft entzündet, und das ich nicht aufgeben will trotz aller Blume und Mißverſtändniſſe der Welt. (Geht gedankenvoll auf die Thür zu.)

4. Scene.

Rabenhorst. Fräulein Crocus. Windel.

Fräulein Crocus tritt ein in Dinertoilette, mit ihr Herr Windel. Windel und Fräulein Crocus begrüßen Rabenhorst.

Fräulein Crocus (zu Rabenhorst). Sie speisen heut mit uns?

Rabenhorst. Nein, Fräulein.

Fräulein Crocus. Doktor Förster wollte doch auch noch . . . War er hier im Salon?

Rabenhorst. Nein, Fräulein.

Fräulein Crocus. Und die Amerikaner sind ebenfalls noch auf ihren Zimmern. Ich hoffte, den Doktor hier mit der Miß zusammenzufinden. Es heißt ja, daß sie verlobt sind.

Rabenhorst. So?

Fräulein Crocus. Herr Windel dort glaubt zu wissen . . .

Rabenhorst (zu Windel). Sie, mein Herr, sind also der treue Gewährsmann?

Windel. Wenn Sie gütigst erlauben . . .

Fräulein Crocus. Als Augenzeuge ist er eine Quelle ersten Ranges, wie wir Kritiker sagen. Er hat sie seufzend zusammengefunden.

Windel. So (seufzt laut und drückt die Hand auf das Herz).

Rabenhorst. Sehr romantisch. Entschuldigen Sie mich, ich habe zu thun. Gesegnete Mahlzeit.

Fräulein Crocus. „Business vor allem," pflegt Mr. Durkie zu sagen.

Windel. „Time is money," heißt's in der City.

Rabenhorst verläßt den Salon.

5. Scene.

Fräulein Crocus und Windel allein.

Fräulein Crocus. Das ist vornehm, das soll ein männliches Ansehen geben, wenn man sich um Neuigkeiten, Verlobungen und dergleichen, scheinbar nicht kümmert. Die Hälfte, die den Kern der Sache berichtet, hören sie an, und dann geben sie sich die Miene, als verachteten sie die ganze Geschichte. Die Details trägt ihnen schon ein anderer zu, besonders wenn sie so aussehen und einen solchen Namen tragen wie dieser . . .

Windel. Ne, ein schöner Mann, ein allerliebster Mensch ist er Sie wirklich, und wenigstens, was meine geringe Person anbelangt, auch nicht so protzig, wie die anderen Herrschaften meinen. Wie ich Sie das Mißgeschick mit meinem Brieftäfelchen hatte . . .

6. Scene.

Mrs. Wilson. Ihr folgen der Kellner und ein Diener, die einen Ofenschirm tragen.

Windel. Da war er so mitfühlend und freundlich. (Zu Mrs. Wilson.) Allerangenehmsten Abend. (Zu den Trägern.) Nur immer 'ran mit der Fledermaus, meine Herren!

Wilson. Frau van der Wies kommt auch gleich.

Windel. Herrje, die Aermste . . .

Fräulein Crocus. Was hat sie nur davon, hier unten hinter ihrem Schirm zu sitzen, da sie doch nicht im stande ist, an der Unterhaltung teilzunehmen?

Wilson. Es freut sie, frohe Menschen plaudern und lachen zu hören. Das Sprechen wird ihr so schwer, doch das gute, freundliche Herz ist geblieben.

Windel. Ja, weiß Gott, das sieht man ihr an. So ein hübsches, charmantes, altes Gesicht! Ne, wissen Sie, das trifft man selten. Herrjeses, wenn man bedenkt: nicht mehr reden und ordentlich hören können! Was nützt da all der goldene Segen! Stumm sein, hören Sie, meinen Sie nicht auch, stumm sein, das ist das Schlimmste? Was wäre das menschliche Dasein ohne das bißchen Gepappel?

Fräulein Crocus. Ihre Philosophie auf später, Herr Windel; es hat schon geläutet.

Windel. Na, dann nur vorwärts, und lassen Sie sich gehorsamst all Ihre Leibgerichte wünschen.

Fräulein Crocus. Ich esse nur, um die Maschine des Körpers zu heizen.

Mrs. Wilson ordnet die Stellung des Schirmes an. Er kommt zwischen das Sofa und den Hintergrund zu stehen, wo man ein Fenster zu denken hat. Indem Fräulein Crocus und Windel den Salon verlassen, fährt Ellen van der Wies, der Mr. Durkie hilft, den Rollstuhl herein, auf dem eine verschleierte Dame, Mrs. van der Wies, sitzt.

Fräulein Crocus und Windel begrüßen die Eintretende stumm und entfernen sich. Fräulein Crocus und Windel ab.

7. Scene.

Mrs. Wilson, Mrs. van der Wies, Ellen van der Wies, Mr. Durkie.

Wilson. So, Mylady, da wäre alles in Ordnung.

Mrs. van der Wies (nickt und winkt freundlich).

Die Leute, welche den Schirm brachten, ziehen ihn nach Anweisung der Mrs. Wilson und Ellens vor den Rollstuhl und stellen einen Fauteuil für Ellen hinter den Schirm.

Durkie. Dank, gute Wilson, das haben Sie wieder prächtig besorgt.

Wilſon. O, bitte. In zwei Stunden finden Sie oben den Thee.

Ellen van der Wies iſt hinter den Schirm getreten und beſchäftigt ſich dort mit ihrer Mutter.

Durkie (zieht die Uhr). In ſpäteſtens zehn Minuten wird er hier ſein. (Zieht Mrs. Wilſon in den Vordergrund. Leiſe.) Mein Wunſch nach einer Ausſprache mit Rabenhorſt iſt dem ſeinen begegnet. Ich verſtehe ſein Verhalten nicht ganz, aber wenn dieſer Menſch kein Gentleman iſt durch und durch . . .

Wilſon. Er iſt es, verlaſſen Sie ſich darauf, Mr. Durkie.

Durkie. Die Table d'hôte dauert anderthalb Stunden. Eine Stunde hätten wir hier ungeſtört verhandeln können, und nun bekommt meine Schweſter den Einfall . . .

Wilſon. Unſer Salon ſteht ja leer. Führen Sie ihn hinauf.

Durkie. Sie möchten ein Ohr an ſeine Mitteilungen wagen, Wilſon, und daß die zu ſeiner Ehre ausſchlagen werden —

Wilſon. Darauf ſchwör' ich; aber was das Horchen betrifft . . .

Durkie. Wenn man (weiſt auf den Schirm), wenn man die da, wenn man Ellen an die Thür ſtellen könnte.

Wilſon. Ja, das, das; — denn was er Ihnen anvertrauen will, bezieht ſich ſicher . . .

Durkie. Sicher auf Ellen, natürlich; wenigſtens zunächſt auf ſie, und wenn man . . . (Schreitet nachdenkend auf und ab.)

Wilſon. Was haben Sie vor, Sir?

Durkie (bleibt stehen). Ein verwegener Anschlag für einen Greis.

Wilson. Ein Jüngling an Herz und Geist.

Durkie. Komplimente in solcher Lage! Ein verwegenes Spiel wird es werden.

Wilson. Was, was? Lieber, verehrter . . .

Durkie. Wenn wir Ellen zwängen, hinter dem Schirm zu bleiben und zuzuhören.

Wilson. Mr. Rabenhorsts Beichte?

Durkie. Weiß ich denn selbst, was er mir mitteilen möchte? Indessen . . .

Wilson. Wagen Sie es, thun Sie es, ich bitte!

Durkie. Aber wenn er nun Dinge berichtet . . .

Wilson. Nimmt das Gespräch eine verfängliche Wendung, wird es shocking — das schöne Römerweib . . . Sie wissen — so führen Sie ihn einfach zu uns hinauf.

Durkie. Sie sind sterblich in ihn verliebt, alte Wilson.

Wilson (verschämt). Herr Durkie!

Durkie. Und wenn wir das Spiel nun verlieren?

Wilson. Was kann denn Schlimmeres geschehen, als daß ein so herrliches Mädchen sich an diesen Blume verliert? Sie ist jetzt ernstlich dazu entschlossen, schon um Rabenhorst zu zeigen, daß sie . . .

Durkie. Dépit, wie die Franzosen es nennen! Ein elender, ins Unglück lockender Irrwisch.

Wilson. Gewiß. Aber was sie einmal vorhat . . .

Durkie. Das setzt sie auch durch. Brauchen Sie mir das zu sagen? Sie ist über neunzehn Jahre alt, ist mündig.

Wilson. Und wer hätte ihr je widersprochen?

Durkie (lacht). Sie? Ich leider gewiß nicht.

Wilson. Halten Sie sie hier fest, ich bitte, ja, ich beschwöre Sie!

Durkie. So versuchen wir's denn, aber lassen Sie uns allein.

Wilson. Wie gern, o wie gern, und oben werde ich beten.

Durkie. Nur den Thee darüber nicht vergessen!

Wilson verläßt eilig den Salon. Wilson ab.

8. Scene.

Durkie. Ellen van der Wies. Mrs. van der Wies.

Durkie (dem Schirm zugewandt). Ellen, Ellen, mein Kind!

Ellen van der Wies (vom Schirm her). Leise, Onkel, leise! Sie schläft eben ein. Still, still, — sie atmet so tief; ach, sie schläft schon.

Durkie. Ihr Verlangen hieher ist doch seltsam; sie versteht ja kein Wort.

Ellen van der Wies. Jetzt schlummert sie ruhig, und das stärkt sie. Wenn die anderen nachher kommen, hört sie sie lachen, und es gibt nichts, was ihr so wohl thut.

Durkie. So komm doch hervor aus Deinem Versteck.

Ellen van der Wies. Nein, nein, ich muß ihre Hand halten, so lange sie schlummert.

Durkie. Du guter Engel! Wie wirst Du ihr fehlen, wenn einmal ein Mann die Hand erobert, die jetzt den Schlaf der Mutter behütet.

Ellen van der Wies. Ich nehme keinen, der mir nicht gestattet, Mama bei mir zu haben und bis ans Ende zu pflegen. Wenn sich Blume als Meister bewährt — und er wird sich bewähren im Sonnenschein des Glücks und der ihm neuen, unbeschränkten Freiheit . . . (Tritt hervor.)

Durkie. Warten wir's ab. Mir Alten kommt es immer unbegreiflicher vor, wie ein Mädchen, das doch berechtigt ist, auf einen Rabenhorst zu hoffen . . .

Ellen van der Wies. Nichts von ihm! Ich will diesen Namen nicht hören. Es ist, als hätte mir eine freundliche Hand seit meinem letzten Entschluß jede Erinnerung an ihn wie Unkraut aus dem Herzen gejätet.

Durkie. Aber Ellen!

Ellen van der Wies. Ja, Onkel, so ist es. Was weiß ein Rabenhorst von zarter Rücksicht! Aber Blume, Blume, der folgt mir, gleichviel wohin: nach Kamtschatka, in die Wüste Sahara, und wenn es mir einfällt, ihn einen Tag um den andern mit Hausarrest zu belegen . . .

Durkie (heiter). So hat er die Freiheit gewonnen, in der der verwelkende Genius neu aufblühen soll.

Ellen van der Wies. Du weißt recht gut, daß ich nur scherze; doch willst Du wissen, was mir in allem Ernst für die Zukunft vorschwebt?

Durkie. Jetzt nicht, Kind. (Zieht die Uhr.) Ueberhaupt . . . Es ist das eine recht fatale Geschichte . . . Nun Deine Mutter schläft, wär' es da nicht möglich, sie wieder hinauf . . .

Ellen van der Wies (erstaunt). Hinauftragen zu lassen? Jetzt? Die Mama, die wir eben mit Mühe . . .

Durkie. Dann müssen wir, müssen Rabenhorst und

ich . . . (Sieht wieder nach der Uhr.) Jeden Augenblick kann er hier sein. Wir haben uns hier im Salon, der ja sonst in dieser Stunde leer ist, ein Rendezvous gegeben.

Ellen van der Wies. Hier, und du sagst . . .

Durkie. Es ist schon ein Viertel auf acht Uhr, und wäre er pünktlich . . .

Ellen van der Wies (unwillig). Dann erwarte ihn draußen.

Durkie. Wozu?

Ellen van der Wies. Um ihn in Deine Wohnung zu führen.

Durkie. Unmöglich! Tom hat eine Kanne, ein ganzes Liter Petroleum umgegossen, und nun gibt's da einen Geruch . . .

Ellen van der Wies. So geh mit ihm auf sein Zimmer.

Durkie. Er verreist in zwei Stunden, und sein Quartier wird schon für den Nachfolger gerichtet.

Ellen van der Wies (sieht hinter den Schirm).

Durkie (für sich). O, dies Lügen! 's ist schmählich.

Ellen van der Wies (wieder zu Durkie). Geht denn spazieren, und unterhaltet euch auf der Straße.

Durkie. Bei diesem Regen?

Ellen van der Wies. Es war vorhin das herrlichste Wetter.

Durkie. Jetzt gießt es. Nein, nein — wir bleiben hier. Es scheint ihn zu drängen, mich vor seinem Aufbruch über mancherlei aufzuklären, was mir — und ebenso Dir — sonderbar, unverständlich, vielleicht gar unziemlich erscheinen mußte, und dies lebhafte Verlangen . . .

Ellen van der Wies. In der guten Meinung des Königs der Kunsthändler nicht allzu tief zu sinken . . .

Durkie. Nur nicht ungerecht, Kind! Der Gentleman will sich mit dem Gentleman auseinandersetzen, vielleicht auch der Liebende mit dem Onkel und Vormund der Geliebten.

Ellen van der Wies. So mach' ich mich augenblicklich davon.

Durkie. Und läßt Deine gute Mutter allein?

Ellen van der Wies. Aber Onkel! Um Gottes willen! Begreifst Du denn nicht . . .

Durkie. Alles, alles versteh' ich, und grade darum bitt' ich Dich, Deiner Mama ganz ruhig die Hand weiter zu halten hinter dem Schirm da. Wir werden leise reden; wenn Du aber durch einen Zufall dennoch mit anhören mußt, was ein braver Mann zu sagen hat, um in der guten Meinung eines andern sein Recht zu behaupten, so kann Dir das als Christin und gut, wie Du bist, nur angenehm sein, zumal Du jede Erinnerung an ihn aus der Seele gejätet.

Ellen van der Wies. Nein, Onkel, nein! Alles, was in mir ist, sträubt sich gegen dies Versteckspiel. Ich gehe und schicke die Wilson.

Durkie. Da kommt er! Muß eine nur mäßig wohlwollende Seele die bloße Möglichkeit nicht freuen, einen hervorragenden Menschen, der unsere Neigung, unsere Achtung verscherzt hat, sich rechtfertigen zu hören? Wenn Du Deinen besten Freund, wenn Du mich lieb hast, so so bleibst Du, Ellen!

Ellen van der Wies. Aber, Onkel, stell Dir nur vor -- Gott im Himmel, da kommt er wahrhaftig. Ich

kenne seine Schritte, das ist seine Stimme. — Ich beschwöre Dich, Onkel . . .

Durkie. Schnell hinter den Schirm, er hat schon die Hand auf der Klinke! (Zieht Ellen zu dem Schirm hin.)

Ellen van der Wies (tritt rasch hinter den Schirm zurück). Gräßlich, schrecklich! — Du wirst die Verantwortung tragen.

Durkie. Still, Kind, da ist er.

9. Scene.

Rabenhorst tritt ein.

Mr. Durkie. Ellen und Mrs. van der Wies hinter dem Schirm. Rabenhorst. Durkie geht Rabenhorst entgegen. Während sie sich begrüßen und einander die Hand schütteln, schaut Ellen hervor.

Ellen van der Wies (für sich). Tret' ich jetzt noch hervor? Nein, es geht, es geht nicht.

Im Verlauf des Gesprächs verläßt sie bisweilen das Versteck und zeigt große Teilnahme an Rabenhorsts Erzählung. Oft sieht man ihr an, daß es sie drängt, dem Spiel ein Ende zu machen und sich zu zeigen.

Durkie. Wie seltsam sind sich doch unsere Wünsche begegnet.

Rabenhorst. Mich drängt es, vor dem Aufbruch von hier Ihnen mancherlei zu erklären, und Sie haben das Recht, Auskunft von mir zu verlangen.

Durkie. Mein Recht steht, fürcht' ich, auf schwachen Füßen, indessen . . .

Rabenhorst. Indessen weiß man unter Männern von Ehre voraus, was der eine dem andern gern zugesteht.

Durkie. Das ist es (weist auf einen Fauteuil). Bitte, nehmen Sie Platz (setzt sich).

Rabenhorſt (ſetzt ſich ebenfalls). So lang mir meine Erregung hier Ruhe läßt.

Durkie. Warten wir's ab! Einſtweilen . . .

Rabenhorſt. Die Table d'hôte währt noch eine gute Stunde; ſo lange — Aber was ſteht da für ein Monſtrum?

Durkie. Der Schirm für meine arme Schweſter.

Rabenhorſt. Miß Ellens Mutter?

Durkie. Sie liebt es bisweilen . . .

Rabenhorſt. Ich weiß . . . Und Ihr Fräulein Nichte?

Durkie. Sie bleibt dann bei ihr und hält ihr die Hand; das beruhigt die Aermſte.

Rabenhorſt. Die Aermſte! Und ſie verfügt über die Hand eines Weſens . . .

Durkie. Sie ſagen das mit einer Wärme . . .

Rabenhorſt. Ein neues Rätſel!

Durkie. Das indeſſen leicht zu erraten.

Rabenhorſt. Doch nicht ſo ganz nach meinem Verhalten.

Durkie. Ich ſah Sie und meine Nichte heut zum erſtenmal beiſammen.

Rabenhorſt. Leider! Wären Sie doch früher gekommen!

Durkie. Guter Wille, Mißverſtändniſſe und Verkennung zu ſchlichten, kommt ſelten zu ſpät.

Rabenhorſt. Ein ermutigendes Wort! Aber ſo kommen wir nie zum Ziel. Fangen wir da an, wo unſere Begegnung auf dieſen Fauteuils begann. Es hat Sie wundern müſſen, mich Ihnen, dem Fremden, mit einer Wärme entgegenkommen zu ſehen . . .

Durkie. Auf die ich allerdings um ſo weniger gefaßt war . . .

Rabenhorst. Je sicherer ich Ihnen als ein unzugänglicher, schroffer Gesell geschildert worden bin.

Durkie. Sie haben sich allerdings den Ruf einer gewissen Unnahbarkeit erworben.

Rabenhorst. Leider.

Durkie. Warum? Es bewahrt Sie vor mancher lästigen Störung . . .

Rabenhorst. Die ich gern auf mich nähme, wenn ich dafür die freundlichen Lebensformen derer eintauschen könnte, deren Jugend glatter verrann als die meine.

Durkie. Ich hielt Sie für den Sohn eines reichen, vornehmen Hauses.

Rabenhorst. Aller Welt fällt es schwer, sich den Maler-Baron bei trockenem Brot und im Kampf gegen den Hunger zu denken.

Durkie. Und dennoch . . .

Rabenhorst. Sind der Hunger und ich gute Bekannte, gottlob nur aus früheren Zeiten.

Durkie. Und darf ich hoffen, über diese früheren Zeiten etwas Näheres zu hören?

Rabenhorst. Was Sie nur immer wünschen; denn Sie sind der einzige Mensch auf Erden, in dessen Schuld ich noch stehe.

Durkie. Dieselben Rätsel wie bei unserer ersten Begegnung. Wo in aller Welt sind wir schon zusammengetroffen? Es wird hier doch wohl ein Irrtum . . .

Rabenhorst. Nein, Herr. Gestatten Sie mir einen Rückblick in mein vergangenes Leben.

Durkie. Wenn Sie wüßten, wie ich gespannt bin!

Rabenhorst. Ich bin der Baron von Rabenhorst und kam als Majoratserbe zur Welt, allerdings als ein

wunderliches Exemplar eines solchen. Unsere Herrschaft in Westfalen ist nicht zu verachten. Fruchtbare Aecker, kostbares Mineral unter der Erde. Schon mein Großvater hatte auf unserer Scholle ein Eisenwerk in großem Stil errichtet, und er ließ es verwalten, während er in Paris, am Hofe Jérômes zu Kassel oder sonstwo — Aber ich fange bei Adam an . . .

Durkie. Beim Chaos, wenn's Ihnen recht ist! Auch das Kleinste, das Sie angeht, interessiert mich.

Rabenhorst. Dann kam die Erhebung Deutschlands, und während die Güter und das Eisenwerk die Unsummen nur mühsam aufbringen konnten, die der Haushalt, nein, der Hofstaat des Großvaters, auffraß, ließ er seinen Sohn, meinen Vater, nicht etwa das Hüttenwesen erlernen — denn schwarze Hände waren unserer Gesellschaft von damals ein Greuel —, sondern ihn bei einem Kavallerieregiment in Wien . . .

Durkie. Aber Westfalen ist preußisch —

Rabenhorst. Der Dienst in Oesterreich hat damals für vornehmer gegolten . . .

Durkie. Wie seltsam!

Rabenhorst. Verständig in Ihrem Sinn war nichts im Leben des Adels von damals, und am letzten wohl, daß mein Vater der wunderschönen Tochter eines verarmten steirischen Grafen die Hand bot und mit ihr am Kaiserhofe glänzte, während Herrschaft und Hütte zu Grunde gingen. Man leiht sonst nicht gern auf ein Majorat . . .

Durkie. Natürlich.

Rabenhorst. Aber mein Großvater hatte das „Nach uns die Sündflut" seiner Jugendzeit zur eigenen Devise

gemacht und es wohl verstanden, sich alle Wucherer weit und breit gefällig zu machen. Sie sind Geschäftsmann und können sich das Weitere denken! Als mein Großvater starb und mein Vater versuchte, das sinkende Schiff durch Spiel im großartigsten Maßstab zu retten . .

Durkie (seufzend). Zu retten! Wie lang hielt er sich noch oben?

Rabenhorst. Elf Jahre war ich alt, da krachte neben unserem Schlafzimmer ein Schuß — er klingt mir noch in den Ohren —, und die Sorgen des armen Vaters waren zu Ende; die Mutter — eine zärtlichere, treuere hat es nie gegeben, und was gut in mir ist, das hab' ich von ihr — die Mutter war ihm acht Monate früher vorangegangen. Nun brach das Verhängnis herein. Die Gläubiger legten Beschlag auf alles.

Durkie. Aber sie durften Ihnen das Majorat doch nicht nehmen?

Rabenhorst. Es verblieb mir; doch seine Einkünfte und die gesamte bewegliche Habe verfielen den Wucherern, und zwar auf unabsehbare Zeit, so groß waren die Schulden.

Durkie. Traurig!

Rabenhorst. Ich hatte einen Bruder und eine Schwester; die verstanden noch nicht die ganze Schwere des Unglücks, aber ich, ich begriff sie; und sie begannen sie auch in der entsetzlichsten Stunde unseres Lebens zu ahnen, in der Stunde — wir waren einander so gut und fühlten so innig, daß wir zusammengehörten — in der Stunde, da man uns auseinander riß, uns trennte. Eine warmherzige Verwandte nahm die Schwester zu sich, die anderen Angehörigen dagegen — es waren nicht viele

— fragten nicht nach den Kindern eines Mannes, der ein Spieler gewesen und sie alle um große Summen gebracht. Mein Bruder fand Aufnahme bei dem Hüttendirektor, ich bei dem protestantischen Pfarrer des Orts, obgleich er es schwer genug hatte, die sieben eigenen Kinder mit seinem spärlichen Gehalt zu ernähren. Fürstlicher Luxus hatte unsere Kindheit umgeben, und es war alles geschehen, um das Herrengefühl in dem künftigen Majoratserben zu wecken. O, und ich fühlte mich auch! Aber mein Erbe! Woraus bestand es? Aus elendem, nur auf eine lange Reihe von Ahnen begründetem Dünkel und den schlimmen Trieben, die Vorfahr auf Vorfahr, tyrannisch zu Hause, unterwürfig bei Hofe, erpicht auf Genuß bei Spiel und Becher, als Knechte jener Ehre, die, was sittlich ist, verspottet, in sich groß gezogen hatten. Die einzige Tugend, die ich von den Vätern ererbt, war der Stolz, und als ich zum erstenmal in dem niedrigen Dachkämmerchen des Pfarrhauses, meiner neuen Wohnung, zu Bette ging, da half er mir die strömenden Thränen trocknen, und der Elfjährige gelobte sich vor dem Bilde der Eltern, das man für ihn gerettet, nicht zu ruhen und zu rasten, bis er sich mit den Geschwistern wieder zusammengebracht hätte. Ich wußte, daß mir die verlorene Herrschaft auch jetzt noch gehöre; durch Unglück und Raub, sagte ich mir, sei mir das Meine zeitweilig verloren gegangen. Zu den Rabenhorsts gehörte die Herrschaft, die ihnen den Namen gegeben, und ich sagte mir, daß es an mir sei, sie zurückzugewinnen. Wie? wußte ich nicht, bis der Pfarrer seinen Unterricht, den er mir zugleich mit seinen jüngeren Kindern erteilte, mit der Geschichte vom Sündenfall begann und bei ihrer Erklärung das Wort

aussprach: Durch die Vertreibung aus dem Paradiese ... Aber wohin gerat' ich?

Durkie. Kein Wort, keine Silbe Ihrer Erzählung möchte ich missen!

Rabenhorst. In allem, was Gott über den Menschen verhängt, so hieß es, sei ein Segen verborgen. Die Vertreibung aus dem Paradiese habe uns arbeiten gelehrt, und wer sich der Arbeit ganz mit Leib und Seele hingebe, der sei auf dem Wege, sich das verlorene Eden zurückzugewinnen. Das Höchste, durch schöne Beispiele belegte er das, werde durch redliche Arbeit gewonnen, und für sie sei nichts unerreichbar. Und mein Eden, mein Ziel, es war das Zusammensein im Leben mit den Geschwistern und meine Herrschaft. Ich kannte nun das Mittel, Bruder und Schwester neu mit mir zu vereinen, mir die Güter, die mir ja noch immer gehörten, zurückzuerobern, und ich begann von Stund' an der Fleißigste der Fleißigen zu werden, immer mit dem einen Gefühl, dem einen Gedanken im Herzen ...

Durkie. Dem Herzen eines elfjährigen Knaben! Und wer hat Ihnen in der Pfarre den Weg zur Kunst gewiesen?

Rabenhorst. Des Pfarrers ältester Sohn, ein angehender Maler. Er war überrascht von meinen Zeichnenversuchen, gab mir Vorlagen und nützliche Winke; ich aber ergriff mit Leib und Seele den neuen Beruf und saß vor den Modellen in jeder Freistunde oft bis spät in die Nacht. Dazu verschlang ich die Lebensbeschreibungen der großen Maler und erfuhr, wie die Titian, die Rubens zu Ansehen und Reichtum gelangten. Was schön war, hatte mich von früh an begeistert, und die Schönheit

meiner Mutter war mir als das Höchste auf Erden erschienen; schon als Sechsjähriger — ich weiß es jetzt — schaute ich in die Welt hinein mit den Augen des Künstlers. Und die Kunst, meine Kunst, ward mir Trösterin und Herzenswonne, aber schon damals erkannte ich in ihr auch die Leiter, die einzige, auf der ich das Ziel erklimmen konnte, das mir in weiter Himmelsferne, aber schon nicht mehr unerreichbar, Tag und Nacht vor Augen schwebte. Nicht ohne Hintergedanken, nicht nur um ihrer selbst willen, bin ich in den Dienst der Muse getreten; — doch sie hat mir vergeben. Die Leiter war zur Hand . . .

Durkie. Und Sie sind ein wackerer Kletterer geworden.

Rabenhorst. Oft mit wunden Händen, nach dem Verzagen. Der fleißige Schüler sollte, das wünschte der Pfarrer, studiren, wenn die Gläubiger die Mittel bewilligen würden; doch kaum fünfzehn Jahre alt, riß ich mich los, folgte Balduin, dem Sohne meines Pflegevaters, nach Düsseldorf und teilte mit ihm seine Armut. Aber nein, es verhielt sich doch anders! In einem Holzschuppen neben seiner Dachkammer lag meine zerrissene Matratze. Eine Pferdedecke schützte mich gegen Regen und Schnee, der durch die Ziegel auf mich hereindrang. Um meinen Teil an dem Hausstande beizutragen, schnitzte ich Tier- und Menschenköpfe für Spazierstöcke und Flaschenpfropfen, zeichnete ich für eine lithographische Anstalt auf Stein, kopirte ich halbe Nächte lang für einen Notar Akten und Verträge.

Durkie. Sie Aermster!

Rabenhorst. Und dennoch ging ich unter den sieben Tagen der Woche vier hungrig zu Bette . . .

Ellen (schaudert zusammen und hält die Hand vor die Augen).

Rabenhorst. Und bei alledem hielt ich den Kopf hoch, schalten sie mich auf der Akademie den „Baron" oder den „Patenten" wegen meiner sauberen Kleidung. Keiner ahnte, daß der Herr von Rabenhorst, um sich den guten Rock zu schaffen, mit ungeflickten Stiefeln und in reiner Wäsche zu gehen oder um an dem Künstlerfeste nicht fehlen zu brauchen, hungere und sich tagelang von schliffigem Brot nähre, weil er bemerkt hatte, daß das am nachhaltigsten den Hunger stille. Es ist probat, Sir, Sie dürfen es glauben ... So ging es etwa drei Jahre. Meine Lehrer thaten alles, um mich mein Talent und mein Können überschätzen zu lehren; aber je weiter ich kam, desto deutlicher fühlte ich, wie viel mir noch fehle, und das hielt mich fest bei der Arbeit. Als ich mich den Zwanzigern näherte, bekam ich den ersten Geldpreis, und ich hätte schon auf eigene Hand hübschen Verdienst haben können, aber ich hielt mich zurück, blieb Schüler, voll und ganz Schüler, und verkaufte ich ja einmal ein Bildchen, so setzte ich statt meines Namens nur unser Wappenzeichen in die Ecke.

Durkie. So jung und so vorsorglich verständig!

Rabenhorst. Ich wußte, daß ich noch klein sei, und mit meinem Künstlernamen, der mein alles war, sollte sich nur Gutes, womöglich Großes verbinden.

Durkie. Und gottlob, so ist's auch gekommen.

Rabenhorst. Ohne Sie vielleicht doch nicht.

Durkie. Wieder das Rätsel.

Rabenhorst. Es wird sich gleich lösen.

Durkie. Zwanzig Jahre also waren Sie geworden ...

Rabenhorst. Da hatte ich ein kleines Kapital beisammen und konnte meinem Bruder helfen, für den sein

Pfleger nichts mehr zu thun vermochte. Er hatte die Schule absolvirt, war ein tüchtiger, fleißiger Junge, der mich verstand, und da man ihm in der großen Münchener Maschinenfabrik eine Volontärstelle angeboten hatte und ihm an der Isar die beste Gelegenheit winkte, sich weiter auszubilden, führte ich ihn dahin. Es galt zu sparen, und so — Sie werden lachen — haben wir beiden Junker einen Transport holländischer Kühe einem reichen Bauern in Oberbayern zugeführt und sind, dank dem Rindvieh, gratis nach München gekommen.

Durkie. Bravo!

Rabenhorst. Da genoß ich viel Schönes, ließ dem Bruder, der es brauchte, den Löwenpart meines kleinen Vermögens und zog dann, es will mir jetzt selbst unglaublich scheinen, mit fünfzig Thalern in der Tasche, aber so glückselig, so gehobenen Herzens wie nie zuvor, nach Italien. Da ist mir eine neue Welt aufgegangen, und als ich, wieder nach zwei Jahren, nach Paris ging und dort andere zwei Jahre studirt hatte, da konnte ich etwas, und der große Preis der Akademie, er fiel mir zu.

Durkie. Der Pariser grand prix einem Deutschen, — das will etwas sagen!

Rabenhorst. Es ist vor dem Kriege gewesen! Natürlich war ich nun voll von hochfliegender Hoffnung. Mit einigen blau und weißen tausend Franken Noten in der Tasche ging's fort, dem geliebten Rom aufs neue entgegen. Von nun an konnt' es mir nimmer fehlen! Ich hatte mir Briefe meines Bruders, der tüchtig vorwärts kam, und den ich nicht darben zu lassen brauchte, nach Nizza bestellt, und ich fand auch ein Schreiben von ihm, worin er mir darlegte, wie es mit unserer Herrschaft

ſtehe. Die Einkünfte derſelben hatten mancherlei getilgt, und im folgenden Jahre konnte ich, wenn es mir gelang, ein Kapital aufzunehmen, deſſen Höhe ich mir ſogleich in die gewohnten Franken umrechnete, die Gläubiger zu beſtimmen verſuchen . . .

Durkie. Sie in den Beſitz des Majorats zurücktreten zu laſſen?

Rabenhorſt. Wenigſtens dem Namen nach, und mein Bruder wäre dann in der Lage geweſen, Eiſenwerk und Gruben, wenn auch zunächſt immer nur für die Gläubiger, zu verwalten. Mit ſeinem Briefe in der Taſche fuhr ich nach Monte Carlo, ſeiner ſchönen Lage wegen, am letzten in der Abſicht, zu ſpielen. Ich hatte noch nie eine Karte berührt. Mein Coupé teilten zwei Herren, die einander von der Bank und dem Spiel erzählten. Geſtern, berichtete der eine, habe der junge Herzog von Mouchy eine große Summe gewonnen, und nun nannte er genau die Zahl der Franken, ganz genau und bis auf den Einer, deren ich bedurfte, um das Majorat wieder an mich zu bringen. Abergläubiſch war ich wohl eigentlich nie, und doch erregte mich dies wunderliche Zuſammentreffen aufs Tiefſte. Wie ein Wink der Schickung kam es mir vor. Das Spielerblut des Großvaters und Vaters that das Seine. Eine halbe Stunde ſpäter ſtand ich am grünen Tiſche, und wie das Gas in der Spielhölle verlöſcht war, hatte ich den letzten Franken meines grand prix, die Achtung vor mir ſelbſt, die Hoffnung auf die Zukunft verſpielt.

Durkie (der ſich bei den letzten Worten lebhaft hin und her bewegt hat). Und Sie — himmliſcher Vater — Sie, Rabenhorſt, ſind der junge Mann, den ich vor zwölf Jahren in Nizza...

Rabenhorst. Dem Sie dort das Leben gerettet.

Durkie. Das Leben! Wenn all die kleinen Gefälligkeiten, die man gelegentlich erweist, dergleichen Früchte brächten . . .

Rabenhorst. Gefälligkeiten! Was Sie an mir, dem Fremden, damals thaten, das war mehr, viel mehr, das war eine edle, großartige . . .

Durkie. Ein verständiger Mann und so arg übertreiben! Was sind mir fünftausend Franken, und der Brief, in dem Sie berichteten, daß Sie Ihr Stipendium verspielt, war so schlicht, so natürlich und bei aller Bescheidenheit so würdevoll geschrieben; die Aquarelle, die Sie mir zugleich mit ihm zukommen ließen, zeugten von so eminentem Talent und meisterlichem Können, daß ich ein Schuft und zugleich ein Dummkopf hätte sein müssen, wenn ich Ihnen — es war gewiß auch ein kleines Stück Spekulation mit im Spiele — wenn ich Ihnen das Verlorene nicht auf der Stelle . . .

Rabenhorst. Ohne meinen Namen zu kennen, und durch meinen Brief verpflichtet, nie nach mir zu fragen . . .

Durkie. Legte ich Ihnen nicht die Gegenbedingung auf, nie wieder zu spielen?

Rabenhorst. Wär' ohnehin unterblieben.

Durkie. Das gebrannte Kind scheut das Feuer! Unsere Rechnung ist beglichen, mein Freund, und mehr als das — Brauch' ich Ihnen zu sagen, daß an den Bildern, die Sie mir schickten, ein schönes Stück Geld verdient ward? — Und dann das Vergnügen, als ich bei meiner Heimkehr die Rückzahlung meines Darlehens vorfand! Und endlich der heutige Tag und diese Stunde! Ich bin ein alter Mann, Herr Baron, aber eine so herzliche, reine

Freude, wie ich in diesem Augenblick empfinde . . .
(Reicht ihm die Hand.)

Rabenhorst (schüttelt sie). Sie haben sie an mir zehnfach verdient.

Durkie. Kein Wort mehr davon! Aber die Zeit schreitet vor. Sie sind an der Table d'hôte schon beim Braten. Daß Sie mein Darlehen so schnell zurückzahlen konnten, beweist, daß Sie bald in bessere Umstände kamen.

Rabenhorst. Ich malte schon in Genua ein Bild, das sogleich ausgezeichnet verkauft ward.

Durkie. Und so sind Sie dann auf Ihrer Leiter höher und höher gestiegen, ja, ich dächte, Sie müßten dem Ziele recht nahe sein.

Rabenhorst. Ich hab' es vor anderthalb Jahren erreicht.

Durkie. Sie verfügen wieder über das Majorat und bleiben dennoch . . .

Rabenhorst. Bis heute abend in Rom. Nach und nach habe ich die Gläubiger befriedigt. Je höher die Wertschätzung meiner Kunst stieg, desto schneller ging es. Den ersten, ich darf wohl sagen unsinnigen Preis erhielt ich aus Amerika durch Sie für ein Gemälde. So ging es dann fort, bis die Herrschaft wieder in meiner Hand war. Mein Bruder verwaltet jetzt Werke und Gruben nicht mehr von der Residenz aus und in den Pausen, die ihm Hofdienst und Sport übrig lassen, sondern als Arbeiter in meinem Sinne, als erfahrener Hüttenmann, der sich einmal selbst beim Schaffen die Hände schwielig geschafft, und so kommen wir vorwärts, schneller und sicherer, als ich jemals hoffte.

Durkie. Aber Sie denken doch wohl, den Besitz, den Ihre Kraft, Ihr Ringen und Können zurückeroberte, für sich und, will's Gott, für die Ihren in Anspruch zu nehmen?

Rabenhorst. Nein, Herr! Es sind schon alle Schritte gethan, das Majorat auf meinen Bruder zu übertragen. Wer die Sache zu leiten versteht, dem kommt sie zu, und außerdem kann ich die Ketten nicht ertragen, die mich, sei es woran auch immer, fesseln. Was ich an die Herrschaft gewandt, wird mir ausgezahlt. Meine Domäne ist die Kunst, und als wohlhabender Mann ist es mir vergönnt, auf ihrem Gebiet, ohne nach rechts und links zu schauen . . .

Durkie. Gemälde zu schaffen wie Ihren Michel Angelo, Ihre Arbeit des Künstlers . . .

Rabenhorst. Oder wenigstens nichts aus der Hand zu geben, was ich nicht für vollendet erachte. — Noch vor kurzem stand in meinem Atelier ein kleines Gemälde, das für Sie, Verehrtester, bestimmt war.

Durkie. O, o! Und dies Bild?

Rabenhorst. Es ist beim Brande meines Ateliers mit zu Grunde gegangen.

Durkie. Ja, — ich hörte.

Rabenhorst. Und auch meine große Leinwand wär' ein Häuflein Asche, wenn die brave Tochter meines Custode, eine Römerin von dem großen, kräftigen Schlag, den Sie kennen, sie nicht gerettet.

Durkie. Sie allein, ein Mädchen?

Rabenhorst. Ihr Vater und ihr Bräutigam halfen dabei, und wie Sie einmal *meine* Vorsehung gewesen, hatte ich im Sinn, mich zu der ihren zu machen, doch durch

dies verwegene Beginnen bin ich vielleicht um das Allerbeste, um das Glück meines Lebens gekommen.

Durkie. Da beginnen wieder die Rätsel.

Rabenhorst. Ein offenes Wort löst das letzte. Ich liebe Ihre Nichte, und sie, auch sie hat für mich etwas wie Liebe empfunden; sicher, sie hat es! Und sollt' ich mich irren ... Aber nein, sie — sie ist keine Kokette!

Durkie (nach dem Schirm blinzelnd). Haben Sie darauf Brief und Siegel?

Rabenhorst. Jedenfalls Bürgschaften, die mir untrüglich erscheinen.

Durkie. So halten Sie sich für einen Kenner des weiblichen Wesens?

Rabenhorst. Ja oder nein. In der Zeit, da die Jugend noch im Verkehr mit Damen das Glück findet, war ich nicht in der Lage, mich in das anspruchsvolle Ding zu mischen, das sie Gesellschaft nennen. Bei Männern, nicht bei Frauen, fand ich das ernste Mitempfinden für die Kunst, das Hinhören und den Rat, den ich brauchte. Aber lassen wir das! Kurz, so alt ich bin, es kostet mich etwas, mich einer Dame zu nähern.

Durkie. Und darum unterließen Sie es auch Miß van der Wies gegenüber.

Rabenhorst (nickt zustimmend).

Durkie. Sehr schade! Doch Sie haben meine erste Frage nur unvollständig ...

Rabenhorst. Die Antwort liegt schon halb in dem Gesagten. Ich kenne die Damen der Gesellschaft, ihre Ziererei, die Männchen, die sie machen, nur von weitem; aber das Weib, sein Sein und Wesen, das kenn' ich von Grund aus! Davor neig' ich das Knie, das erfüllt

mich mit Grauen. Seine körperliche Form hab' ich mir zu eigen gemacht, den tiefsten Kern seines Wesens, das, was Goethe das „Ewigweibliche" nennt, das empfinde ich nach, so viel weniger es auch in meiner Natur liegt als in der so vieler anderen Männer, das fühl' ich in den Weihestunden des Lebens im eigenen Herzen, und das, gerade das, ist Miß van der Wies eigen, und weil es so ist — jetzt hab' ich es erkannt — muß sie mir zürnen . . .

Durkie. Seit dem Bazar?

Rabenhorst. Sie wissen?

Durkie. Nur von der schönen Einkäuferin, die Sie . . .

Rabenhorst. Ich hatte eine Summe für die Ausstattung der wackeren Retterin meines Bildes bestimmt, und da ich keine andere Verwendung für den eingekauften Putz hatte, überließ ich ihn der Rosina.

Durkie. Und schickten sie damit . . .

Rabenhorst. Wie können Sie denken! Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß der Vater meines besten Freundes . . .

Durkie. Sie waren an seinem Sterbebette . . .

Rabenhorst. Unentbehrlich, Herr, und da ich Ihrer Nichte versprochen, später größere Einkäufe zu machen, trug ich der Mutter der Rosina auf, in Miß van der Wies' Zelt, und nur dort, die ganze Summe an den Mann zu bringen, die ich für die Ausstattung ihrer Tochter bewilligt. Ich dachte, Ihrer Nichte damit eine Freude zu machen.

Durkie. Eine Freude!

Rabenhorst. Aber die Rosina ist der Alten arg über

den Kopf gewachsen, und so putzte sie sich mit den neuen Herrlichkeiten vom Bazar recht stattlich heraus, ließ die Mutter Mutter sein und begab sich selbst auf den Einkauf. Ich habe das alles erst kürzlich erfahren, und sie wird sich unter den feinen Weltdamen wunderlich genug ausgenommen haben. Natürlich ließen es die würdigen Salonaffen denn auch nicht an hämischen Witzeleien fehlen.

Durkie. Denken Sie nur: die Mantilla, die Sie gestern von meiner Nichte gekauft, heute auf dem schönen Haar der Tochter Ihres Custoden . . .

Rabenhorst. Das, eben das! Es war thöricht, höchst unbesonnen von mir, und Miß van der Wies wäre nicht die, die sie ist, wenn dies alles ihr weibliches Gefühl nicht verletzt, sie nicht von seiten eben des Mannes gekränkt hätte . . .

Durkie. Dessen Augen ihr ohne Maske und Mantel erzählt hatten . . .

Rabenhorst (springt auf). Erzählt, anvertraut, was dies Herz hier empfindet. Sie wissen jetzt alles, verehrter Freund. Mit einer Gutthat Ihrerseits hat unsere Bekanntschaft begonnen, und nun sie das Schicksal wieder unterbricht; denn ich verreise heute abend . . .

Durkie. Hoffentlich nicht auf lange.

Rabenhorst. So erweisen Sie mir einen zweiten großen Dienst . . .

Durkie. Jeden denkbaren, jeden . . .

Rabenhorst. So erklären Sie Ihrer Fräulein Nichte mein Verhalten in dem unglückseligen Bazar. Sagen Sie ihr — ja, Herr, sagen Sie ihr, daß ich sie liebe, liebe mit der Leib und Seele erfüllenden Leidenschaft eines

reifen Mannes, der die große Flamme des Herzens nicht in Funken verzettelt und sie für sie leuchten und wärmen lassen möchte ein Leben lang bis ans Ende.

Ellen van der Wies (ihrer selbst nicht mehr mächtig, tritt hervor und streckt Rabenhorst die Hände entgegen). Lassen Sie sie für mich leuchten, lassen Sie sie mich erwärmen. O Sie — Rabenhorst, mein Herr, mein . . .

Rabenhorst. Ellen . . . Einzige, Teure! Sie hier — Sie haben . . .

Ellen van der Wies. Fragen Sie jetzt nicht! Lassen Sie sich nur bekennen, Sie großer, Sie lieber, Sie herrlicher Mann . . .

Rabenhorst. O Ellen, solche Worte aus Ihrem Munde! Das ist . . . Nur sagen Sie mir zuerst, daß Sie mir verzeihen.

Ellen van der Wies. Ich, ich allein bedarf der Vergebung. An mir ist es, Sie wie ein verirrtes, thörichtes Kind um Nachsicht zu bitten.

Rabenhorst. Nicht weiter, Ellen! Danken wir nur gemeinsam dem Himmel . . .

Ellen van der Wies. Aus der tiefsten Tiefe des Herzens.

Rabenhorst. Und nun Sie alles wissen, alles gehört (streckt ihr die Hände entgegen), schlagen Sie ein. Ich für Dich, Du für mich! Eins für ein ganzes, langes, glückseliges Leben.

Durkie. Amen!

Ellen van der Wies (ist ihm mit leuchtenden Augen und ausgestreckter Hand entgegen gegangen und bleibt dann plötzlich von Entsetzen erfaßt stehen). O Gott, Gott . . . Ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, und doch, doch . . .

(Zieht die Hand zurück.) Ich darf, darf diese Hand nicht lassen. Das Glück des Lebens verscherzt, verspielt, und wofür? Himmel! (Schlägt die Hand vor die Augen.)

Durkie. Aber Kind, Kind, besinn' Dich; was ist das nur wieder?

Rabenhorst (ergreift Ellens Hand). O Ellen, Du hast mir vergeben, Du liebst mich, und nun . . .

Ellen van der Wies. Ich darf, nein, ich darf nicht . . .

Rabenhorst (zieht sie an sich). Du darfst nicht nur, Du mußt; der Liebende, der Geliebte, er fordert sein Recht. Mein bist Du.

Ellen van der Wies (macht sich von ihm los). Ja, Dein, nur Dein ist dies Herz, und dennoch... Diese Hand, ich habe sie einem andern verschrieben, und will ich ein redlicher Mensch bleiben, nicht die Achtung vor mir selbst verlieren, so muß ich tragen, was ich auf mich genommen.

Durkie. Mein Gott, sie denkt an den unglückseligen Blume.

Rabenhorst (schlägt in die Hände). Blume? An Blume! Aber wie ist es denn möglich?

Durkie. Sie hat ihm ihre Hand versprochen, sobald es ihm gelingt — 's ist, um den Verstand zu verlieren — sobald er es zuwege bringt, Großes, Meisterliches — was weiß ich — zu schaffen.

Ellen van der Wies. Höre mich, suche mich doch zu verstehen! . . . Aber wie kann ein Mann, ein Held wie Du begreifen, was in einem thörichten, verzweifelnden Mädchen . . .

Rabenhorst. Sprich, sprich!

Ellen van der Wies. In der Not, in dem wahn-

sinnigen Aufruhr meines Herzens wollt' ich mich frei machen von Dir, von den Fesseln, die mich an Dich banden, wollt' ich Dich strafen, wollt' ich — ja, es muß alles gesagt sein, — wollt' ich Dir weh thun, tief weh, und Dir zeigen . . .

Rabenhorst. Ellen!

Durkie. Dépit, was der Franzose dépit nennt!

Ellen van der Wies. Und als Blume nun kam und, überströmend von Liebe, mir sein Wanderbuch zeigte, als ich mit eigenen Augen sah, daß etwas Großes, Köstliches in ihm durch Not zu Grunde gegangen, da sagte ich mir, es sei an mir, das wieder ans Licht zu ziehen und zu retten, und da bot ich ihm nicht das Herz, nur die Hand, und auch die nur unter der Bedingung . . .

Rabenhorst. Ich kenne ihn, er wird sie niemals erfüllen. Ins Gesicht gelacht hab' ich dem Wicht, als er mir erzählte, er sei Dein Verlobter. Es war ja unmöglich. Ein Blume und Du — Du . . .

Ellen van der Wies. Du kennst ihn nicht, Du unterschätzest ihn. Hättest Du sein Wanderbuch gesehen . . .

Rabenhorst. Von dieses Menschen Hand etwas Großes! Noch einmal, Ellen, ich kenn' ihn! Dies Buch . . .

Ellen van der Wies. Sieh es, sieh es, und Du gestehst zu, daß Du ihn unterschätzest. Dies Buch, es machte für mich aus dem bescheidenen, gutherzigen Maler, dem mein Mitleid gehörte, einen neuen, für das Höchste befähigten Menschen und Künstler — und daß der Gesunkene durch die Liebe zu mir sich aufrichten, sich zu neuer Größe erheben kann, das hat er bewiesen.

Rabenhorst. Hat Blume bewiesen? Wo? Wie? Ich möchte . . .

Ellen van der Wies. Der Johannes auf seiner Madonna.

Rabenhorst (lacht plötzlich auf). Der Johannes? O Liebste, Teuerste! An dem braven Burschen hat Blume kein Teil, den hat diese Hand, den habe ich hier ihm auf seine Leinwand gekleckst!

Ellen van der Wies (erbleicht). Du? Und das ist wahr?

Rabenhorst (streng). Fräulein van der Wies!

Ellen van der Wies. Dann, dann! Gütiger Himmel! Unter meinem, „seiner Muse" beflügelnden Einfluß schwur er mir, sei der Johannes, sei diese Gestalt ihm gelungen. Der Elende, der niedrige Betrüger ... Wie schmählich, wie schändlich! Und doch ... O, wie bin ich so dankbar! — Das bindet mich los von dem unseligen Gelübde, — das gibt mich mir, gibt mich Dir zurück!

Rabenhorst (zieht sie an sich). Mein, mein auf ewig!

Ellen van der Wies. Dein, Dein ...

Rabenhorst. Bis in den Tod!

Durkie (aufatmend). Endlich, endlich! Wie auf Kohlen und Disteln hab' ich gesessen.

Ellen van der Wies. Armer Onkel, verzeih mir! (Reicht Durkie die Hand.)

Durkie. Nonsens. Ich muß Dir außerordentlich dankbar sein, Liebling; denn Du schenkst mir da einen Neffen ...

Rabenhorst (reicht ihm die Hand). Einen Sohn!

Durkie. Ja, wahrhaftig, einen lieben, teuren Sohn, ganz nach meinem Herzen. (Schließt Rabenhorst in die Arme.)

Ellen van der Wies (schmiegt sich an Durkie). Mein treuer, lieber, guter Onkel, — nein, nein, mein Vater!

Durkie. Wozu denn diese thörichte, ganz und gar unnötige Rührung? Einen Augenblick nur (trocknet die Augen). Meinen Segen, den vollsten, reichsten, innigsten Segen! (Zieht beide an sich.)

Vorhang fällt.

Ende des vierten Aktes.

Fünfter Akt.

Derſelbe Salon, hell erleuchtet. Der Schirm iſt entfernt.

1. Scene.

Leutenant Weſtmann. Herr Durkie. Präſidentin Wirſing, Iſabella Victoria, Fräulein Crocus, alle in der Nähe des Sofas und des Tiſches mit den Zeichnungen.

Präſidentin mit einem großen Brief in der Hand, den ſie hoch hält, um ihn den Mädchen zu entziehen. Iſabella und Victoria ſuchen ſich des Briefes zu bemächtigen.

Iſabella. Mama!

Victoria. O bitte!

Iſabella. So grauſam!

Victoria. Aber nein, Mutterchen, nein!

Präſidentin. Ruhig, ruhig, ihr Kinder! Alles zu ſeiner Zeit. Ich ſagte euch, daß er nur Gutes, Erfreuliches meldet.

Iſabella. Eben darum . . .

Victoria. Er iſt doch von unſerem leiblichen Papa . . .

Präſidentin. Der mir ans Herz legt, euch nicht zu verziehen, und was der Frau am meiſten notthut, das iſt . . .

Victoria (ſchmeichelnd). Ein recht enger, zärtlicher Zuſammenhang mit Vater und Mutter.

Präſidentin. Der auch; aber allem voran Geduld und wieder Geduld. Die lehr' ich euch, und eure künftigen Männer werden mir's danken.

Iſabella. Zukunftsmuſik.

Fräulein Crocus. Eine ſtarke Mutter! Meine tiefe Achtung, Excellenz.

Durkie. Beim Geduldübenlernen hilft ſchon das Leben, Excellenz. Thun Sie doch den lieben jungen Damen den Willen.

Präſidentin. Sobald wir auf unſeren Zimmern allein ſind.

Victoria. So komm hinauf, einzige Excellenz, vortrefflichſte aller Mütter.

Fräulein Crocus (zu Durkie). Wie viel doch unſere Geſellſchaft dem Fräulein wert iſt! Ich muß ſagen, ſehr höflich!

Präſidentin (ſteckt den Brief in die Taſche; ernſt). Genug nun! Ihr kennt mich. Ohne Grund wird euch nichts verſagt, was ſich ſchickt. (Zu Durkie.) Wie ſchade, daß Ihre Damen . . .

Iſabella und Victoria ziehen ſich ſchmollend zu dem Tiſch und den Druckſachen zurück. Lieutenant Weſtmann geſellt ſich zu den Mädchen.

Fräulein Crocus. Ich habe mich auch ſchon gefragt, warum Ihre Frau Schweſter ſich heruntertragen läßt, um ſich an unſerer Munterkeit zu freuen, und dann doch, bevor wir da ſind, verſchwindet.

Durkie. Sie muß ſich ſehr ſchonen, und es hat für ſie eine recht tief gehende Erregung gegeben.

Präſidentin. Eine freudige, hoff' ich . . .

Durkie. Im vollſten Sinne des Wortes.

Fräulein Crocus. Herrlich! Man braucht kein Hellseher zu sein, um zu erraten . . .

Durkie. Ei, ei, mein Fräulein! Neben Ihrem bekannten kritischen Scharfblick auch Prophetengaben?

Lieutenant Westmann. Die Pythia unseres Hotels.

Victoria (leise zu Westmann). Die Schlange Python in eigener Person.

Fräulein Crocus (zu Victoria). Sie meinten?

Victoria. Ich? fragen Sie nur die Mama; ich bin noch zu jung, um überhaupt eine Meinung zu haben.

Fräulein Crocus. Ganz meine Ansicht.

Präsidentin. Aber erklären Sie uns doch, liebes Fräulein, woraus Sie ersehen wollen, was Frau van der Wies . . .

Durkie (lachend). Was meine Schwester freudig erregt hat. Sie bekommen ein schönes Rosenbouquet . . .

Isabella (leise zu Westmann). Hoffentlich mit recht spitzen Dornen!

Durkie. Wenn Sie erraten haben, was meine Schwester . . .

Fräulein Crocus (zu Westmann). Die alten Herren können die jungen Ritterlichkeit lehren.

Lieutenant Westmann. Die Ritterzeit gehört der Vergangenheit an, gnädiges Fräulein, aber wir jüngeren schauen doch gern auf sie zurück als gelehrige Schüler.

Durkie. Und irr' ich nicht, Excellenz, so war ich heute morgen Zeuge, wie Ihnen der Lieutenant einen schönen Strauß überreichte.

Präsidentin. Und ich bin für die freundliche Absicht gebührendermaßen erkenntlich gewesen. Aber unterbrechen

wir doch das Fräulein nicht immer. Es soll sich seine Rosen verdienen.

Durkie (zu Fräulein Crocus). Also, meine Verehrte.

Fräulein Crocus. Schön, schön; ich will Ihnen sogar gestatten, meinem Gedankengange zu folgen.

Durkie. Wir lauschen.

Fräulein Crocus. Sie erlauben mir, die mäeutische Methode . . .

Victoria. Mä—mäeutisch? Was ist denn das für ein Untier?

Fräulein Crocus. Der Name läßt sich, ich bin nicht prüde, aber er läßt sich doch einem so jungen Mädchen, wie Sie sind, nicht wohl erklären. Sagen wir darum „die Sokratische Methode".

Isabella. Sokratisch! Daß der alte Weise eine Frau hatte und daß sie Xanthippe hieß, das lernt man, aber seine Methode . . .

Fräulein Crocus. Ja, unsere Mädchenschulen! Doch Sie werden sogleich Gelegenheit haben, diese Lücke in ihren Kenntnissen durch die lebendige Anschauung, durch aufmerksames Zuhören auszufüllen.

Durkie. Man kann das, was Sie meinen, einfacher als Ausfrage oder Ausholemethode bezeichnen.

Victoria. O dann, dann bekommt sie alles heraus.

Fräulein Crocus. Wer? Ich? Sie haben eine Art und Weise, Fräulein Vicki . . .

Victoria. Art und Weise? Du darfst Deine Tochter nicht beleidigen lassen, Mama. Eine „Art und Weise"? Ist das keine Injurie, Herr Lieutenant?

Lieutenant Westmann. Nicht eigentlich, gnädiges Fräulein.

Präſidentin. Aber ich bitte euch, Kinder, unterbrecht doch unſere methodiſche Freundin und ihr Frageſpiel nicht immer! (Zieht den Brief aus der Taſche und behält ihn in der Hand.)

Fräulein Crocus (räuſpert ſich, ſetzt ſich in Poſitur und fragt Mr. Durkie). Warum fehlt Ihr Fräulein Nichte in unſerem Kreiſe?

Durkie. Sie leiſtet natürlich ihrer erregten Mutter Geſellſchaft.

Fräulein Crocus. Gut! Aber Dr. Förſter. Wann hätte der zu dieſer Stunde in unſerem Kreiſe jemals gefehlt?

Lieutenant Weſtmann. Sollen wir dieſes Knaben Hüter ſein?

Victoria. Er hatte eigentlich verſprochen . . .

Fräulein Crocus. Uns heute abend ſeine Kopien der Ohren verſchiedener Meiſter aus dem Cinquecento mitzubringen, um uns zu zeigen, wie verſchieden und eigenartig ſie von jedem Meiſter dargeſtellt worden.

Präſidentin. Sehr intereſſant; er iſt ein tüchtiger Forſcher.

Fräulein Crocus (kühl). Lieber Himmel! Solche Merkmale aufzuſuchen, iſt Kinderſpiel, ſeitdem Morelli . . .

Victoria. So? Dann will ich Ihnen nur ſagen, liebes Fräulein, — „Art und Weiſe" iſt ja keine Injurie — daß mir die Art und Weiſe gar nicht gefällt, mit der Sie von einem Gelehrten reden, der mit ſeinen Arbeiten Preiſe gewinnt, von dem Morelli ſelbſt . . .

Präſidentin. Aber, Vicki, was ſoll das?

Durkie. Brav, liebes Fräulein. Den Mut ſeiner Meinung haben, der Freund ſeiner Freunde ſein . . .

Präſidentin. Dieſen Luxus darf ſich ein Mädchen in Victorias Alter noch nicht geſtatten. Oben in unſeren Zimmern werde ich Dir erklären, mein Liebling . . .

Fräulein Crocus. Thun Sie es, Excellenz, und, wenn ich bitten darf, deutlich. Die Art und Weiſe . . .

Victoria. Nur das nicht!

Fräulein Crocus (ſchärfer, Silbe um Silbe betonend). Die Art und Weiſe Ihres Fräulein Tochter hat mich ganz betroffen gemacht, und ich verſtehe ſie kaum. Ich hätte wohl Grund, dem Doktor Förſter zu grollen; denn ich weiß, daß er mich mit einem Manuſkript zum beſten gehabt, das er für ein Palimpſeſt ausgab, und das doch nur, wie ich von Herrn Blume hörte, ein deutſches, von eben dieſem Herrn Blume geſchriebenes Wanderbuch iſt. Es war darauf abgeſehen, meine Kenntniſſe des Lateiniſchen, die er doch nie geprüft, in Frage zu ſtellen. Aber ich bin gewohnt, kleinliche Beleidigungen zu vergeſſen, wenn ſie, wie es hier der Fall iſt, von einer Seite ausgehen, der ich auf wiſſenſchaftlichem Gebiete viel, ja, ich geſtehe es gern, Bedeutendes verdanke. Nach wie vor gönne ich ihm das Beſte. Die Freude an dem mäeutiſchen Frageſpiel haben Sie, junge Dame, und Ihre Art und Weiſe mir leider verdorben, indeſſen will ich doch nicht um dieſer Art und Weiſe willen . . .

Victoria (zu Weſtmann). Helfen Sie mir doch, Herr Lieutenant!

Fräulein Crocus. Bitte, mich nicht abermals zu unterbrechen! Ich bin keineswegs geſonnen, mein junges Fräulein, mich wegen dieſer Art und Weiſe um meine Roſen bringen zu laſſen. Alſo kurz: Fräulein van der Wies und Herr Doktor Förſter haben heute ein Rendez-

vous gehabt an dieser Stelle, und dabei ist viel geseufzt worden. Weiter will ich nichts von diesem Vorgang berichten. Heute abend ist die Mutter der genannten Dame von einer tiefen und freudigen Erregung ergriffen worden, nach derselben finden Miß Ellen und Doktor Förster es für gut, sich fern von uns zu halten, sich auf sich selbst zurückzuziehen oder der freudigen Erregung ein ruhigeres Genießen ihres neuen Glückes folgen zu lassen, und eben dies Glück ist es, das Ihre Schwester, mein Herr, so tief ergriffen haben muß. Damit wär' ich fertig, und ich bitte Sie nun, hier öffentlich, vor dem versammelten Publikum . . .

Lieutenant Westmann. Volke, dem versammelten Volke!

Fräulein Crocus. Keine Unterbrechung! Ich bitte, zu erklären, ob ich recht geschlossen habe oder nicht?

Durkie (schlägt in die Hände). Herrlich, überraschend, ein Meisterstück kombinatorischen Scharfsinns! Meine Huldigung, verehrtes Fräulein. Unter allen Umständen verdient diese Leistung eine Belohnung. Sollte es mir auch nicht möglich sein, Ihnen die versprochenen Rosen zu schaffen, so erwartet Sie jedenfalls neapolitanische Schokolade. Sie ist ausgezeichnet. Auf Wiedersehen, ich denke, noch heute abend. Vielleicht werde ich dann in der Lage sein, Sie von dem freudigen Ereignis offiziell zu unterrichten, das . . . (droht der Crocus) Prophetin, Prophetin! Sie nehmen vorweg . . . aber Sie werden ja sehen. Auf nachher, nachher (entfernt sich schnell).

Fräulein Crocus. Nein, nein, Herr Durkie, so lassen wir Sie nicht fort. Bekennen Sie Farbe!

Durkie. Ich habe ja schon gesagt: rosa oder schokoladenbraun heißt die Parole.

Fräulein Crocus. Herr Durkie!

Durkie (an der Thür). Für jetzt kein Wort mehr! Ich widerstehe Ihrem Scharfsinn nicht länger und fliehe in der Ueberzeugung, daß auch unsere nüchterne Zeit Propheten erweckt. Und nochmals! Ich hoffe sicher, Sie alle in einer halben Stunde hier wiederzufinden. Was hilft's? Es wird doch vielleicht nötig sein, Ihnen mein glückliches Brautpaar schon heute zu präsentiren.

Durkie ab.

2. Scene.

Lieutenant Westmann. Präsidentin. Isabella. Victoria. Fräulein Crocus.

Victoria (für sich). Schändlich.

Isabella. Es ist ja nicht möglich! (Leise zu Victoria.) Beruhige Dich, Schatz!

Fräulein Crocus (die Durkie bis zur Thür gefolgt ist). Gewonnen!

Präsidentin. Es sieht beinahe so aus.

Fräulein Crocus. Wenn er uns die Verlobten schon heute präsentirt, so danken Sie's mir.

Präsidentin. Eine glänzende Partie für den armen Doktor. Ich gratulire (stößt den Brief ärgerlich in die Tasche).

Fräulein Crocus. Und neidlos gönne auch ich dem Manne, der mich kränkte, die reichste Fülle des irdischen Wohlseins. Vielleicht finde ich ihn bei seiner Braut. Wie reizend denke ich mir Ellen in ihrem Glück! Gleich such' ich sie auf.

Präſidentin. Gratulieren Sie ihr auch, bitte, in unſerem Namen recht innig, von ganzem, ganzem Herzen.

Fräulein Crocus. Mit Vergnügen.

Crocus ab.

3. Scene.

Präſidentin. Lieutenant Weſtmann. Iſabella und Victoria.

Präſidentin (für ſich). Ein geſetzter Mann, der uns ſo viel verdankt, ein leichtfertiger Herzensbrecher ... Unerhört, nichtswürdig, abſcheulich; aber ...

Iſabella (während ihre Mutter Unfreundliches drohend vor ſich hin murmelt, zu Weſtmann). Gehen Sie ihr nach! — Die arme Vicki. In jedem Falle kommen Sie gleich wieder und bringen Sie Nachricht.

Lieutenant Weſtmann. Ich fliege (zu Victoria). Haben keinen Grund zur Unruhe, holdeſte Schwägerin; ich kenne Förſter.

Weſtmann ab.

4. Scene.

Präſidentin. Iſabella und Victoria.

Präſidentin. Iſabella.

Iſabella. Mamachen.

Präſidentin (ſchaut ſich um). Sind wir allein?

Iſabella. Ja, Mamachen.

Präſidentin. Du biſt mein liebes, aufrichtiges Kind und wirſt mir vertrauen, wie es ſich für eine Tochter geziemt, die in der Mutter auch die beſte Freundin gefunden.

Iſabella (küßt ihr die Hand). Liebe Mama.

Präſidentin. Wohl denn; ſo frage ich Dich ernſt und beſtimmt: Liebſt Du Doktor Förſter?

Iſabella. Ich, Mama? Gott behüte!

Präſidentin. Und die vielen Blumenſträuße, die er Dir zukommen ließ, ſein aufmerkſames, ſein trotz zeitweiliger Zerſtreutheit in der That bedeutendes Weſen . . .

Iſabella. Das alles hat mir gefallen, ja, ſehr gut gefallen; aber Liebe? Nein, Mama! Wenn ich mein Herz einmal verſchenke, und ich thu' es, verlaß Dich darauf, dann muß es für den Erwählten ganz anders ſchlagen.

Präſidentin. Du nimmſt mir eine Zentnerlaſt von der Seele. Aber es mußte ja ſo ſein. Ich kenne meinen Liebling. Er hat kein Geheimnis vor ſeiner Mutter.

Victoria (die ſchon lange ſtill vor ſich hin geweint hat, ſchluchzt).

Präſidentin (ſieht ſich nach Victoria um). Aber Du, mein Vickichen. Beruhige Dich, Engel! Deine Schweſter macht ſich nichts aus dem Falſchen, ſie liebt ihn nicht, trotz all ſeiner Blumen; nein, Du brauchſt nicht zu weinen.

Victoria. Ich thu' es auch gar nicht, und doch! Das alles iſt ſo widerwärtig, ſo ſchändlich. Förſter macht ſich aus der Miß nicht mehr als aus Dir, Mama, oder der Crocus! Das abſcheuliche Weib hat die ganze Geſchichte erfunden.

Präſidentin. Aber der alte, wackere Herr Durkie . . .

Victoria. Er treibt ſeinen Spott mit ihr, mit uns allen.

Präſidentin. Nein, nein, mein Mädchen! Sei es, wie es ſei, es iſt ja gottlob kein Grund mehr vorhanden, ſich um Iſabella weiter zu grämen. Trockne die Augen, Herz. Was ſollen die Leute nur denken! Wir ſind nicht auf unſeren Zimmern. Aber ſo warſt Du von Kind an.

Gibt's einmal Thränen, ſo wollen und wollen ſie nicht trocknen. Lacht der Tollkopf, dann geht's ſo fort, und wenn der Blitz vor ihm einſchlägt. So iſt's recht, Schätzchen; aber ſagt ſelbſt, darf ich es dem Doktor, einem ſo reifen, geſetzten Mann, der uns verpflichtet iſt, hingehen laſſen, daß er meinem Kinde, der Tochter ſeines Chefs, einer Dame aus der Geſellſchaft, in ſo auffallender Weiſe den Hof macht, nein, daß er ſich entſchieden um ſie bewirbt und ſich mitten während dieſes Getändels mit einer andern . . .

Victoria. Aber er will ja nichts von der andern. Wart es doch ab, liebe Mutter.

Präſidentin. Was? Wir werden früh genug das Unglaubliche erfahren.

Iſabella. Nein, nein, Mama. Vicki hat doch wohl recht; die ganze Geſchichte mit dem Doktor und Ellen beruht auf Klatſch und iſt eine Erfindung der böſen Alten.

Präſidentin. Und wenn auch! Förſter hat Dir in einer Weiſe den Hof gemacht, Kind, in einer Weiſe! Denke nur, wie leicht Dein liebes Herzchen ſich ihm hätte zuwenden können, und vor welchem Unglück wir dann vielleicht ſtünden. Es iſt ein unerhörtes, unqualifizierbares Betragen. Schieb mir das Tintenfaß näher, Vicki. Da iſt auch Papier und Feder. Ihr wißt, ich kann keine Störung beim Schreiben ertragen; zwei Minuten nur, Kinder . . .

Victoria. Aber was willſt Du nur ſchreiben?

Präſidentin. Nichts, was euch im geringſten angeht: die Antwort auf eine Frage eures Papas. Doch ich bitte (winkt den Mädchen, ſie allein zu laſſen).

Iſabella und Victoria treten zurück.

Präſidentin (für ſich). Der Herr Doktor ſoll fühlen, mit wem er es für gut befunden, ſein Spiel zu treiben. (Legt das Papier zurecht). Warten Sie, mein verehrter Herr Herzensbrecher (ſchreibt).

Victoria. Um Gottes willen, was ſie nur ſchreibt?

Iſabella. Ein Telegraphenformular. Wahrhaftig — ſie will eine Depeſche aufſetzen. Ach Vicki, Vicki!

Victoria. Siehſt Du, Bella, ich ſagte doch gleich . . .

Iſabella. Aber, Vicki, um den Verdacht von Dir fernzuhalten, hab' ich die Sträuße, die er Dir brachte, für meine ausgegeben; denn der Lieutenant bombardirt mich ja erſt ſeit Sonntag mit den ſeinen . . .

Victoria. So bleibt nichts übrig, als alles zu beichten.

Iſabella. Sieh nur, wie ſie ausſieht.

Victoria. Einerlei; ich ertrag' es nicht länger.

Iſabella. Aber, Schatz, Du kannſt alles verderben. Er hat noch keine Stellung. Mama will mich durchaus zuerſt unter der Haube wiſſen. Der Lieutenant ſoll ſich noch heute erklären, er iſt dazu bereit, und bin ich erſt Braut . . .

Victoria. Nein, nein, ich halt' es nicht länger aus, ich vergehe.

Iſabella. Aber, Vicki!

Victoria. Laß mich! — Mama, liebe Mama!

Präſidentin. Gleich! — Ich ſtreiche noch etwas. — Zehn Worte. Man muß die Depeſchen nicht unnötig verteuern, das merkt euch! In Kleinigkeiten ſparen!

Victoria. Ich weiß ja, Mama, aber höre mich doch nur an.

Präſidentin. Sprich, ſprich, mein Herzchen.

Victoria. Es iſt gewiß unrecht von mir geweſen,

daß ich es Dir so lange verschwiegen, aber Ulrich hatte mich selber gebeten . . .

Präsidentin. Ulrich? Wer ist das?

Victoria. Ulrich — hab' ich Ulrich gesagt?

Präsidentin. Gewiß, und ich möchte doch wissen . . .

Victoria. Der Doktor; — ach, liebe Mama —

Isabella. Doktor Förster heißt Ulrich!

Präsidentin. Und Du, ihr schämt euch nicht, diesen Menschen vor mir bei seinem Vornamen zu nennen?

Victoria. Er ist so gut und so klug, Mama, und das mit der Miß kann gar nicht wahr sein.

Präsidentin. Trotz ihres eigenen Onkels?

Victoria. Trotz Mr. Durkie! Wer weiß denn, warum er — Aber ich, ich, Mama, ich liebe den Doktor.

Präsidentin. Du, Du, Vicki, während er Deiner Schwester . . .

Isabella. Aber ich gönne ihn ja der Vicki von ganzem Herzen . . .

Präsidentin. Während er, der Doktor . . . es ist nicht zu fassen!

Victoria. Komm doch mit hinauf, liebe, einzige Mama! Ich will Dir alles erzählen, alles vertrauen, wie es über mich gekommen ist.

Präsidentin. Armes, liebes, betrogenes Schäfchen!

Victoria. Nein, nein, ich bin nicht betrogen, will es nicht sein. Komm, Mutter, wenn Du mich lieb hast.

Präsidentin. Eines nach dem andern. Geh, Bella, klingle nach dem Kellner.

Isabella. Was wünschest Du, Mama? Kann ich nicht selbst . . .

Präſidentin (mit dem Telegramm in der Hand, das ſie zuſammenfaltet). Nein, Kind . . . die Sache drängt!

5. Scene.

Herr Windel. Präſidentin. Iſabella. Victoria.

Windel (ſchnell eintretend). Einen ſchönen guten Abend, meine hochverehrten Damen!

Präſidentin. Sie kommen wie gerufen.

Windel. Wenn meine Wenigkeit Eurer Excellenz gefällig ſein kann. Sie wiſſen . . .

Präſidentin. Sie ſind immer ſo gütig! Dies Telegramm, 's iſt für meinen Gatten beſtimmt. Je früher es beſorgt wird . . .

Windel. Nein, wirklich, Excellenz konnten mir keine größere Freude . . . (nimmt das Telegramm). Ich bringe es eigenfüßig — oder nein, ich ſpendire mir ſogar eine geflügelte Droſchke. Mit Dampf mach' ich auf die Station (eilt raſch hinaus).

Victoria. Aber Mama!

Windel ab.

6. Scene.

Präſidentin. Victoria und Iſabella.

Präſidentin. So! Das wäre vollbracht! Nemeſis ſchlummert nicht, aber ſelten kann ſie ihr Schwert ſo ſchnell und ſicher gebrauchen!

Victoria. Was ſoll nur das alles?

Iſabella. Die Depeſche war an Papa gerichtet?

Präſidentin. An euren Vater, der die beiden Hauptbewerber um das Direktorium unſeres Muſeums, auf den

Gramm, wie er sich ausdrückt, gleichwertig findet und es darum in meine Hand legte, zwischen Witte und Förster, den ich hier näher kennen gelernt haben würde, zu wählen. Wohl denn: die Wahl ist getroffen.

Victoria. Und du hast? . . .

Isabella. Mama, Du wirst doch nicht etwa? . . .

Präsidentin. Ich habe mir gesagt, daß, wer das Direktorium eines großen Instituts in würdiger Weise führen soll, vor allen Dingen ein zuverlässiger, sittlich in sich gefestigter Mann sein muß.

Victoria. Und wenn einer, so ist das der Doktor. O Mama, Mama! Du hast doch nicht gar . . .

Isabella. Mama, ich glaube wahrhaftig; — aber das ist doch nicht möglich . . .

Präsidentin. Wie immer, ihr Kinder, habe ich dem die Ehre gegeben, was meine Pflicht ist.

7. Scene.

Förster tritt schnell herein. Förster. Präsidentin. Isabella. Victoria.

Isabella. Der Doktor!

Förster. Gottlob! Endlich!

Präsidentin. Sie haben es eilig, unsere Glückwünsche entgegenzunehmen, mein Herr, — und daß ich mich von Herzen freue, einen Landsmann, einen tüchtigen Gelehrten . . .

Förster. O Excellenz! Wenn Vicki, meine Vicki, wenn Ihr Fräulein Tochter . . .

Präsidentin. Meine Tochter?

Victoria (jubelnd). Siehst Du, Mama! Es ist alles, alles erlogen. Wen lieben Sie, Doktor? . . . Ach, Sie

wissen ja — nein, — Sie wissen ja noch gar nicht . . . Aber fassen Sie Mut! Gleich, gleich sagen Sie der Mutter alles — verschweigen Sie ihr nichts. Halten Sie um mich an, — wenn Sie wollen.

Förster. Ob, ob ich will, meine Vicki! Ich ertrüg' es ja gar nicht länger! Sie werden mich verstehen, Excellenz, wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihr Kind, ihr süßes, herziges, einziges . . .

Präsidentin. Mein Herr Doktor!

Förster. Zürnen Sie mir nicht. Verzeihen Sie mein Ungestüm, aber es muß ja gesagt sein: Ich liebe Victoria mit der ganzen Kraft meiner Seele, und wenn ich bis jetzt geschwiegen . . .

Präsidentin. So ist es nicht wahr, daß Sie der schönen Amerikanerin . . .

Förster. Was frag' ich nach ihr, ich, dem eine Victoria den Mut gab . . . O, lassen Sie mich vollenden. Als Ehrenmann meinte ich mit meiner Werbung warten zu müssen, bis ich in gesicherter Stellung . . .

Präsidentin. Natürlich.

Förster. Und nun, wie ich vorhin nach Hause kam, da fand ich eine Berufung als Kunsthistoriker nach Breslau, und da setzte ich mich gleich hin, um Ihrem Herrn Gemahl alles mitzuteilen . . .

Victoria. Aber —

Förster. Aber — lachen Sie mich nur aus — ich hatte in meiner Zerstreutheit, in der Wonne meines Herzens mich in der Anrede versehen und statt „Eure Excellenz" „meine einzige, teure Vicki" geschrieben, und so konnte ich den Brief doch nicht fortgehen lassen!

Präsidentin (lacht). Euer Vater würde in Krämpfe

verfallen sein, wenn er des Doktors Anrede „meine teure Vicki“ . . .

Förster. „Teure, einzige Vicki!“ hieß es. Und so mußte ich denn den Brief noch einmal schreiben, und darum, Vicki, bin ich so lange geblieben, — und nun, Excellenz . . .

Victoria. Liebes, süßes Mamachen . . .

Präsidentin. Ja, ja, mein Herzchen, ja, lieber Doktor. (Führt das Tuch an die Augen). Ich kann mich ja nur freuen, kann auch nur aus ganzem, vollem Herzen . . . (fährt zusammen). Aber Vicki — Kinder — Ums Himmels willen, der Sachse — der Windel aus Oschatz . . . Sie sollen nicht nach Breslau, ich will mein Kind bei uns behalten, bei uns in der Residenz! Sie haben meinen Segen.

Förster (küßt der Präsidentin stürmisch die Hand). O, dies Glück, diese Wonne!

Präsidentin. Gut, gut. Aber — lieber, bester Herr Doktor — nehmen Sie eine Droschke, fahren Sie dem Windel nach auf das Telegraphenamt; denn ich habe . . .

8. Scene.

Windel tritt eilig ein. Windel. Förster. Präsidentin. Isabella. Victoria.

Windel. Nichts für ungütig, Excellenz, aber hören Sie, unterwegs fiel mir ein — 's ist beinah halb zehn, und wenn nun die Depesche bei nachtschlafender Zeit den Herrn Präsidenten aus dem Nestchen schreckt. Ne, sehen Sie, nur keine Tierquälerei nicht! Seine Excellenz sind doch ein alter Herr, und Herrjeses, auch wenn man jung ist und liegt hübsch warm in der Baba . . .

Präſidentin. Läßt man ſich nicht gern von einer Depeſche ſtören? Wie recht Sie doch haben, wie vorſorglich Sie ſind, guter Herr Windel! Und ſo bringen Sie denn die Depeſche zurück?

Windel (übergibt ihr die Depeſche). Ja freilich; 's hat gewiß auch noch Zeit bis morgen früh beim Latſch . . .

Förſter. Beim Latſch? Was iſt das?

Windel. Beim Schälchen Heeßen, beim Kaffee.

Präſidentin. Natürlich! (Zerknittert die Depeſche und ſteckt ſie in die Taſche. Würdevoll.) Ich fragte meinen Gatten, ob ich Ihnen, mein lieber Doktor, ſchon ſelbſt mitteilen dürfe, daß man Sie zum Direktor unſeres königlichen Muſeums deſignirt hat.

Förſter. O Excellenz, wie dank' ich Ihnen nur für ſo viel wahrhaft mütterliche Güte?

Präſidentin. Indem Sie mein Kind, meinen kleinen Augapfel da, glücklich machen!

Förſter (eilt auf Victoria zu, der er die Hand küßt).

Victoria. Ulrich, mein lieber, treuer, einziger Ulrich! (Schmiegt ſich an Förſter.)

Präſidentin. Aber wenn wir erſt auf unſeren Zimmern ſind, Mädchen, werdet ihr mir das alles erklären, und ohne Schelte kann es nicht abgehen. Iſabellens Fenſter ſtehen voll Blumen, und wenn ich frage, von wem ſie kommen, heißt es gewöhnlich: Vom Doktor!

Iſabella. Sie waren es doch nur zur Hälfte! (Umarmt Victoria.)

9. Scene.

Lieutenant Weſtmann tritt ein. Lieutenant Weſtmann. Präſidentin. Iſabella. Victoria. Dr. Förſter. Windel.

Präſidentin. Und die andere Hälfte?

Isabella (weist auf Westmann). Von diesem da, Mutter!

Präsidentin. Von Ihnen, Herr Lieutenant?

Lieutenant Westmann. Was, Excellenz?

Präsidentin. Die Blumen, die meine Tochter . . .

Isabella. So sprich nur!

Präsidentin. Sprich, sprich? Die zweite Person singularis, der Duzfall? Ihr seid schon über das Sie hinaus? Aber das . . . alles, was recht ist . . .

Lieutenant Westmann. Wir sind ja in Rom, Excellenz, wo die Kunst über die Nichtigkeiten der gesellschaftlichen Formen hinwegträgt.

Präsidentin. Dann ist es gewiß bald Zeit, diesen gefährlichen Ort zu verlassen.

Lieutenant Westmann. Ja wohl, Excellenz. Mein Urlaub ist ohnehin bald zu Ende, und ich frage Sie jetzt: (führt Isabellas Hand an die Lippen). Darf ich wohl hoffen?

Präsidentin. (Bei Seite.) Was bleibt mir denn übrig als ja zu sagen, wenn sie sich schon duzen? (Laut.) Warte, Kind, oben auf unseren Zimmern . . .

Isabella (bittend). Mamachen!

Präsidentin. Aber, Herr Lieutenant, mir meine Bella in Ihr kleines Garnisonnest vergraben zu lassen . . .

Lieutenant Westmann. Ich quittire den Dienst im September und übernehme das Gut meines Vaters; Sie wissen . . .

Präsidentin (aufatmend). Wohldorf! In fünfundvierzig Minuten per Bahn zu erreichen. So nehmen denn auch Sie meinen Segen.

Lieutenant Westmann (küßt ihr die Hand und eilt dann auf Isabella zu, um sie an sich zu ziehen).

Windel. Ne, so was!

Präſidentin. Ja, ſo was! Ihnen, lieber Herr Windel, bin ich beſonders verpflichtet.

Windel. Ach, hätten Excellenz nur noch ſo ein drittes liebes Fräulein Töchterchen! Jetzt aber vor allen Dingen meinen verbindlichſten, ergebenſten, aufrichtigſt gefühlten Glückwunſch.

Iſabella. Wir danken ſchön.

Lieutenant Weſtmann. Sehr verbunden.

Förſter. Gleichfalls, Herr Windel.

Victoria. Frau Generaldirektor werd' ich bald heißen, Ulrich!

Iſabella. Aber Du, Bruno, was hat es bei den Amerikanern gegeben?

Lieutenant Weſtmann. Die Miß ließ der Crocus ſagen, ſie ſei nicht zu ſprechen, und dann kam der alte, wackere Durkie mit einer großen Bonbonnière aus ſeinem Zimmer, zeigte ſie mir mit einem wahren Faungeſicht, flüſterte mir zu: „Lauter Schokolade!“ und befahl dann ſeinem Diener, ſie der ſchneidigen Dame mit einem ſchönen Gruß zu überbringen. Wenn mich nicht alles täuſchte, ſo hörte ich die Stimme des Herrn von Rabenhorſt im van der Wiesſchen Salon.

Victoria. O, wenn die ſich auch kriegten! Du glaubſt nicht, Mama, was die beiden ſich oft für Augen gemacht haben.

Präſidentin. Welche Ausdrücke, Vicki! Oben auf unſeren Zimmern! Aber, lieber Gott! Sie werden jetzt die Erzieherrolle zu übernehmen haben, Herr Direktor.

Förſter. In spe. Ein Erzieher, geehrte Mama, denk' ich allerdings zu werden.

Lieutenant Weſtmann (lacht). Der die Rute ſeines Zöglings küßt.

Förſter. Vielleicht, mein lieber Herr Schwager und Schulkamerad.

10. Scene.

Blume tritt ein. Blume. Präſidentin. Iſabella. Victoria. Dr. Förſter. Lieutenant Weſtmann. Windel.

Blume zieht den Sommerüberzieher aus. Windel hilft ihm dabei mit befliſſener Höflichkeit und hängt den Rock auf.

Windel. Ei, ſehen Sie, Sie kommen wie gerufen, Herr Blume! Sie können ſich ja gar nicht vorſtellen, was hier alles jung geworden iſt ſeit vorhin! 'nen ganzen alten Hut voll Gratulationen . . .

Blume (ſchreitet, ſobald er die Paare bemerkt, erſt auf die Präſidentin, dann auf jene zu und ſchüttelt allen mit herablaſſender Verbindlichkeit die Hand). Ebenſo überraſcht wie erfreut!

Präſidentin. Ja, ſo geht es uns Müttern.

Lieutenant Weſtmann (zu Blume). Danke!

Victoria (ebenſo). Sehr gütig!

Iſabella (verneigt ſich).

Förſter. Sehr verbunden, Herr Blume. Aber nun kommt die Reihe an Sie! Sie haben ohnehin heute einen Glückstag, haben Ihr Wanderbuch, und noch dazu ein ſolches, wiedergefunden! (Zur Präſidentin.) Sie wiſſen doch, daß die herrlichen Zeichnungen, die Miß Ellen beim Trödler entdeckt . . .

Präſidentin. Ja wohl! Sie ſollen das Werk dieſes Herrn ſein . . .

Blume. Sie sind es.

Förster. Und steigern die Achtung, die wir ohnehin vor seiner Kunst hegten, auf einen Schlag himmelhoch.

Blume (kühl). Sie werden es mir nicht verdenken, wenn ich in dieser Ueberschätzung meiner früheren Leistungen etwas sehe, das nach Kränkung schmeckt, und mich verbinden, wenn Sie mich in Zukunft etwas sparsamer damit unterhalten wollten.

Förster. Ganz, wie Sie wünschen. Aber da fällt mir ein: der Kommerzienrat Kamp aus Bremen sucht einen Zeichenlehrer für seine Tochter. Ich habe Sie empfohlen, und wenn es Ihre Zeit erlaubt . . .

Blume. Sie verbietet es mir leider, und ich denke, in Zukunft überhaupt meine Kunst nicht mehr mit dergleichen Tand zu zersplittern.

Förster. Bravo! Es wird Sie nicht reuen, meinem Rat so schnell zu folgen, und seitdem ich Ihr Wanderbuch kenne . . . Aber Sie wünschen ja nicht . . .

Blume. Ich wünsche, nicht ewig „der Verfasser der Ostereier", nicht bei all meinen späteren Werken „der Zeichner des Wanderbuches" genannt zu werden. Gerade Sie können mir's am wenigsten verdenken, wenn ich in Zukunft meine eigenen Wege zu gehen, mich den großen Stoffen, die mich beschäftigen, ganz und uneingeschränkt zu widmen beabsichtige. Sie hatten recht, diesen Tag einen bedeutungsvollen für mich zu nennen; denn er drückt in der That meiner Künstlerlaufbahn wie meinem privaten Leben einen neuen Stempel auf. In der vegetabilischen Welt gibt es nur ein langsames Wachstum, der geniale Mensch kommt stoßweise vorwärts. Oft fördert ihn eine Stunde mehr als sonst ganze Jahre . . .

Lieutenant Weſtmann. Und ſolchen Schuß haben Sie heute an ſich verſpürt?

Blume. Der Ausdruck könnte vornehmer gewählt ſein, aber im Grunde treffen Sie diesmal das Rechte. Ganz dem Schaffen ergeben, zieh' ich mich auf einige Zeit von der Geſellſchaft zurück, aber wohin mich auch die Zukunft führt, ich werde mich immer, zählen Sie darauf, nicht ungern der harmloſen Stunden hier erinnern.

Lieutenant Weſtmann. Sehr gütig!

Förſter. Beſinnen Sie ſich, Blume! Der Wanderbuchfund ſcheint Ihnen etwas zu Kopfe zu ſteigen.

Blume. Herr Doktor Förſter, ich weiſe Sie in die Schranken zurück . . .

Windel. Ei, ſieh mal!

Victoria (lacht). So komiſch ſind Sie noch nie geweſen, Herr Blume.

Blume. Mein Fräulein, ich muß Sie bitten . . .

11. Scene.

Durkie, Rabenhorſt und Ellen van der Wies treten ein. Durkie. Rabenhorſt. Ellen van der Wies. Präſidentin. Iſabella. Victoria. Dr. Förſter. Lieutenant Weſtmann. Windel. Blume.

Bei Ellens Erſcheinen tritt Blume auf ſie zu, um ihr die Hand zu küſſen, die ſie ihm entzieht.

Victoria. Das iſt ſchön, daß Sie noch kommen! O, lieber Herr Durkie, liebe Miß Ellen, wir ſind alle ſo glücklich. Der Lieutenant und meine Bella ſind Braut und Bräutigam. Mama hat ihren Segen gegeben. Und ich, ja, Mr. Durkie, ich ſpar' Ihnen den Roſenſtrauß für die Crocus — der Doktor da und ich, wir beide ſind auch glückliche Verlobte.

Durkie. Und das erſparte Bouquet ſollen Sie in zehnfach verbeſſerter Auflage dennoch erhalten, Sie liebes, munteres Kind. Werden Sie ſo glücklich, wie ich alter Mann es Ihnen wünſche, und auch Sie, liebes Fräulein Iſabella, und Sie, meine jungen Herren . . . (Zur Präſidentin.) Das ſind einmal zwei Pärchen, Excellenz, an denen man ſeine volle Freude haben kann, ohne Hintergedanken.

Ellen van der Wies (reicht den Verlobten glückwünſchend die Hände und küßt Victoria und Iſabella, die ihr herzlich danken.)

Rabenhorſt. Auch meinen aufrichtigſten Glückwunſch! (Nähert ſich den Brautpaaren und unterhält ſich mit ihnen.)

Präſidentin (winkt Durkie).

Durkie (flüſtert mit der Präſidentin, indem er auf Rabenhorſt und Ellen blickt).

Blume (der auf Ellen zugeht, ſobald ſie den anderen Glück gewünſcht hat, leiſe zu ihr). Mein Sehnen zog mich zu Ihnen, meine teure Ellen. Und oben? Abgewieſen von Mrs. Wilſon, leider, ich weiß nicht, warum, meiner Feindin. Und dazu in Ihrem Salon — das Ohr der Liebe iſt ſcharf — in Ihrem Salon dieſes Rabenhorſts Stimme . . .

Ellen van der Wies. Dieſer Rabenhorſt, — Herr Blume, gewöhnen Sie ſich, anders von ihm zu ſprechen, denn er, — ich weiß, daß es Ihnen wehe thun wird und daß ich Ihnen gegenüber nicht ganz frei von Schuld bin: Rabenhorſt iſt mein Verlobter!

Blume. Er! Ihr, Ihr — und das, das mir, mir, der ich . . .

Ellen van der Wies. Mäßigen Sie ſich, Herr . . .

Blume. Mäßigung, wo hier alles in furchtbarſtem

Aufruhr tobt. Konnten Sie denn so schnell vergessen, was dieser Mund mir heute gelobte! Waren es Hohn und Spott, die mir Hoffnungen zeigten?

Ellen van der Wies. Nein, Herr Blume, wahrhaftig, nein! In einer thörichten Stunde hab' ich Zuflucht gesucht, Zuflucht bei Ihnen vor einem anderen. Ich bin die Schuldige, Sie sind der Verletzte.

Blume. Und da steht er, der hochmütige Glückspilz, und wie wird er den Aermsten verlachen . . .

Ellen van der Wies. O, wie schlecht Sie ihn kennen! Fragen Sie sich selbst: hat er sich bisher unfreundlich gegen Sie erwiesen oder gefällig?

Blume. Ich kann ja nicht leugnen . . .

Ellen van der Wies. So ersparen Sie mir, zu erörtern, in wie weit er oder ich, Ihre Muse, Ihnen bei Ihrem letzten Bilde . . .

Blume. Sie deuten auf den Johannes; und ich, wie dürfte ich leugnen . . . Aber ist es edel von dem hilfreichen Meister, der eine strebende Kraft . . .

Ellen van der Wies. Er weiß nichts mehr von dem allem, will nichts mehr davon wissen, — so wenig wie ich; ja, er ist sich mit mir bewußt, daß Ihnen Unrecht geschehen ist, und mit Hand und Mund hat er mir versprochen, Ihnen auch später behilflich zu sein.

Blume. Der Mörder, der dem Erwürgten beisteht . . .

Ellen van der Wies. Der Glücklichere, dem viel daran liegt — Aber hören Sie ihn lieber selbst! (Winkt Rabenhorst.) Herr von Rabenhorst, auf eine Minute —

Blume. O Ellen, wissen Sie denn . . .

Rabenhorst (geht schnell auf Blume zu). Ja, Blume, so

ist's nun gekommen! Ich hatte ältere Rechte, Fortuna ist ein Weib, und man muß sich ihm fügen! . . . (Zu Ellen.) Nicht wahr, mein Lieb, Du läßt uns auf einige Minuten allein . . .

Ellen van der Wies (leise zu Rabenhorst). Du sollst Dich gut und großmütig gegen ihn zeigen. (Zieht sich zu den anderen zurück, mit denen sie redet.)

Rabenhorst. Ich soll mich gut und großmütig gegen Sie zeigen, Blume, war ihr letztes Wort. Uebrigens haben Sie ja scharfe Ohren. Der erste Wunsch einer Braut, solcher Braut — Sie verstehen! Nach der Hoffnung, die sie Ihnen eröffnet hatte, sind wir Ihnen beide eine Kompensation schuldig.

Blume (gekränkt). Herr von Rabenhorst!

Rabenhorst. Es bleibt dabei. Sie haben kleine Bestellungen abgewiesen, Graf Pacht sagte es mir, und vom Doktor da hörte ich, daß Sie auch Ihre Stunden kündigen. Recht so! Sie müssen wieder zeigen, was Sie vermögen; denn man sagt, Sie hätten früher Erstaunliches geleistet; an uns wird es sein, Ihnen die Mittel zu gewähren . . .

Blume. Mein Herr!

Rabenhorst. Nur kein falscher Stolz, lieber Herr Blume. Sie haben den Johannes auf Ihrem Bild von mir angenommen, und wenn ich jetzt ein Kapital für Sie aussetze, damit Sie sorglos und in freiem Schaffen die Kraft und das Können zurückgewinnen . . .

Blume. Nein, nie und nimmer . . .

Rabenhorst. Morgen treten wir der Sache näher. Bedenken Sie doch: der Weg zu unserem Glück führt über Ihre Leiche.

Blume. Und Sie wagen es, sie mit rohem Fuße zu treten.

Rabenhorst. O nein, wir wollen sie zu einer schönen Auferstehung führen . . .

Blume. Indem Sie der armen Seele des Zermalmten den letzten Rest von Selbstachtung rauben!

Rabenhorst. Gott bewahre! Sehen Sie, Blume, alle Welt, auch Mr. Durkie, der eine scharfe Kunstnase besitzt, und gleich ihm Doktor Förster, den ich als wahren Kenner schätze, sind voll des Lobes, ja der Bewunderung für Ihre Jugendarbeiten.

Blume. Und, so bescheiden ich sonst bin, — hier darf ich sagen mit Recht. Aber hat schon die Not den jungen Baum geknickt, so macht die Verzweiflung seinem Blühen und Grünen vollends den Garaus.

Rabenhorst. Unsinn! Was einmal da war, das kann wieder werden. Zeigen Sie das berühmte Wanderbuch mal her, da wollen wir sehen . . .

Blume. Ich hab' es bei mir zu Hause, und wenn ich heimkehre, werde ich diesen Ruhm der Vergangenheit, diesen vergangenen, vermoderten Ruhm, der wie mit höhnenden Fingern auf meine Gegenwart und, ich weiß es, auch auf meine Zukunft weist, in Stücke zerreißen, verbrennen . . .

Rabenhorst. Das werden Sie hübsch bleiben lassen, Herr Blume! Alle Wetter — Ellen! Liebes, teures Herz! — O weh, o weh, das war ein Schnitzer — Gnädiges Fräulein . . .

Victoria (jubelt auf). Ellen, liebes, teures Herz! Habt ihr's gehört? Hast Du's verstanden, Mama? „Ellen, liebes, teures Herz!" hat Herr von Rabenhorst

die Miß gerufen. Es ist zu, zu, zu nett. Ein drittes Brautpaar!

Isabella. Verraten, verraten! Wir gratuliren.

Präsidentin. Meinen herzlichen Glückwunsch.

Förster.
Lieutenant Westmann. } Gratulamur.

Windel. Aber ne! Das geht denn doch über die Hutschnur! — Da soll mich . . .

Durkie. Dank, herzlichen Dank im Namen des Brautpaars.

Rabenhorst. Sehr gütig, meine Herrschaften! Wir sind Ihnen aufrichtig verbunden! Aber das, das! Ellen, Liebste, denke Dir, dieser Blume, nein, dieser reißende Löwe hat wirklich vor, Deinen Liebling, sein vielgerühmtes Wanderbuch, zu zerfetzen und von Feuer und Flammen verzehren zu lassen.

Durkie. Mein Veto! Wenn Sie das wirklich verbrechen . . .

Ellen van der Wies. Nein, lieber Herr Blume! Wollen Sie mich nicht ernstlich erzürnen . . .

Blume (entschieden). Diesen Zeugen vergangener Kraft wiederzufinden, war mir Wonne; ihm sollte ich die Hoffnung auf künftige Seligkeit danken; statt ihrer hat er mir nichts eingetragen als Hohn und blutende Wunden. Sein Geschick ist besiegelt.

Windel macht sich mit dem Ueberzieher Blumes zu schaffen, holt daraus das Wanderbuch hervor, das er hinter sich verborgen hält, und zieht sich damit bis zum Sopha zurück.

Ellen van der Wies. Nein, nein, wir werden's nicht dulden.

Rabenhorst. Und Sie werden kein Narr sein, Herr Blume. Wo ist das Buch? Sie sollen und dürfen . . .

Blume. In meinem Reliquienschrein liegt es verschlossen, und was der Mann soll und darf, das, mein Herr, ist seine eigene Sache. Das Buch wird vernichtet.

Windel (das Wanderbuch hoch hebend). Ne, lieber doch nicht, mein wertestes Herrchen! Gehen Sie uns mit solchem närrischen Zeug! Ei, Herrjeses, das wäre ja die blaue Möglichkeit, wenn man zusehen sollte . . .

Blume will sich auf Windel stürzen. Rabenhorst hält jenen gewaltsam zurück.

Windel. Bleiben Sie nur, wo Sie sind! Wenn Sie denken, daß ich mich vor Ihnen fürchte? Kommen Sie nur heran . . . Ich bin wie eine männliche Löwin, die ihr Junges verteidigt . . .

Blume (zu Rabenhorst). Sie lassen mich los. (Versucht vergeblich, sich freizuringen. Zu Windel.) Sie geben das Buch her, Sie Unverschämter . . .

Windel. Unverschämter, sagen Sie? Ne, hören Sie, das ist Sie gar nicht höflich, und wenn ich wieder schimpfen wollte, aber ich will nicht, weil ich eine schöne Bildung genossen habe. Da nehmen Sie das Buch, Fräulein van der Wies! Hätt' ich dem Herrn Blume nicht geholfen, den Ueberzieher auszuziehen, und wäre das schwere Ding mir nicht an die Schienbeine gepampelt, wer könnte wissen . . .

Ellen van der Wies (hat das Buch ergriffen und reicht es Rabenhorst hin). Da ist es, und ich behalt' es, bis Sie, Herr Blume . . .

Rabenhorst betrachtet das Buch genau und stößt dann Blume so heftig zurück, daß er taumelt.

Windel. Ich fürchte mich nicht, aber ne, pfui Deixel, das geht denn doch über den Spaß! So was unter gebildeten Herrschaften. Ne — aber! (Entfernt sich schnell.)

Windel ab.

12. Scene.

Die Vorigen ohne Windel.

Rabenhorst (sieht das Buch zärtlich an und murmelt bewegt vor sich hin). Mein Buch, Gott im Himmel, mein liebes, verlorenes Buch! (Zu den anderen). Einen Augenblick, meine Verehrten. Ich habe diesem Herrn etwas im Vertrauen zu sagen. (Nähert sich Blume, zieht ihn bis vor die Lampen und flüstert ihm zu.) Mein Buch ist es, nicht das Ihre, elender Wicht, der Sie sind, und was darin steht, ich war es, der es gezeichnet, der es geschrieben. Meine Braut ist in Ihrer Schuld, und die trag' ich jetzt ab; denn ich versage es mir, Sie hier öffentlich an den Pranger zu stellen; doch werden Sie sich sogleich entfernen, nachdem Sie das Buch meiner Braut übergeben. Rasch, rasch! Verstanden? Ich bewillige keinen Augenblick Aufschub! (Gibt Blume das Buch.)

Blume (nähert sich Ellen und überreicht ihr das Wanderbuch mit einer demütigen Verbeugung). Behalten Sie, mein Fräulein, was ohnehin Ihr Eigentum ist, und wenn Sie es ansehen, so denken Sie lieber nicht an den Unglücklichen, der es Ihnen hier reicht. Er ist tief gesunken, tiefer, weit tiefer, als Sie wohl denken, und wenn ihm nach dieser Stunde, die ihm alles nimmt, alles, was einem Manne wert ist, der Himmel keine gütigen Geister zu Hilfe sendet . . .

Ellen van der Wies. Er ſendet ſie Ihnen in Geſtalt Ihrer Freunde. Sie wiſſen, daß ich in Ihrer Schuld bin . . .

Rabenhorſt. Nein, Kind, nein! Ihr ſeid quitt! Du ſchuldeſt Herrn Blume nichts mehr, nichts, gar nichts.

Ellen van der Wies. Iſt das gerecht, Kurt?

Rabenhorſt. Durchaus, meine Teure! Dieſer Mann — Sie, Herr Blume, die gütigen Geiſter, auf die Sie rechnen, erwecken Sie ſie in Ihrem eigenen Innern! Verlangt es Sie dann, mit männlichem Willen und in ernſter Arbeit ein neues Leben — (leiſe) auch als redlicher, wahrhaftiger Menſch — zu beginnen, und Sie bedürfen der Hilfe eines Mannes, der den Segen ſtrenger Arbeit an ſich ſelbſt erprobt hat, ſo rufen Sie mich, und ich werde kommen.

Blume. Ich danke Ihnen, Herr. (Zu Ellen.) Gott ſegne Sie . . . Der dort iſt Ihrer würdiger als ich. Leben Sie wohl, Miß van der Wies, dies Buch iſt das Ihre. Herr von Rabenhorſt, wenn Gott mir beiſteht, wird die Zeit wirklich kommen, in der ich Sie rufe.

Blume ab.

Rabenhorſt. Armer Schelm!

Ellen van der Wies. O, wie ich ihn beklage! Es iſt mir, als hätten wir ihm alles geraubt. Dies Buch war ihm ſo teuer. Darf ich mich denn freuen, es zu beſitzen?

Rabenhorſt. Du darfſt es. (Leiſe.) Er hat es nie beſeſſen, mein Wanderbuch iſt es; nicht er, ich, ich hab' es vor Jahren verloren. Aber ſtill davon vor den anderen!

Ellen van der Wies. Du Edler! Du, Du der Fortunatus!

Rabenhorst (laut). Und heut mit tausendmal größerem Recht Fortunatus als der junge Bursch, da er einst in dies Buch niederlegte, was ihm das Herz hob. O, wie bin ich so glücklich!

Rabenhorst küßt Ellen die Hand.

13. Scene.

Windel tritt ein. Die Vorigen und Windel.

Windel (ruft in der Thür). „Ich, ich . . ." (Die anderen achten nicht darauf.)

Durkie (zur Präsidentin). Und wir Aelteren, uns wird das seltene Schicksalsgeschenk, sechs glückliche Menschen auf einmal zu sehen . . .

Präsidentin. Acht sollt ich meinen; denn warum sollen wir beide einander ganz übersehen?

Windel. Neun, neun, meine verehrtesten Herrschaften. Ich habe mein Brieftäfelchen wieder!

Alle. Wir gratuliren.

Windel. Und hören Sie, die ganzen 1470 Mark, die blaue Möglichkeit ist es, und noch dazu ohne Finderlohn. Solch ein Pümpelchen, solches Glück! — Wollen Sie's glauben? Der reiche Fürst Torlonia, der große Bankier, hat es gefunden.

Förster. Alle Wetter!

Durkie. Ja, das nenn' ich einen Glückstag.

Lieutenant Westmann. Wissen Sie, was eine Bowle ist, Herr Durkie?

Durkie. Ein geistiges Getränk, das Herren und Damen terrinenweise genießen.

Lieutenant Westmann. So ungefähr . . .

Rabenhorſt. Ich ſtelle ſie und bitte Sie alle, beim Abſchluß dieſes herrlichen Tages meine Gäſte zu ſein.

Präſidentin. Ich komme mit meinen Töchtern, ſobald ich ihnen auf unſeren Zimmern . . .

Durkie. Prächtig, vorzüglich!

Lieutenant Weſtmann. Für das Brauen ſtell' ich mich zur Verfügung.

Iſabella und **Victoria.** Das können wir auch.

Rabenhorſt (zu Weſtmann). Bitte, mich gleichfalls aſſiſtiren zu laſſen, Herr Kamerad.

Lieutenant Weſtmann. Kamerad?

Rabenhorſt. Von 1870, als das Vaterland rief. Die Bowle meiner rheiniſchen Küraſſiere iſt auch nicht vom Uebel. Sie ſollen das Rezept als Hochzeitsgeſchenk haben, meine verehrten Kollegen und Kolleginnen im Glück.

Ellen van der Wies. Und ich ſehe der Brauerei zu, um ſie zu erlernen.

Rabenhorſt. Vortrefflich!

Lieutenant Weſtmann. Alſo auf! Allons enfants de la patrie! In die Küche!

Präſidentin. Ich wollt' euch doch erſt auf unſeren Zimmern . . .

Iſabella. O bitte, laß das auf morgen, Mamachen!

Präſidentin. So geht denn in Gottes Namen . . .

Victoria (zu Förſter leiſe). Wir bleiben ganz allein hier; nicht wahr, Ulrich? O, das wird reizend!

Alle unter Weſtmanns Führung nähern ſich der Thür.

Windel. Ne, was heut alles jung wird! Einen Augenblick nur, meine Verehrten! (Nähert ſich den Lampen. Alle folgen ihm.) Soll ich nicht Fräulein Crocus rufen?

Lieutenant Weſtmann. Noch nicht, erſt wenn die Bowle zu ſüß wird.

Iſabella. Pfui, Bruno!

Förſter. Es fehlt dem Fräulein allerdings nicht an der nötigen Säure.

Durkie. Aber in Ihrem ſchönen Lied an die Freude heißt es: „Allen Sündern ſei vergeben!“

Ellen van der Wies. Rufen Sie ſie in Gottes Namen, Herr Windel.

Windel (auf das Wanderbuch weiſend). Und das Buch da! Ne, hören Se, vorhin, das wurde gefährlich . . . Aber es iſt ja gerettet.

Rabenhorſt. Ja, meine Verehrten. Und möge jeder von denen, die heute hier in der ewigen Stadt ein Bündnis für die Ewigkeit ſchloſſen, ſich mit ſo gutem Recht einen Fortunatus nennen wie der junge Schöpfer dieſes Wanderbuches, da er über die Alpen nach Rom zog.

Ellen van der Wies. Herr Doktor Förſter, wie heißt auf lateiniſch ein weiblicher Fortunatus?

Förſter. Heute denk' ich: Ellen, Iſabella, Victoria.

Windel. Ins Schwarze getroffen! Bravo, braviſſimo! Heraus!

Die anderen zuſammen: Bravo!

Der Vorhang fällt.

Schluß des fünften Aktes.

Wie ich die Frau Liebste gewann.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Aus den Papieren des Leonhard Groland von Nürnberg. *)

*) Außer der Jugend- und Weihnachtsgeschichte treu den von Lochner gesammelten Akten nacherzählt.

Wie ich die Frau Liebste gewann.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Aus den Papieren des Leonhard Groland von Nürnberg.*)

„Puer natus in Bethlehem,
Des freuet sich Jerusalem,

so tönt es durch das offene Fenster. Grad ebenso hatte es in jener unvergeßlichen Christnacht geklungen, die mir die Herzliebste zu eigen machte. Wenn ich nun heute, nachdem Weib und Kinder zur Ruhe gingen, diese stillen Stunden benutze, um zu Papier zu bringen, wie ich, Leonhard Groland von Nürnberg, zu meiner vielgeliebten Hausfrau gelangte, so soll es geschehen, auf daß die später Geborenen aus unsrer Sippe, was das vielbesprochene Verlöbnis und den Ehebund ihrer Eltern angeht, das Falsche vom Rechten zu sondern vermögen. Und damit hebe ich an mit meinem Bericht.

Mein eigen adlig Geschlecht wie das meiner lieben Hausfrau — die Groland und Harsdörffer — zählen zu den ansehnlichsten in Nürnberg. Das meine ist von

*) Außer der Jugend- und Weihnachtsgeschichte treu den von Lochner gesammelten Akten nacherzählt.

älterer Herkunft, während die Harsdörffer sich eines weit ansehnlicheren Reichtums erfreuen. Dem Hans Harsdörffer, der vom Böhmerlande, wo sich die Seinen zeitweilig niedergelassen hatten, wieder nach Nürnberg verzogen und dort in den ehrbaren Rat aufgenommen worden war, hatte seine tugendsame Hausfrau Frau Margarete, die dem alten Nürnberger Geschlechte der Nützel entstammte, zwar keinen männlichen Leibeserben, wohl aber drei Töchter geschenkt, und sie durften stolz sein auf dies Kleeblatt, wenn auch alle drei gar verschieden geartet.

An Schönheit und fürnehmer Bildung stand die älteste freilich den jüngeren so weit voran, daß, wenn die Leute von der „schönen Harsdörfferin" redeten, nur sie allein gemeint war. Während man die zweite, eine liebliche, häuslich waltende Jungfrau, statt Ursula „Ursel" und die dritte, einen frohgemuten, lachenden Wildfang mit zierlichen, beweglichen Gliedern und blonden Ringellöcklein, „das Annele" rief, blieb der Name Katharinas unangetastet, und der alte strenge Hans Harsdörffer nannte sie gern sein „eigenstes Kind". Des durfte sie sich freuen; denn gab es je in Nürnberg, was man einen ganzen Mann nennt, so ist er es gewesen. Das Viele, das er von der böhmischen Krone für die Stadt und den Rat als Vermittler erreichte, dankte er der Ueberzeugung, die er auch zu Prag erweckte, daß von seiner Zusage kein Punkt auf dem i unerfüllt bleibe. Zwar drückte ihn die Last der eigenen Geschäfte schwer genug, was er aber für den Rat und die Stadt auf sich nahm, das hat nach seinem Hingang auf vier und fünf Schultern verteilt werden müssen. Doch wie er die

eigene große Kraft nimmer schonte, so forderte er auch von anderen unnachsichtlich den Einsatz ihres Besten, und das erweckte ihm Gegnerschaft in Fülle.

Dieser Mann nun, der so fest stand wie der Turm in seinem Wappen, zeigte sich wenigen im Rat mehr entgegen als meinem lieben Vater. Freilich war selbiger in seiner leichtlebig derben und immerdar frohgemuten Weise das gerade Widerspiel des „Böhmen", wie er den Hans Harsdörffer gern nannte, wenn der Wein ihm die Zunge löste; das aber begegnete ihm entgegen den strengen, nüchternen Gewohnheiten des Harsdörffers nach alter ritterlicher Weise nur zu oft. So waren diese beiden schon von Natur einander zuwider, aber auch aus dem Verkehr im Rat und im Geschäfte erwuchsen ihnen Mißhelligkeitn in Fülle. Vor allem war es die Schmelzerei zu Enzendorf, die den Harsdörffer mit dem Vater entzweite. Auch diesem hatte der Rat das Recht zugesprochen, zu „gießen", und weil ein Teil der Schmelzerei von Enzendorf uns Grolands von der Mutter her zugefallen war, hoffte der Vater sein Vermögen mit dem Erzguß daselbst in die Höhe zu bringen, während der Harsdörffer ihm auch darin widerstrebte. Nicht aus üblem Neide, sondern weil er wohl erkannte, daß dem anderen für dergleichen so die Mittel wie die Wissenschaft fehlten. Der Vater indes sah eitel Feindseligkeit in seinem Verhalten, und als auch Mißhelligkeiten kleinlicher Art hinzukamen, die oft tiefer ins Fleisch schneiden denn ernster Streit, ereignete sich bald etwas, das dem Fasse den Boden ausschlug.

Im Sommer nämlich bewohnten wir Grolands das uns verbliebene Haus zu Enzendorf, die Harsdörffer das

Schloß, das vormals gleichfalls zum Besitztume meiner Mutter selig gehörte. Beide hatten in einem einzigen großen Garten gestanden, in dem wir Kinder friedsam zusammengespielt; endlich aber hatte der Nachbar sein Teil von dem unseren durch eine steinerne Mauer getrennt, um das Obst, worauf er viel hielt, vor den Schmelzerbuben zu behüten. Da war aber ein großer und alter Baum, an dem im Herbst süße Geishirtlebirnen reiften. Der Stamm stand in dem Harsdörffergarten hart an der Mauer, während die breite Krone sich in den unseren hinüberneigte. Diesen Baum zu erklettern, bot aber mir wie meinem Freunde Hans Volckamer das größte Vergnügen um der Nachbartöchter willen; war doch schon damals die Katharina vor meinen Augen das holdseligste aller Wunder, während mein Freund in dem kleinen Annele, der Jüngsten, das zierlichste Spielwerk erblickte.

Aber auch die Schmelzerbuben fanden den Weg auf den Baum, und als sie sich gerade mit besonderer Keckheit an den Birnen vergingen, der alte Harsdörffer aber zum Unglück meinen Freund und mich gewahrte, wie wir just der Krone entstiegen, ließ er meinem Vater sagen, er möge seinen Buben einschärfen, zu wessen Eigentum der Baum an der Mauer gehöre.

Weil aber mein Vater gerade zu jener Zeit dem Nachbar auch wegen anderer Dinge gram war, that er ihm ungesäumt in einer wohlgesetzten Schrift zu wissen, die Frage, ob demjenigen die Frucht gehöre, auf dessen Grund der Stamm wurzele, oder dem anderen, auf dessen Besitztum die Krone Luft und Sonnenschein genieße, sei noch unentschieden, und er schlüge ihm, dem vielgestrengen Hüter

des Rechtes, darum vor, sie vor die juristische Fakultät von Leipzig oder Bologna zu bringen.

Derjenige aber, den der Vater erlas, um Herrn Hans dies höhnische Schreiben zu überbringen, war ich selbst, und ohne zu wissen, was es enthielt, ja herzensfroh der Gelegenheit, seinem schönen Töchterlein zu begegnen, überbrachte ich ihm das Schreiben. Der Empfang war gütig genug. Ja, er strich mir über die Locken und bemerkte dazu, er habe zu seiner Freude vernommen, daß ich mir auch in der Schule keinen anderen über den Kopf wachsen lasse. Aber wie ward mir, als der würdige Mann, nachdem er das Schreiben still überflogen, mir seinen Inhalt vorlas und mit schneidendem Ernste rief: „Sage dem Vater, für solche Botschaft wäre ein Sohn von deiner Art schade. Was die Antwort angeht, würde ich mich des Gutachtens der Fakultäten entschlagen.“ Damit winkte er dem Gärtner, raunte ihm etwas zu und wandte mir den Rücken.

Auf die Entscheidung gab es sodann nicht lange zu warten, denn die Leute des Nachbarn fällten den starken Baum; mir aber war es, da ich den alten Stamm brechen und die Krone langsam zu Boden rauschen hörte, als sei mir selber ein Leid widerfahren. Ich fühlte auch, daß hier ein anderer im Kampfe mit dem Vater obgesiegt hatte. Wie der Grabhügel eines schönen Glücks dünkte mich die hohe runde Masse des grünen Laubes mit den fruchtschweren Zweigen, und unversehens wurde das Auge mir feucht. Während ich aber noch wie verstört auf den getöteten Baum schaute, legte sich mir eine leichte Hand auf den Arm, und Katharina, die älteste Harsdörfferin, stand neben mir, schaute mir frei wie beim Spiel ins

Antlitz und sagte traurig: „Der arme Baum! Nun wirst du von oben her nimmer auf mich hinschauen können.“

Die das sprach, stand damals im elften Jahre, und ihr kindlich Herz bedachte nicht, was mir die roten Lippen damit bekannten; ich aber begriff es recht wohl. Es hatte sie gefreut, mich so oft sehnsüchtiglich auf sie hinschauen zu sehen, und vielleicht galten die Thränen in ihren großen, hellen, blauen Augen nicht nur dem guten alten Baum.

Da faßte ich mir ein Herz und bekannte ihr, daß ich mir nichts Lieberes gewußt, als auf sie nieder zu zu blicken. Aber, fügte ich tröstend hinzu, ich würde schon ein Plätzchen finden, um sie wiederzusehen, und wäre es auch noch so schwer zu erklettern.

Und solche Verheißung mußte ihr nach dem Sinne sein; denn sie nickte mir mit der fürnehmen Freundlichkeit, die ihr schon damals eigen war, zu. Zum Reden kam es zwischen uns nicht weiter, denn das Annele, das überall war, wo es nicht hätte sein sollen, lief mit hellem Gezeter über den Fall des alten Freundes auf uns zu; neben dem gefällten Birnbaum aber sind schon damals die Keime einer großen und dauerhaften Minne erwachsen.

Als ich nach Hause kam, ging der Vater rasch auf und nieder. Während er sonst bei dergleichen heftig tobte oder sich mit einem derben Scherz über den Unwillen hinwegschwang, biß er sich diesmal nur stumm in den Schnurrbart. Die jähe Antwort des Nachbars hatte ihn ernstlich verwundet; die Mutter aber, die sonst stets zum Guten geredet und besonders das Annele ins Herz geschlossen hatte, verbot uns das Spiel mit den Nachbarskindern. Doch wir hätten dazu auch nicht mehr lange

Gelegenheit gefunden; denn früher als ſonſt bezogen die Harsdörffers das Stadthaus.

Was mich angeht, ſo war ich des wohl zufrieden, und der Schulweg lehrte mich den Satz des Euklid täglich beſſer verſtehen, daß der Bogen größer ſei als die Sehne, weil ich regelmäßig, ſtatt geradenwegs in das Kloſter zu gehen, einen Bogen beſchrieb, um am Harsdörfferhofe vorüber zu müſſen. So kam es, daß ich der Katharina nicht ſelten begegnete. War es uns aber auch verſagt, Worte miteinander zu tauſchen, und ſchlug ſie auch die Augen ſittig nieder, wenn ich die Kappe vor ihr zog, ſo lehrte uns beiden doch das flammende Rot, das uns die Wangen färbte, wie wir einander geſonnen. Und aus ſelbigem Grunde iſt vielleicht das Rot unſere Farbe geworden; ihr wenigſtens fehlte es, bevor ich noch auf die hohe Schule zog, im Winter ſelten an einem roten Bändlein in den goldig ſchimmernden, vollen Zöpfen, im Lenz an einer roten Storchſchnabelblüte und im Herbſt an einem Zweiglein mit Ebereſchenbeeren im Mieder; ich aber wußte mir gleichfalls, obwohl der Sommer uns Jahr für Jahr trennte, jederzeit etwas Rotes und gewöhnlich ſogar eine Blume für die Kappe oder das Wams zu verſchaffen. Bei alledem war der Hans Volckamer mein Vertrauter, und wenigſtens eine, die der Herzliebſten nahe ſtand, hatte unſer ſtummes Einvernehmen bemerkt; denn Annele, das flinke Eichkätzchen, trat gern, wenn die Straße leer war, und die Urſel, die ſtillere, ernſte Schweſter, nicht hinſah, heimlich hinter ſie zurück, um mir bald ein Bildchen der heiligen Katharina, das ſie von den Nonnen heimbrachte, bald ein großes K zu zeigen, das ſie ſich mit Tinte in die Handfläche gemalt.

Der nächste Sommer führte die Harsdörffer statt nach Enzendorf nach Eschenbach auf die Eisenhütte, ich aber begab mich im dritten mit Hans Volckamer auf die hohe Schule nach Heidelberg. Als der Schnee dann abermals zerrann und wir um die Ostern heimkehrten, erfuhr ich den tiefsten Schmerz meines Lebens; denn mein traut lieb Mütterlein erlag seinen Leiden. Da war niemand in Nürnberg, der die gerade und barmherzige Frau, die den überschäumenden Frohmut des Eheherrn mit den schwachen Händen so oft zum Besten geleitet, nicht hochgehalten hätte. Indes aber der Vater bald ruhelos umherwandelte, bald wie vernichtet die Stirn in das Kissen drückte, worauf das Haupt der teuren Entschlafenen ruhte, wurden uns Kränze über Kränze für ihren Sarg ins Haus gebracht. Auch dem Vater thaten diese blühenden Grüße gar wohl; als aber der allerköstlichste Kranz gebracht wurde, fuhr er jäh in die Höhe und gebot der Beschließerin, ihn dem Ueberbringer mit der Weisung zurückzugeben, was von dieser Hand stamme, werde der Ruhe der Verstorbenen auch unter dem Hügel nicht frommen. Er hatte auf der Seidenschleife an dem Kranz den Namen Hans und Margaret Harsdörffer gelesen, ich aber war auch der Schrift auf dem anderen Bande ansichtig geworden, die der drei Töchter: Katharina, Ursula und Anna gedachte. Da wallte es heiß in mir auf, und ohne doch der Ehrfurcht zu vergessen, die ich ihm schuldete, ergriff ich die Hand des Vaters, zog sie an die Lippen, wies ihn auf die Namen der Mädchen und bat ihn dann weinend, doch nicht zu vergessen, wie lieb die Kinder der Mutter gewesen, und wie gern sie besonders das kleine Annele geherzt.

Und ich hatte zur guten Stunde gesprochen; denn der Vater schaute wie fragend in das Antlitz der Verstorbenen, und die Antwort, die es ihm gab, mußte deutlich genug gelautet haben, denn er nahm der Beschließerin den Kranz aus der Hand und sagte kleinlaut, er lasse den Harsdörffers danken.

Um wenige Tage später, da ich das Grab der lieben Mutter besuchte, fand ich Katharina und das Annele neben dem frischen Hügel, und sie hatten zwei Sträuße darauf niedergelegt, die sie zu Eschenbach auf den Wiesen an der Pegnitz gepflückt. Da kam es denn endlich zwischen uns zu einem Gespräche. Viel länger war es nicht als das erste vor dem Birnbaum, doch nicht weniger bedeutsam; denn was ich der Katharina zu sagen hatte, das lautete etwa: „Ich danke dir" und „Das will ich Dir zeitlebens nimmer vergessen." Ihre Antwort aber enthielt nichts als die wenigen Worte: „Sie war so gut, und du, Leonhard, bist ihr die größte Freude gewesen."

Schweigend schritten wir dann neben einander her bis an die Pforte. Da wandte sie sich noch einmal nach mir um und frug, ob es wahr sei, daß ich in das Land Italia solle; ich aber erwiderte, es sei mir vergönnt worden, mich dort der Wissenschaft zu befleißigen, doch bliebe ich jetzt lieber bis Michaelis daheim, um den Vater nicht allein zu lassen in seinem Kummer. Hierauf sagte sie, das sei brav, und reichte mir, dabei tief errötend, die Hand. Auch klein Annele bot mir die ihre und raunte uns laut genug, daß wir sie beide verstehen mußten, zu: „Und ihr sollt einander nimmer vergessen."

Das klang so altväterlich ernst von den Lippen der

Elfjährigen, daß ich lächeln mußte; Katharina aber hatte den Arm der Kleinen ergriffen, um sie sich nachzuziehen, doch schon nach den ersten Schritten blieb sie stehen, wandte sich nach mir um und frug, indem sie des Gebotes ihres Schwesterleins gedachte, mit einem so hell leuchtenden und doch so ernsten Blicke, daß er sich mir in die Seele prägte wie das Siegel in das Wachs: „Und du wirst meiner gedenken?“

Das kurze, feste „Ja“ aber, das ich ihr damals zurück gab, ist unser rechtes und echtes Verlöbnis gewesen.

Ich zählte neunzehn, während sie der Fünfzehn nahe war, doch wie ich viele Genossen um eines Hauptes Länge überragte, so war sie über die anderen Mägdlein ihres Alters hinausgewachsen, und der schönen Jungfrau mit der aufrechten vollen Gestalt hätte schon damals der Brautkranz gar köstlich gestanden.

Das Daheimbleiben fiel mir weniger sauer, als ich gefürchtet; denn wie stark mich auch nach den Wissensschätzen Italiens verlangte, gab es doch auch hier noch viel zu erlernen, und mein Freund Volckamer hielt treu bei mir aus. Uns beide hatte der große Humanist Herr Wilibald Pirckheimer für das Studium der Alten gewonnen, das auch in Nürnberg eine Heimstätte gefunden, und er, der Gelehrte, Staatsmann und Krieger, in dessen reichem, vornehmem Haus es nie an hochberühmten Gästen fehlte, führte uns in die Sprache der Griechen ein und zugleich auch in ihr edles Denken und Dichten.

Im Oktober weilte der Kaiser Maximilian auf dem Reichstage zu Augsburg, und es stand fest, daß er nach Nürnberg kommen werde; wir aber wären in unserer Ungeduld schon früher aufgebrochen, wenn der ehrbare

Rat nicht beſchloſſen hätte, den hohen Herrn, deſſen Stimmung nach den Beſchlüſſen von Augsburg kaum die beſte ſein konnte, mit allem Glanze zu empfangen. Mein Freund Hans und ich wurden den ſechs dazu geſchickten jungen Edlen beigeſellt, die man ihm für jeden Dienſt zur Verfügung ſtellte. Wäre auch ein Widerſpruch möglich geweſen, ſo hätte ich ihn doch nicht erhoben; denn Katharina Harsdörfferin ſollte trotz ihrer fünfzehn Jahre um ihrer friſch erblühten, herrlichen Schönheit willen zu den Jungfrauen gehören, denen es oblag, den Kaiſer zuerſt zu begrüßen.

Die meiſten waren aus den Geſchlechtern, doch hatte die Wahl auch etliche durch Wohlgeſtalt ausgezeichnete Töchter anſehnlicher Handwerker getroffen, unter ihnen das als „die ſchöne Ev“ in ganz Nürnberg wohlbekannte einzige Kind des kunſtreichen Goldſchmiedemeiſters Ulrich Feuchter, der in der Stadt unſer Nachbar war.

Da ich nun mit den anderen dem Kaiſer Maximilian entgegen und an den feſtlich gekleideten Jungfrauen vorbei ritt, ſah ich Katharina zum erſtenmal ſeit jener Begegnung auf der Friedhofsſchwelle wieder, und ſie bot in dem ſilberig ſchimmernden hellblauen Brokatkleide und der mit einem Netze von Perlen und blauen Saphirſteinen überſponnenen Haube, aus der das volle Goldhaar in reichen Wellen hervorquoll, einen Anblick von ſo blendender Schöne, daß ich der Leitung meines jungen Hengſtes vergaß und einen Kampf mit ihm zu beſtehen hatte, der leicht übel für mich ausgegangen wäre. Als ich aber das zitternde Roß bewältigt und es ihr näher geführt hatte, ſchauten mir drei halberblühte rote Röslein aus den Brabanter Spitzen entgegen, mit denen der eckige

Ausschnitt an ihrer jungen, schwanenweißen Brust verbrämt war. Sie galten so sicher mir, wie ihr der Nelkenstrauß, den die Edelsteinagraffe an meinem Federhut festhielt. Wie von süßer Minne berauscht sah ich den Kaiser heranreiten, und meiner selbst kaum mächtig sprang ich mit den anderen zu Boden und half den Levantinerteppich vor ihm ausbreiten, auf dem er die Huldigung des Rates entgegennahm. Er war ein Herr von echt fürstlicher Hoheit und dabei doch von freundlich-herzgewinnender Güte; zu jener Stunde aber sah ich seine erhabene Person, wie das köstliche Gepränge, womit die getreue Stadt ihn ehrte, nur mit halbem Auge. Erst da er sich, seinem Gefolge von vierhundert Herzogen, Fürsten, Grafen, Erzbischöfen, Bischöfen und Rittern voran, den Jungfrauen näherte, gewann ich die Aufmerksamkeit wieder. Die Eva Feuchterin war ihm vor allen ins Auge gefallen, und sie glich in der That einer vollerblühten Rose. Mit höfischer Ritterlichkeit trat er ihr näher, gönnte ihr gnädige Worte, und ihre Antworten waren so bescheiden wie ziemlich.

Plötzlich indes brach er ab. Er hatte Katharina bemerkt, und alsbald wandte er sich an den Herrn Propst zu St. Sebald, Melchior Pfinzing, der als Dichter des „Teuerdank" hoch in seiner Gunst stand, erfrug von ihm, daß sie des Hans Harsdörffer Tochter, dem er für gute Dienste bei der böhmischen Krone verbunden, schritt gerade auf Katharina zu und rief: „Eure böhmische Heimat, holdseliges Fräulein, zeugt schimmernde Granaten, buntgefiederte Fasanen und andere dem Auge wohlgefällige Schätze; um aber zu erfahren, daß sie sich auch schöner Töchter rühmt, die dem Urbilde der geliebten stolzen,

goldhaarigen Germania so ähnlich sehen, dazu bedurfte es dieses Rittes an die Pegnitz."

Da versetzte Katharina ehrfurchtsvoll und doch mit ziemlicher Bestimmtheit, sie sei keine Böhmin, sondern ein gut deutsch Nürnberger Kind.

Dann, entgegnete der Kaiser, nehme er wahr, daß diese edle Stadt, „des Reiches Bienengarten", neben dem Honig auch sonst das Süßeste hervorbringe, und der ritterliche Kunz von Rosen, den des Kaisers Majestät gern ihren „lustigen Rat" nannte, trat der Katharina gleichfalls näher und sagte, da sie schon als jüngste der Jungfrauen einer Königin gleiche, bliebe ihr, weil doch Stillstand Rückschritt bedeute, nichts übrig, als eine Heilige zu werden.

„Will's Gott, ohne die Märtyrerkrone," fügte der Kaiser hinzu. „Einen Gruß an den Herrn Vater, und es würde mich freuen, seinem schönen Kinde heute abend beim Tanz auf dem Rathaus wieder zu begegnen."

Damit trat er den Herren, die seiner harrten, entgegen; ich aber freute mich dessen; denn ich hatte gewahrt, wie schwer Katharina es trug, von den Tausenden ringsum angestaunt zu werden. Unter ihnen befand sich auf einem der Schaugerüste uns gegenüber die Hipperin, die dem Herrn Anton Tetzel den Hausstand führte. Sie war als Schwester der Ehefrau des Goldschmieds Ulrich Feuchter auch Patin der schönen Eva und ein widerwärtig, mißgünstig Weibsbild, dem wir als Buben wegen der vier oder fünf Katzen, die sie stets umgaben, den wunderlichen Spottnamen „Hippele Miaule" nachgerufen hatten.

Als der Kaiser ihr Patenkind so gnädig begrüßt hatte, waren ihre Blicke hoffärtig umhergeschweift. Wie

aber der hohe Herr und der Kunz von Rosen so lange bei Katharina verweilten, änderten sich ihre Mienen, und da ich bemerkte, wie sie mehrmals mit süßlichem Lächeln zu ihr hinüber schaute, schwante mir, so jung ich auch noch war, daß sie ihr nicht Gutes sinne.

Am selbigen Tage führten die Harsdörffers Katharina trotz ihrer großen Jugend aufs Rathaus; denn es ging nicht an, dem ausdrücklichen Verlangen des Kaisers Max zuwider zu handeln. Auch hier gönnte der hohe Herr ihr gnädige Worte. Wie ich aber mit der Auserkorenen an ihm vorbeikam, hörte ich den Erzbischof Ernst von Magdeburg, indem er auf uns hinwies, Seiner Majestät sagen: „Ein Pärlein nach dem Herzen Gottes!“ und wie Kaiser Max erwiderte: „Und besonders der weibliche Teil auch nach dem eines seiner fürnehmsten Diener.“

Ich hatte es gewagt und, ohne ihrer Eltern und der vielen hohen Herren, die sie umgaben, zu achten, sie zum Tanze aufgezogen. Beim „Schwäbeln“ mit ihr war es mir gewesen, als wäre es viel zu viel der Seligkeit für mich jungen Fant, teilhaftig der Macht, sie nach meinem Willen zu führen, mit ihr dahinwallen zu dürfen nicht durch den Rathaussaal, nein, durch alle Wonnen des Himmels. Und im Verlaufe jener Festnacht ohnegleichen war es mir zum ersten Male vergönnt, ihr alles zu sagen, was mir die Seele bewegte, und auch sie bekennen zu hören, daß sie mich im Herzen trage von Kind an. Es glückte uns auch, manche Absprache miteinander zu treffen.

Wenige Wochen später ließ ich mit dem guten Genossen die Vaterstadt hinter mir; um unser Geheimnis aber wußte niemand außer dem Freunde Hans und Bärbel

Volckamer, seine junge Schwester, die liebste Spielgefährtin Katharinens.

In Padua und später auch in Bologna, wo wir uns eifrig genug dem Studium nicht nur der Rechtsgelehrsamkeit ergaben, brachte mir jedes Jahr zwei oder drei Schreiben von der Hand meiner Trauten. Mit manchem Briefe des Hans Volckamer wanderte auch einer von mir an die Herzliebste nach Nürnberg, und der Verkehr mit der Entfernten verdoppelte mir die Lust am Schaffen und sänftigte die brennende Sehnsucht nach ihr und der Heimat. Aus jedem ihrer Briefe ersah ich, wie zuversichtlich sie festhielt an unserer Minne, und dennoch fühlte ich schon aus dem ersten heraus, daß ihr etwas die Seele belaste. Es war, wie sich bald ergab, der Abscheu vor der Lüge, zu der unser Bündnis sie immerfort nötigte, besonders im Verkehr mit der Mutter. Als aber zu jener Zeit zwei ansehnliche junge Herren den Hans Harsdörffer auf einmal ernstlich um sie angingen und die Mutter sie drängte, zwischen beiden zu wählen, hielt sie nicht länger an sich. Sie fand sogar den Mut, auch dem Herrn Vater fest zu erklären, ihr Herz gehöre schon einem anderen. Als Katharina sich dann auch vermaß, meinen Namen zu nennen, war der Vater, wie von einem Hornissenstich getroffen, zusammengefahren; dann hatte er mit langen Schritten das Zimmer durchmessen und endlich mit einer raschen Schwenkung der Hand gerufen: „Kinderspiel, das du dir bald aus dem Sinn schlägst!“

Dann hatte er ihr die starke Hand auf die Schulter gelegt und in milderem Tone hinzugefügt: „Ich liebe euch, Kinder, und was hättet ihr bisher vergebens von

mir gefordert? Auch verlange ich keine Gegengabe außer der einen: Gehorsam."

Am nämlichen Tage hatte er den Freiern geraten, an andere Thüren zu klopfen, und war später jedem Gespräch über die heimliche Minne Katharinas aus dem Wege gegangen. Die Mutter hatte es anders gehalten und es an Bitten, an Warnungen und Thränen nicht fehlen lassen. Es wurde Katharina auch deutlich genug vor Augen geführt, daß ihre Widerspenstigkeit der teuren Frau Schlaf und Lebenslust trübe. Das schnitt ihr ins Herz, doch hielt sie trotzdem fest an ihrem Gelöbnis.

So sollte denn dieser Zeitraum für die Harsdörfferinnen ein wahrer Dornenpfad werden, doch ließ es die Schickung auch an Rosen am Kreuze nicht fehlen; denn in das beklommene Herz der Frau Margaret warf der sonnige Frohmut des lieblich heranblühenden Annele manchen freundlichen Lichtstrahl, und ihre zweite Tochter, die Ursel, ward, kaum den Kinderschuhen entwachsen, die Braut und bald auch die glückliche Hausfrau des Hans Ebner, eines wackeren Mannes aus einem der ältesten Geschlechter.

Dies alles kam Katharina einigermaßen zu gute, doch hätte ich blind sein müssen, um nicht aus ihren Briefen zu ersehen, wie schwer sie es hatte. So zog mich denn, was in mir war, zu ihr und nach Nürnberg zurück. Aber es hieß sich dennoch gedulden, bis wir ans Ziel gelangt waren und uns den Doktorhut in allen Ehren erworben hatten. Dann aber hielt es uns nicht länger in Bologna. Auch den Aufenthalt in Rom, zu dem uns der Vater selbst ermuntert, brachen wir kurz ab, als unter einem Brief der Schwester meines Freundes Volckamer das Annele Harsdörfferin mich anrief: „Mach

schnell, Herr Doktor Lienhard Groland, mit der Heimkehr, sonst hasse ich dich, weil du meine hochgemute, stolze Katharina in eine Leidtragende verwandelst. Wenn ihr bald kommt, will ich es dem Hans Volckamer vergessen, daß er mich, die ich nunmehr längst ‚die große Anna' bin, in dem Gruße, den mir sein Bärbel bestellte, ‚das kleine Annele' schalt."

Sonderlicher Schonung hatten sich die Rosse auf dem Heimwege nicht zu erfreuen; doch bereits in Italien hielt mancher Heereszug uns auf, und als wir das Bayerland erreichten, wurde unsere Geduld noch stärker geprüft. Ueberall fanden wir dort Kriegslärm; denn zwischen dem Pfalzgrafen Rupprecht, der Anspruch erhob auf das Erbe seiner Gemahlin Elisabeth, der ritterlichen Tochter des jüngst verstorbenen Georg des Reichen von Bayern-Landshut, die gerüstet ins Feld zog, und dem Herzog Albrecht von Bayern-München, für den der Kaiser und der Schwäbische Bund eingetreten waren, hatte der Krieg begonnen. Dem Bunde aber war Nürnberg beigetreten und ging aus diesem Streite stattlich an Landbesitz bereichert hervor, während Rupprecht und sein hochgemutes Gemahl Herrschaft und Leben verloren.

Da wir endlich am fünfzehnten des Junimondes in die Vaterstadt einzogen, fanden wir dort großen Jubel über die ersten Siege unserer Streitmacht. Der Vater war mit ausgezogen, und Hans Harsdörffer gehörte zu den fünf obersten Feldhauptleuten. Auch mich zog es in den Kampf. Doch ich wäre vergangen, hätte ich nicht zuvor diejenige wiedergesehen, deren Bildnis mich, wie der Stern die heiligen drei Könige, auf dem rechten Wege erhielt.

In unserem Hause war es gar still ohne den Vater. Bei den Volckamers aber erweckte unsere Heimkehr große Freude, und ich segnete den Bart, der mir schon längst Lippen und Kinn bedeckte, weil er das Rot verbarg, das ich mir die Wangen färben fühlte, wenn sie in gar zu hohem Tone priesen, was Italien aus mir gemacht. Herr Wilibald Pirckheimer, dem ich stundenlang Bericht erstatten mußte, stellte mir eine rühmliche Zukunft in Aussicht; doch ward er von dem Festmahl abgerufen, das Frau Volckamer mit dem Besten vom Guten für die Heimgekehrten gerüstet. Als aber der verehrungswerte Mann wiederkehrte, brachte er eine Nachricht, die gerade mich wie ein Donnerschlag traf. Die Schweizer Landsknechte und die vom Bodensee waren nämlich mit den vierhundert böhmischen Söldnern, die sich in dem eroberten Städtchen Hersbruck an das Plündern gemacht, in Händel geraten, und dabei waren viele tot geblieben und von hinnen getragen worden. Was aber bei diesem Vorfall meine Hoffnung so schwer traf, das war der Umstand, daß selbige Böhmen durch die Vermittlung des Hans Harsdörffer in den Dienst der Stadt getreten waren, und daß der Mann, in dessen Hand es lag, über unser Wohl und Weh zu entscheiden, diese heillose Unthat vornehmlich dem heftigen Dreinschlagen meines Herrn Vaters schuldgab. Wie arg solches die alte Widersacherschaft dieser beiden Männer verschärft haben mußte, stand mir nur allzu lebhaft vor Augen. Als hätte der Strom die einzige Brücke auf meinem Wege fortgerissen, war mir zu Mute. Doch sollte ich nicht ohne Trost verbleiben; denn bevor ich von den Volckamers aufbrach, verhieß mir die Schwester meines Freundes, morgen in der Frühe die Herzliebste bei ihr zu treffen.

Mit der Zeit galt es nun geizen; denn das schöne goldne Kettlein, das ich zu Florenz für Katharina erstanden, mußte schon morgen in ihre Hand gelegt werden. Doch es war noch der Vollendung bedürftig; denn ich trug im Sinn, es mit dem Kleinod schmücken und schließen zu lassen, das mir die Mutter selig bei der Firmelung verehrt hate. Es zeigte das Grolandsche Wappen mit den drei Sicheln in einem Rahmen von funkelnden Demantsteinen. Der Goldschmied hatte es nur noch an die Kette zu fügen. Das war ein leichtes Werk, und da noch länger als eine Stunde an Mitternacht fehlte, klopfte ich bei Meister Ulrich Feuchter an, der hart neben uns auf dem Egidienhof wohnte. Leider aber war er noch nicht von der Trinkstube zurück; nur seine Hausfrau fand ich, und neben ihr die Hipperin, ihre Schwester. Die frug mich mit gleisnerischer Huld nach meinen Erlebnissen in der Fremde. Redliches hatte ich von ihr so wenig zu erwarten wie von ihren Katzen, und so nahm ich die Meisterin beiseite, legte ihr Schweigen auf und vertraute ihr die Ursache meines späten Besuches.

Am nächsten Morgen hatte Meister Ulrich das Kettlein mit dem Kleinod verbunden, und diesmal fand ich bei ihm seine Tochter, die immer noch schöne Eva, die die Hausfrau eines reichen Tuchmachermeisters geworden. Da aber ihr Vater die Arbeit des Kettleins rühmte, schickte sie sich an, es um ihren runden Nacken zu legen. Solches nun dünkte mich ein ärgerlich Beginnen; denn meine Gabe an die Herzliebste wäre mir gleichsam entweiht vorgekommen, hätte sie eine andere früher geziert als die Allerschönste, für die sie bestimmt war. Während ich der Eva darum das Kettlein aus der Hand nahm und in aller Höflichkeit

um Verlaub bat, stieß die „Hippele Miaule", die eben erst in ihrer schleichenden Art das Zimmer betreten, so aufgebracht, als habe sie selbst eine Unbill erfahren, mit der scharfen Stimme hervor, die Ev' sei auch nicht vergiftet und, da man nichts von einem Verlöbnis des Herrn Doktor Leonhard vernommen, doch kaum viel schlechter als das — man wüßte nicht, was — wofür das Kettlein bestimmt sei.

Doch ihre Schwester sowie der Meister verwiesen ihr bald die unziemliche Rede. Wenn aber der Vorfall, und was ihm vorausging, viel schwere Sorgen über Katharina und mich bringen sollte, so trug weder die Eva selbst, die ein herzensgutes Ding war, noch der Meister, noch gar ihre Mutter, die das alles doch viel näher angegangen wäre, daran die Schuld, sondern allein die Muhme. Wie denn die Mutterliebe etwas so Heiliges ist, daß man eine rechte Mutter nur selten dem Kinde zu frommen etwas Sündhaftes oder auch nur ein Unrecht begehen sieht.

Was nun uns junges Pärlein angeht, so trugen wir leider selbst Sorge, der Hipperin das böse Spiel zu erleichtern; denn nachdem wir bei den Volckamers eine glückselige Stunde des Wiedersehens genossen, die ganze Jahre schwerer Herzenspein aufwog, und nachdem Katharina sich meiner Gabe gefreut, als hätte sie noch nie das ärmste Stücklein Goldschmuck besessen, mußten wir auseinandergehen, und keines konnte sagen, auf wie lange. Heute sollte uns indes in jedem Falle noch ein Wiedersehen blühen, und zwar zu St. Sebald bei dem Tedeum, das zum Danke für den Sieg unsers Kriegsvolks angesagt worden. Da traf ich denn auch die Herzliebste, und neben ihr das Annele, das zu einer gar lieblichen Jung-

frau erwachsen war. Das fand auch mein Freund Hans, der kein Auge von ihr verwandte; mir aber fesselte die eine allein Herz und Sinn, die da als Schönste unter den Schönen nicht allzu fern von mir kniete. Was an ihr war, schien mir vollkommen. Vielleicht das größte Wohlgefallen aber bot mir ihr sammetnes Barett, — berichtete es mir doch alles, was ich von ihren roten Lippen so gerne noch einmal vernommen hätte. Mit einer roten Rose war es geschmückt, und um seinen Rand hin schlang sich meine Gabe, das goldene Kettlein. Das Allerholdeste hatte sie mir zu erweisen getrachtet und es deswegen um den Sammet gewunden. Leider aber fiel es mit dem funkelnden Kleinod auch anderen ins Auge. Bald genug sollte ich's erfahren, denn als ich die Kirche verließ, drängte die „Hippele Miaule" sich an mich und raunte mir zu: „Meinen Glückwunsch zu der gefälligen Herzliebsten, Herr Leonhard! Unsere Ev' hätte sich schwerlich im Gotteshause mit dem goldenen Kettlein des Sponsierers gebrüstet."

Damit hatte das kleine Weib sich unter der Menge verloren. Aber nur zu bald sollte mir ihre Spur wieder begegnen; denn nachdem ich den Vater zu Hersbruck begrüßt und ihn wohlauf beim Wein und bei kriegerischer Kurzweil gefunden, meldete ich mich auf dem Rathause als bereit zur Erfüllung meiner bürgerlichen Pflichten. Von den Ehrbaren fand ich nur wenige, da viele draußen bei der Streitmacht waren. In der Losungerstube blieb der Bürgermeister Anton Tetzel mit mir allein, und nach allerlei müßigem Hin-und-her frug er mich unerwartet, seit wann ich das Verlöbnis mit der Jungfrau Katharina Harsdörfferin geschlossen. Da wußte ich denn, weil die Hipperin ihm die Wirtschaft führte, sogleich, wer

ihn auf diese Fährte geleitet, und versetzte in aller Kürze, er berichte mir mit dergleichen selbst etwas Neues. Er aber entgegnete schnell, das vernehme er gern; denn seine Erkundigung bei Hans Harsdörffer habe ergeben, daß solcher Verspruch nicht bestehe. Dennoch müsse er, als Hüter des Rechts und als Freund und Collega des Vaters der vielberedeten Jungfrau, mich ersuchen, einen Blick in die Mandate unseres Gemeinwesens zu thun, deren Kenntnis er bei mir, als einem Doktor beider Rechte, allerdings voraussetzen dürfe. Damit schob er mir den großen Pergamentband mit den Verordnungen zu und wies auf die Stelle, die von Mannes- und Weibspersonen handelt, die ohne Wissen und vorhergehender Verwilligung der lebenden Eltern oder verordneten Vormünder für sich selbst ein Verlöbnis schlössen. Solches, hieß es gleich anfangs, sei dem weltlichen Recht und der natürlichen Vernunft entgegen. Denn durch dergleichen Leichtfertigkeit bei einem Verlöbnis würde die Zucht und Ehrbarkeit des ehrlichen, von Gott eingesetzten Ehestandes geschändet, die Gewissen derer, die sich also heimlich verlobten, verwirrt und dergleichen. Aus diesen und ähnlichen Gründen werde den Männern unter fünfundzwanzig und den Jungfrauen unter zweiundzwanzig Jahren, die trotzdem ohne Wissen der Eltern oder Vormünder ein Verlöbnis schlössen, mit ernstlichen Strafen an ihrem Leib und Gute gedroht.

Nachdem ich diese mir übrigens wohlbekannten Mandate durchflogen, frug mich Herr Anton Tetzel in verändertem, strengem Tone, ob ich die Folgen dieser Verordnungen in keiner Weise zu befürchten habe. Weil mich aber das Inquisitorium von seiten eines Unberufenen verdroß, bemerkte ich ablehnend, nicht ihm, sondern meinem

Vater und, müsse es sein, dem Richter gegenüber würde ich mich zu verantworten haben.

Da klappte er den schweren Band unwillig zu und entgegnete barsch, so möge mir denn der Wille geschehen.

Am nächsten Morgen fand ich bei der Heimkehr aus der Messe, wo ich Katharina wiedergesehen, in meinem Quartier einen Gerichtsschreiber und Stadtknecht. In des Gesetzes Namen durchsuchten sie meine Schriften und fanden auch bald genug die Briefe Katharinas. Zur nämlichen Stunde aber hatten andere Verordnete des Rates die Sachen und Sächlein Katharinas durchmustert und meine Schreiben, sowie etliche Blumen und das Kettlein mit dem Kleinod, darauf das Grolandsche Wappen zu sehen war, gefunden. Auf das letztere waren sie — ich wußte, von wem — besonders hingewiesen worden.

So nahm denn das Unheil seinen Lauf, und was ich dabei am schwersten trug, war der Gedanke, daß unser reiner Minnebund nun durch die Gasse gezogen werde, und an die Herzensnot Katharinas.

Ihr Vater aber, der von dem Vorgehen des Rates zu Hersbruck erfuhr, gönnte von nun an seinem schwer geängstigten Kinde kein Wort mehr, weder im guten noch im bösen. Als gewahre er sie nicht, ging er an Katharina vorüber; ihr stolzer Sinn aber lehnte sich auf gegen solche Verachtung. Durch eine harte Schule zu gehen, war in dieser Zeit über sie verhängt. Auch für mich brachte sie Schweres die Fülle. Das Schlimmste freilich wäre mir vielleicht erspart geblieben, hätte auch ich es nicht so schlecht verstanden, den steifen Nacken zu

beugen. Schon bei dem ersten Verhör unterfing ich mich trutziglich, auf meinem Anrecht auf die Jungfrau zu bestehen, die mich ihrer Minne wert hielt. Ja, ich vermaß mich, den Herren Schöffen in Aussicht zu stellen, wenn man mich zum Aeußersten treibe, meine Sache vor den Kaiser zu bringen. Solches aber war ganz und gar verfehlt und mußte den Rat gegen mich aufbringen, sintemal ihm aus löblichen Gründen nichts mehr zuwider als eine Einmischung, gleichviel, von welcher Seite, in seine eigenen Sachen.

So wurde ich denn auf den Luginsland geführt und hatte mich dort etliche Tage unter Schloß und Riegel als Gefangener zu gedulden. Am Sonntag nach St. Lukas im Jahre unseres Herrn 1504 mußte ich mich dem Urteil des ehrbaren Rates unterwerfen, das gegen mich ausfiel. Die Richter hatten unsre Briefe gelesen, das Kettlein mit den Fingern betastet und die Hipperin als tadellose Zeugin vernommen. Das alles brachte mir das junge Blut in Wallung, und so ging es denn auch hier über mein Vermögen, an mich zu halten; der ehrbare Rat aber verhängte über mich zwei Monate Gefängnis in einem versperrten Turm, von denen man mir indes einen in Gnaden erließ und mir freistellte, den anderen mit Geld abzulösen. Solches geschah, und so war denn die Unbill der Haft von mir genommen. Dagegen wurde über mich verhängt, das Gebiet der Stadt auf fünf Jahre zu meiden. Obgleich man mir aber dabei eröffnete, daß diese Strafen mit nichten bestimmt wären, mir an die reine Ehre zu tasten, daß die Ehrbaren sich jeder weiteren Einmischung in die Verlobungssache zu enthalten gedächten, und daß ich der Haft zu entlassen

sei, nachdem ich eidlich erklärt, gegen die gemeine Stadt wegen des Geschehenen keinen üblen Willen hegen zu wollen, war ich doch nicht gewillt, mir die Verbannung auf so lange Zeit widerstandslos gefallen zu lassen. Herr Wilibald Pirckheimer leistete mir dabei hilfreiche Hand, und besonders durch seine und seines Freundes, des großen Gemäldemalers Albrecht Dürer, günstige Empfehlung gelang es mir, meine Sache vor Kaiser Max zu bringen. In Innsbruck war es, wo Seine Majestät mir gnädiglich das Ohr lieh. Wie er aber vernahm, daß die schöne Katharina Harsdörfferin diejenige sei, um derentwillen mich die Verbannung traf, bemerkte er lächelnd, von solchem Kleinod fünf Wochen fern zu bleiben, wiege so schwer wie von einer andern ebenso viele Jahre; das würden die Ehrbaren wohl einsehen.

Das Schreiben, das der Kaiser mir für den Rat mitgab, verfehlte nicht seine Wirkung. Schon am Donnerstage Dorotheä des folgenden Jahres wurde mir die Strafe der Verbannung erlassen und mir befohlen, meiner Bürgerpflicht nachzukommen. Von denjenigen aber, vor denen ich als in jenem Monat die Geschäfte führenden Bürgermeistern den Eid zu leisten hatte, war der ältere der übelste meiner Widersacher, Herr Anton Tetzel, der jüngere dagegen der liebste meiner Freunde, Hans Volckamer, der mir auch darin weit voran gekommen war, daß er das Verlöbnis mit der kleinen Anna Harsdörfferin geschlossen und von ihrem Vater die Einwilligung erhalten hatte, mit ihr, sobald sie das achtzehnte Jahr erreicht, in den Ehestand treten zu dürfen. Ich aber — weiter denn je war ich von dem Ziele meiner Wünsche entfernt; hatte es doch wegen des Regimentes über Hersbruck, das mein Herr

Vater als Amtmann mit einem anderen teilte, von neuem scharfe Händel zwischen ihm und Herrn Hans Harsdörffer gegeben, der von seiten des ehrbaren Rates beauftragt worden war, Ordnung in die Verwaltung dieses neu eroberten Städtchens zu bringen.

Aber mein lieber Herr Vater sollte dem alten Widersacher nicht mehr lange den Weg kreuzen. Beim Weine von einem jähen Schwindel getroffen, konnte er die muntere Zunge nur noch mit aller Vorsicht gebrauchen, und er mußte so den Rat wie die Herrentrinkstube meiden.

Mir war es dagegen bestimmt, mit dem Vater Katharinas vielfach in Verbindung zu kommen; denn bei den Arbeiten für den Rat, zu denen ich fleißig herangezogen wurde, hatte ich ihm oft Handlangerdienste zu leisten. Dabei erwies er sich mir nichts weniger als feindlich; ja im zweiten Jahre nach meiner Freisprechung gab er mir guten Grund, neuen Mutes zu hoffen. Während er nämlich im Dienste der Stadt im Böhmerland weilte, war mir der Auftrag geworden, einen schwierigen Anschlag, den er beiseite geschoben, von Anfang an neu aufzustellen. Als er nun kurz vor der heiligen Weihnachtszeit heimkehrte und ihm der ehrbare Rat das Werk, zu dessen Vollendung ich bei Tag und Nacht meine beste Kraft eingesetzt hatte, zur Begutachtung zuwies, prüfte er es mit der strengen Genauigkeit, die ihm eigen, und schrieb darunter, der Entwurf des wohlbefähigten Verfassers sei eine tüchtige Arbeit und lasse sich zur Annahme empfehlen. Da er mich nun auch, ohne des gegen irgend wen zu gedenken, auf einzelnes hingewiesen hatte, wofür seine reifere Erfahrung eine Verbesserung einzusetzen wußte, meinte ich, die rechte Zeit sei gekommen, und vermaß mich, ihn in aller Ehrerbietung

um die Erlaubnis zu bitten, ihm in seinem Hause aufzuwarten. Da richtete sich der hagere Mann in seiner ganzen großen Höhe auf, und es klang kurz und hart genug, wie er versetzte: „Die Stadt, für die wir beide schaffen, und das Haus, Herr Doktor Lienhard Groland, worüber ich allein gebiete, sind zweierlei Ding.“

Damit wandte er mir den Rücken; mir aber war es, als hätte ein Hagelschauer die neuergrünte Hoffnung verschlagen.

Unsere Sache — ich wußte es — stand bei den Harsdörffers still, wie gebannt. Seit die Kunde von unserem heimlichen Verlöbnis in den Mund der Leute gekommen, waren die Freier zwar ausgeblieben, und von der Mutter schien es sogar, als rede sie uns bei dem Hausherrn das Wort; aber Katharina und der Vater blieben einander entfremdet, und das Annele mochte recht gehabt haben, als es der älteren Schwester in meiner Gegenwart nachgesagt hatte: „Sie will das Bitten nicht lernen.“ Weil ich sie aber, nicht nur als sie das Kettlein empfangen, so inniglich und aus warmem Herzen hatte danken sehen, war ich, so oft ich sie bei der Bärbel Volckamer traf, bemüht, sie zu bewegen, dem Vater als Bittende das Herz zu erweichen. Ich hatte ihre dankbare Seele gerühmt und ihr gezeigt, daß doch Bitte und Dank zusammen gehörten wie Mutter und Kind, und daß sich derjenige der Freude des Dankens begebe, der das Bitten nicht über sich gewinne. Sie wäre auch gern meinem Rate gefolgt; so oft sie aber dem Vater demütiglich genaht war, hatten die Lippen sich geweigert, dem Verlangen ihres Herzens Worte zu leihen. So war denn alles beim alten geblieben, bis Hans Harsdörffer aus

dem Böhmerlande heimgekehrt war und mir deutlich genug zu wissen that, daß sein Haus mir verschlossen sei. Dennoch war mancherlei geschehen, um ihn milde zu stimmen; denn nicht nur war seine Sendung vom größten Nutzen für die Stadt, sondern auch der Abschluß seiner eigenen Geschäfte besonders günstig gewesen. Nun lag es freilich dem verschlossenen Manne fern, den Frauen einen Einblick in die Erfolge seiner Arbeit zu gestatten, das Annele aber wagte es, furchtlos mit dem sonnigen Blauauge zu dem großen Manne aufzuschauen und ihm, als sei das ihr gutes Recht, Frage auf Frage zu stellen. Auch diesmal hatte er es nicht über sich gebracht, sich ihr ganz zu verschließen, und die gute Kunde bestätigt.

Nun aber waren die Frauen schon lange bemüht, den Vater zu bestimmen, ein Gartenhaus in dem der Stadt nah benachbarten Gostenhof zu erbauen, geräumig genug, um die ganze Familie mit Einschluß der Ursel Ebnerin, der zweiten Tochter, nebst Mann und Kind aufzunehmen, und an diesen Wunsch, dem der Vater bis dahin die Erfüllung versagt, schloß das Annele einen Anschlag, der ihrer lieben Schwester Katharina zu gute kommen sollte. Von solchem fetten Jahre, stellte sie dem Vater vor, müßte seine Großmut auch den Weibsbildern einen Anteil gönnen, und als er am Morgen des Tages, dem die heilige Christnacht folgen sollte, beim Frühmahle bemerkte, es habe ihm im Böhmerlande wohl im Sinne gelegen, ein Geschenk für jede zu wählen, doch hätte es die Last der Geschäfte nicht dazu kommen lassen, war es wieder das Annele, das sich zu der Bemerkung vermaß, solche Unterlassung sei ihr willkommen, wenn er, um das Versäumte gut zu machen,

ihnen den allergrößten Wunsch erfülle. Es sei ihm ja bekannt, was sie begehrten, und wenn er seine Zustimmung gebe, woran sie nicht zweifle, da ja die heilige Weihnachtszeit zum Spenden und zum Glücklichmachen erlesen, möge er heute abend mit dem da im Wamse an den Tannenbaum treten. Damit eilte sie in den Erker, brach die eben erblühte Rose von dem grünen Stocke, dessen sie dort neben dem Spinnrade wartete, und reichte sie dem Vater mit einer schelmischen Verneigung.

Er aber, der an solche Seltsamkeiten bei Annele gewöhnt war, schlug ihr mit der Rose leicht auf die Wange und fügte freundlich hinzu: „Das wäre dir Schelm eine Augenweide, wenn der Alte sich mit Blumen anputzte . . . Aber nein! In der Nacht, wo für die ganze Menschheit die schönste der Rosen entsprang, ist die Rose doch vielleicht neben dem immergrünen Tannenbaum in einem christlichen Nürnberger Hause nicht übel am Platze."

Damit verließ er das Zimmer. Kaum aber war er verschwunden, als das Annele sich der blassen, ältesten Schwester an die Brust stürzte und sie, die viel größere, ungestüm mit Küssen bedeckte. Was sie sodann den anderen Weibsbildern als den glücklichsten der Anschläge vorstellte, das hatte zwar zunächst bei Frau Margaret manchem Einwand zu begegnen, es wurde aber zuletzt dennoch gebilligt.

Für mich hatte es zur Folge, daß mich Hans Volkamer im Namen der Harsdörfferinnen für den Christabend in ihr Haus lud; ich aber mußte diesem willkommensten der Gastgebote entsagen — denn wenige Stunden vorher hatte

meinen lieben Vater ein neuer, schwerer Schwindel bewältigt. Nur wenn ich, sein Erstgeborener, ihm die Hand hielt, wurde die arge Beklemmung erträglich, die ihn fortwährend befiel, und hätte ich es mit Brief und Siegel vor mir gehabt, daß mein Verbleiben mir Leben und Glückseligkeit kosten würde, ich wäre an jenem Nachmittag nicht von seiner Seite gewichen. Aber mein Ausharren bei dem Vater machte den Anschlag des Annele keineswegs zu Schanden, und Tannenbaum wie Christgaben wurden bei den Harsdörffers hergerichtet wie immer. Als dann der Vater mit der Rose am Wamse den Saal betrat, eilte das Annele ihm mit der Frage entgegen: „So ist es also bewilligt?“

Da versetzte er, so wohlgemut, wie sie ihn lange nicht gesehen: „Ja, Mutter, ja, ihr Kinder! Und der Segen des Herrn möge auf dem neuen Hause, meinem Christgeschenke ruhen.“

Das klang so inniglich warm, daß es dem Annele ans Herz griff und es ihr wie ein Frevel erschien, den teuern, ernsten Mann jetzt mit einem Aergernis zu stören. Doch ein Blick auf Katharina, die tief atmend und mit zuckenden Lippen neben ihr stand, gab ihr den verlorenen Mut wieder, und kurz entschlossen zog sie die liebe Schwester sich nach und dem Vater entgegen. Dann schmiegte sie sich an ihn, führte seine Hand an die Lippen und sagte in einem ganz andern als in dem ihr sonst eignen scherzhaften Tone, ernst und tief innerlich bewegt: „Eueren Segen Vater, nehmen wir an, doch nicht für das Haus, um das es sich hier gar nicht handelt. Die Katharina — schau, wie sie hinsiecht durch das lange Sehnen und Leiden . . .“

„Was soll das?“ fuhr der Vater auf und griff nach der Rose, um sie aus dem Wamse zu reißen; das Annele aber klammerte sich fest an seinen Arm und rief ängstlich: „Das nicht Vater! Die Rose — Du, der Hans Harsdörffer, der von dem gegebenen Worte nie auch nur einen Atemzug zurücknimmt, Du versprachest, sie solle ein Zeichen sein der Gewährung, und wenn wir Dich hintergingen, um Dir das Jawort abzulisten, für die, die uns allen die liebste und ja wohl auch Dir, weil doch keine so treu ist wie Katharina, so wahrhaftig, und Dir, dem Vater so ähnlich . . .“

Aber der strenge Mann hatte sich schon von dem zarten Mägdelein befreit, und ihren Vorstellungen zum Trotz löste er mit fliegenden Fingern die Rose vom Wams; seinem jähen Triebe aber, sie zu Boden zu schleudern, stellte sich ein Hindernis entgegen, denn sein schönes, stolzes Kind hatte sich vor ihm auf die Kniee geworfen und rief mit hocherhobener Hand und mit überströmenden Augen: „Ich bitte Euch, Herr Vater, ich bitte!“ Und wieder und wieder, als könnte sie sich gar nicht daran genugthun, und als zwänge es sie, gut zu machen, was sie so lange versäumt, schluchzte sie ihm entgegen: „Ich bitte, ich bitte!“

Da war es um die Standhaftigkeit des eisenfesten Mannes geschehen, und einem raschen Triebe gehorsam, neigte er sich zu seinem vielgetreuen, hochgemuten Kinde nieder, das demütiglich wie eine Bettlerin ihm zu Füßen lag, zog es mit den starken Händen in die Höhe, nahm sein edles Haupt zwischen beide Hände, küßte ihm die Stirn und die überströmenden Augen und sagte: „So, nimm denn die Rose! Sie erwuchs Dir aus der Kraft

und Liebe, mit der Du den harten Sinn bezwungen, den Du vom Vater ererbt, in der heiligen gnadenreichen Chriſtnacht. Sei glücklich mit Deinem Leonhard, er iſt Deiner nicht unwert!“

So iſt Katharina die Meine geworden. Wenige Wochen ſpäter, am 7. Februar, wurde die Hochzeit gefeiert, und kurze Zeit darauf führten wir das Annele und meinen Freund Hans Volckamer an den Altar.

Zum Bitten kann ſich meine liebe Hausfrau bis auf den heutigen Tag nur ſelten entſchließen, und ſo mußte ich mich denn daran gewöhnen, ihr von den Augen abzuſehen, was ſie von mir begehrt. Und ich ſtehe mich gut dabei; denn ſo wie ſie, verſteht keine zu danken.

Was mich ſonſt noch betrifft, ſo wurde ich am Oſtermontag des nämlichen Jahres als junger Bürgermeiſter in den Rat gewählt, und wie die Minne meines Herzens der ſchwer errungenen Geliebten, ſo gehört der Stadt, was in mir iſt an Geiſt und Gaben. Sie dankt es mir, indem ſie mich mit den ſchwerſten Aufgaben und den wichtigſten Sendungen betraut.

Wie viel das Leben dem ſterblichen Menſchen an Glückſeligkeit zu ſpenden vermag, das erfuhr ich durch das Weib meines Herzens, und wenn wir als Liebesleute gegen die geſchriebenen Mandata unſerer guten Vaterſtadt verſtießen, die ewigen Mandate des Herzens haben, denk' ich, keine Klage gegen uns zu erheben.

Das ägyptiſche Märchen

von den beiden Brüdern.

Unter dem handschriftlichen Nachlaß der Aegypter aus derjenigen Zeit, in welche die Forschung allgemein den Auszug der Juden verlegt, befindet sich ein Papyrus, dessen Inhalt wohl geeignet erscheint, das Interesse nicht nur der Bibelfreunde, sondern auch derer zu erwecken, die das Volksmärchen lieben; denn es enthält eine Erzählung, deren Anfang der vom Joseph und der Frau des Potiphar so gleich sieht, daß einer der hervorragendsten kritischen Forscher die Vermutung aussprechen konnte, die schöne, jedermann aus dem ersten Buch Moses bekannte Geschichte danke ihr den Ursprung. Sie würde also mit der nötigen Umgestaltung und Anpassung in den biblischen Grundtext aufgenommen worden sein, um den ursprünglich schlichteren Erinnerungen an den in Aegypten zu hohem Ansehen gelangten Sohn des Jakob und der Rahel höheren Reiz zu verleihen und sein Emporkommen in anmutender Weise dem Volke menschlich näher zu bringen.

Was uns betrifft, so sehen wir uns genötigt, dieser Ansicht zu widersprechen; denn die jüngsten Resultate der Sagen- und Märchenforschung brachten uns zu der Ueberzeugung, daß ähnliche Sagen bei verschiedenen Völkern verhältnismäßig selten auf Entlehnung beruhen. Bei verwandten Nationen sind sie gewöhnlich ein Besitz, den sie

aus der gemeinsamen Wiege mit in die neue Wohnstätte nahmen, bei einander fernstehenden Menschenverbänden lassen sich in sehr vielen Fällen gleiche Sagenmotive aus der Analogie des Denkens und Empfindens und der Aehnlichkeit der menschlichen Lebensführung zu jeder Zeit und auf jedem Teil des Erdglobus erklären.

Auch das Seelenleben unseres Geschlechtes ist allgemeinen Gesetzen unterworfen, und das Zutreffende einer Maxime wie „Verschmähte Liebe erzeugt Haß" läßt sich unter den rohesten Nomadenhorden ebenso leicht nachweisen, wie unter den höchststehenden Kulturvölkern aller Zeiten. Dieser Erfahrungssatz, dies Seelengesetz liegt dem ägyptischen Märchen, das wir hier mitzuteilen gedenken, ebenso zu Grunde, wie der Joseph-Potiphar-Geschichte und der Phaedra-Hippolytos-Mythe. Der gleichen Lebenserfahrung schulden alle drei den Ursprung; nur haben die einzelnen selbstverständlich sich der Besonderheit des Volkes und Gesellschaftskreises anpassen müssen, unter dem die mitgeteilten Vorgänge verliefen.

Die hebräische Geschichte hat das Haus eines vornehmen Hofbeamten des Pharao, die ägyptische das eines Bauern und Viehzüchters zum Schauplatz, und angemessen den Bedingungen, unter denen sich jede von beiden begab, sind sie denn auch im ganzen und einzelnen gefärbt und gestaltet.

Die vom Joseph gehört organisch in den Verlauf der Schicksale eines gottbegnadigten und durch eigene Frömmigkeit, Tugend und Klugheit zur höchsten Macht gelangten Mannes, der, selbst reich gesegnet, zum Erretter und Beglücker seiner Angehörigen wurde, während die ägyptische Erzählung, die durchaus reale, den glaubhaftesten Lebens-

verhältniſſen entſprechende Unterlage für ein Märchen bildet, das immer phantaſtiſcher wird, je mehr es ſich von jener Grundlage entfernt.

Wir glauben, der Uebereinſtimmung beider gegenüber, an keine Entlehnung, in jedem Fall aber wird man die ägyptiſche für die ältere, urſprüngliche Darſtellung zu halten haben; denn ſie iſt die ſchlichtere, ſie wird, wie ſo viele orientaliſche Märchen dieſer Art, lange von Mund zu Mund gewandert ſein, bevor ſie die bis auf uns gekommene Aufzeichnung unter dem „Pharao der Bedrückung“ erfuhr, und endlich iſt ſie ganz untrennbar von dem weiteren Verlauf der Geſchichte, als deren Wurzel oder Grundlage ſie bezeichnet werden darf, während die Erzählung vom Joſeph und der Frau des Potiphar ſich nur als Epiſode in den Lebenslauf des Helden miſcht, der auch infolge ganz anderer Ereigniſſe ins Gefängnis und in Verbindung mit dem Pharao hätte kommen können.

Daß der Anfang des ägyptiſchen Märchens hebräiſchen Ueberlieferungen entſtammen ſollte, iſt kaum denkbar. Ebenſowenig darf angenommen werden, daß der Erzähler derſelben von ägyptiſchen Erinnerungen an Joſeph und ſeine Erhöhung ausgegangen ſei; denn er läßt die Handlung, wie geſagt, im Kreiſe ſchlichter Bauern verlaufen und ſeinen Helden einen Landmann und Hirten ägyptiſchen Blutes ſein, der ſpäter zwar infolge des Eingreifens der Götter zum Nachfolger des Pharao wird, deſſen Geſchick ſonſt aber nichts mit dem des Joſeph gemein hat, obgleich ſich annehmen läßt, daß die große agrariſche Reformation, welche durch den Sohn des Jakob bewirkt ward, auch noch in ſpäterer Zeit unter den geſchichtskundigen ägyptiſchen Prieſtern, zu denen der Verfaſſer unſeres Märchens

gehörte, unvergessen geblieben sei. Es könnte freilich angenommen werden, daß der priesterliche Erzähler des Märchens, der auf das hebräische Motiv zurückging, sich einzugestehen scheute, zu wie hoher Macht ein Ausländer in seiner allen Fremden feindlichen Heimat gelangt sei, und daß er deswegen seinen Helden zu einem ägyptischen Landsmann gemacht habe; doch gerade zur Zeit desjenigen Pharao, unter dessen Auspicien unser Märchen niedergeschrieben ward, hatte man die Scheu vor Ausländern so weit überwunden, daß bei Hof und sogar in der Armee Männer semitischer Herkunft — ihre Namen beweisen es — hohe Aemter und die ansehnlichsten Befehlshaberstellen bekleiden durften.

Man wird also gut thun, beide Erzählungen, trotz ihrer großen Aehnlichkeit, als unabhängig von einander auf verschiedenem Boden erwachsen anzusehen.

Der Vortrag der einen wie der anderen ist jedes Lobes würdig, und der Prophet Muhammed war von seinem Standpunkt aus wohl berechtigt, die Geschichte von Jusuf und der Zuleika, der Gattin des Potiphar, welche er in der zwölften Sure des Koran frei nach der Bibel mitteilt, dort „die schönste aller Geschichten" zu nennen. Als solche hat sie auch lange unter den Orientalen gegolten, und sie bildet die Grundlage zu der letzten großen Dichtung, dem Schwanengesang des herrlichen persischen Epikers Firdusi, der viel Mystisches in sie hinein trug und in ihr die Liebe der menschlichen Seele zu Gott poetisch zu veranschaulichen suchte. Der Perser schwang das Motiv weit über den Erdenstaub hinaus, das der griechische Tragiker mit so hinreißender Kraft und würdevoller Schönheit, der biblische Erzähler so naiv und doch so anziehend, der ägyp-

tische Fabulant so schlicht und sachlich behandelt. Verschiedenartiger ist der nämliche Stoff sicher nie und nirgends behandelt worden als der unsere in dem Firdusischen Gedichte „Jusuf und Zuleika“ und in der Geschichte von den beiden Brüdern, die wir hier mitzuteilen gedenken. Die hebräische Behandlung derselben kennt jedermann, und wer sie mit der ägyptischen vergleicht, wird uns sicherlich beipflichten, wenn wir die letztere für die schlichtere und volkstümlichere und darum auch — wir wiederholen es — für die ältere erklären.

Mit ihr ist die Erzählung von den beiden Brüdern übrigens keineswegs zu Ende. Was folgt, erinnert den mit dem deutschen Märchenschatz Vertrauten in vielen Zügen an das von den Brüdern Grimm so überaus anmutig nacherzählte Volksmärchen vom Machandelbaum.

Der Papyrus, welcher in hieratischer Schrift die Erzählung enthält, deren Uebersetzung wir mitzuteilen gedenken, ward von einer Madame d'Orbiney nach Europa gebracht und, nachdem sie ihn vergeblich dem Louvre in Paris angeboten, vom British Museum für einen hohen Preis erworben. Die Vorsteher dieser Sammlung sorgten für seine würdige Veröffentlichung, und Champollions scharfsinniger Nachfolger, der Vicomte E. de Rougé in Paris, erkannte zuerst seinen Inhalt. Seitdem sind mehrere Uebersetzungen dieser merkwürdigen Handschrift hergestellt worden, — schon 1868 die des ersten Teils derselben, welche die der Joseph-Potiphar-Geschichte parallele Erzählung enthält, von seiten des Verfassers dieser Zeilen. Das ganze Märchen ward am besten von H. Brugsch und G. Maspero übertragen.*)

*) Eine neue Ausgabe mit Umschrift und Glossen ward 1888 von H. Moldenke in New-York besorgt.

Unsere neue, dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechende Version gibt den Grundtext wörtlich wieder, und trotz unseres Bestrebens, den deutschen Text lesbar zu erhalten, haben wir ihm doch nirgends die Treue zum Opfer gebracht. Die kleinen zerstörten Stellen auf den ersten Seiten der Handschrift ließen sich unschwer ergänzen. Einige Buchstaben, welche die unkundige Hand eines unserer Zeitgenossen in den Text fügte, um ihm das Ansehen besserer Erhaltung und dadurch höheren materiellen Wert zu verleihen, sind leicht erkennbar und können den Kenner ägyptischer Schrift und Sprache nicht irreführen.

Der Anfang dieser Erzählung wird den Bibelfreund, ihr weiterer Verlauf diejenigen Leser besonders interessiren, die Teilnahme für das Volksmärchen und seine Geschichte besitzen.

Die Ueberschrift „Das Märchen von den beiden Brüdern" fehlt in der Handschrift. Was folgt, ist die worttreue Uebertragung des Manuskriptes, das nach der oben erwähnten Dame, die es in Aegypten erwarb und nach Europa brachte, der „Papyrus d'Orbiney" genannt wird.

Die Zahlen der Seiten der Handschrift werden in der Uebersetzung wiedergegeben.

Das Märchen von den beiden Brüdern.

1)*) Es waren einmal zwei Brüder von einer Mutter und von einem Vater. Anubis (Anepu) war des älteren, Batau des jüngeren Namen. Anubis aber besaß ein

*) Diese Zahlen bezeichnen die Seiten der Handschrift.

Haus und ein Weib, und sein*) jüngerer Bruder lebte bei ihm wie ein (eigenes) Kind. Er versorgte ihn mit Kleidern, und jener ging hinter seinen Rindern her auf den Fluren. Er pflügte, er drosch, er verrichtete alle Geschäfte, die zu der Feldbestellung gehören, und dazu war sein jüngerer Bruder ein vortrefflicher Ackersmann: im ganzen Lande gab es nicht seinesgleichen. So also war es mit ihm bestellt. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren und sein jüngerer Bruder nach seiner täglichen Gewohnheit hinter den Rindern hergegangen und allabendlich zu seinem Hause heimgekehrt war, belastet mit allen Kräutern der Fluren, da legte er, nachdem er auf den Feldern gearbeitet hatte, (das Heimgebrachte) vor dem älteren Bruder nieder, der mit seiner Frau dasaß. Da trank und aß er dann, und wenn es Nacht geworden war, ging er in seinen Stall, um sich bei seinen Rindern niederzulegen. So that er. Wenn aber die Erde hell ward und ein neuer Tag erschien und die Brote gebacken waren, legte er sie vor seinen älteren Bruder hin und trug den Mundvorrat auf die Felder und rief seine Rinder zusammen, um sie auf den Fluren fressen zu lassen. Und während er hinter den Rindern herging, sagten sie dann: „An dieser Stelle ist das Kraut gut.“ Er aber hörte alles, was sie ihm sagten, und trieb sie auf die Stelle, wo die guten

2) Kräuter wuchsen, nach denen sie verlangten. Und siehe, die Rinder, die vor ihm herschritten, wurden sehr, sehr schön, und sehr, sehr stark ward ihre Vermehrung.

---

*) Der häufige Gebrauch des Possessivpronomens ist der ägyptischen Sprache eigen.

Als aber die Jahreszeit des Pflanzens gekommen war, sagte ihm sein älterer Bruder: Auf denn, und laß uns unser Gespann nehmen, um zu pflügen; denn die Gefilde treten (aus dem Wasser) hervor und sind gut zur Bestellung. Begib Du Dich also mit dem Saatkorn auf das Ackerland; denn morgen früh wollen wir die Arbeit des Pflügens verrichten. Also sprach er; sein jüngerer Bruder aber that alles (bis aufs letzte), was ihm sein älterer Bruder geheißen. Als aber die Erde hell geworden und ein neuer Tag erschienen war, begaben sie sich auf das Feld, um die Arbeit des Pflügens zu verrichten, und sie waren sehr, sehr frohen Mutes bei ihrem Thun und ließen nicht ab von der Arbeit. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, befanden sie sich auf den Feldern, und es (fehlte) ihnen an Saatkorn. Da schickte er (der ältere) seinen jüngeren Bruder aus, indem er sagte: „Tummle Dich und bringe uns Korn aus dem Dorfe!“ Und der jüngere fand das Weib seines älteren Bruders, wie sie dasaß und sich die Haare zöpfte. Da sagte er ihr: „Auf, und gib mir Saatkorn.

3) Ich will zu dem Felde (zurück) eilen; denn als mein älterer Bruder mich aussandte, gebot er mir besonders, mir keinen Aufenthalt zu gönnen.“ Da entgegnete sie ihm: „So geh denn, öffne den Speicher und hole Du Dir, was Dein Herz begehrt, damit meine Flechten sich auf dem Gange (dorthin) nicht wieder lösen.“ Nun machte der Jüngling sich auf, um sich in seinen Stall zu begeben, und nahm ein großes Gefäß. Er hatte nämlich im Sinn, viel Korn fortzuführen, und belud sich mit Durra und Weizen und trat damit heraus.

Da ſagte ſie denn: „Nun? Wie groß mag das Gewicht (auf Deiner Schulter wohl ſein?“ Er aber) entgegnete ihr: „Drei Scheffel Durra und zwei Scheffel Weizen, im Ganzen fünf iſt es, was auf meiner Schulter.“ So entgegnete er ihr; ſie aber ſchaute ihn an und ſagte: „Gewaltige Kraft wohnt Dir inne; denn Tag für Tag gewahrte ich ſchon Deine Stärke.“ So hatte ihr Herz ihn erkannt, und da ſie (ihrem Verlangen nicht zu wehren) wußte, ſtand ſie auf, ergriff ihn und rief ihm zu: „Komm und laß uns zuſammen eine Stunde der Raſt feiern! Gewährſt Du mir das, gewiß, dann mach' ich Dir ſchöne Kleider!“ Da wurde der Jüngling wütend wie die Panther des Südens wegen der böſen Aufforderung, die ſie an ihn gerichtet; — ſie aber überkam ſehr, ſehr große Angſt. Da ſagte er ihr: „Bis dahin haſt Du Dich doch gegen mich ganz wie eine Mutter erwieſen und Dein Gatte ganz wie ein Vater. Derjenige, der älter als ich, für meinen Lebensunterhalt hat er geſorgt. Wie haſt Du mir nun

4) eine ſo große Schlechtigkeit zumuten können? Gib es mir nicht zum andern Male zu hören! Aber auch ich will zu keinem davon reden, ja, ich werde es nicht vor irgend einem Menſchen über die Lippen kommen laſſen.“ Damit belud er ſich wieder mit ſeiner Laſt, begab ſich auf den Acker, geſellte ſich ſeinem älteren Bruder, und ſie ergaben ſich ganz der Arbeit, und es lag ihnen am Herzen, das Tagewerk zu verrichten. Dann aber, als die Zeit des Abends gekommen war, hörte ſein älterer Bruder auf und begab ſich zu ſeinem Hauſe; ſein jüngerer Bruder aber ging hinter ſeinen Rindern her, belaſtet mit allem, was die Fluren ſpenden, und er

trieb sein Vieh vor sich her, um es in seinen Ställen, die sich im Dorfe befanden, rasten zu lassen. Und siehe, da ergriff das Weib seines älteren Bruders große Furcht wegen der Aufforderung, die sie an ihn gerichtet, und sie nahm schmutziges*) Fett, so daß sie das Aussehen eines Menschen gewann, den Räuber geschlagen, weil es sie verlangte, ihrem Gatten vorzuspiegeln, es sei sein jüngerer Bruder gewesen, der die Mißhandlung verübt. Und als ihr Gatte bei Einbruch der Nacht Feierabend machte, wie er es täglich zu thun pflegte, und er in sein Haus gelangte, fand er sein Weib, als sei es eines gewaltsamen Todes gestorben. Sie goß ihm kein Wasser über seine Hand, wie sie gewohnt war, und sie hatte kein Licht vor ihm entzündet. Sein Haus war dunkel; sie aber lag da und erbrach sich. Da rief ihr Gatte ihr zu: „Wer hat denn mit Dir geredet?“ Und nun entgegnete sie ihm: „Kein einziger sprach mit mir, außer Deinem

5) jüngeren Bruder. Als er nämlich kam, um Saatkorn für Dich zu holen, fand er mich, wie ich allein saß, und da sagte er: ‚Komm und laß uns zusammen eine Stunde der Rast feiern. Löse Deine Haare wieder auf!‘ So sprach er zu mir. Ich aber verschloß ihm das Ohr; denn (sagte ich ihm): ‚bin ich nicht Deine Mutter? Und Dein älterer Bruder war doch gegen Dich wie ein Vater.‘ So sprach ich zu ihm; doch er fürchtete sich und schlug mich, damit ich Dir es nicht mitteilen möge. Wenn Du aber zugibst, daß er am Leben bleibt, so wird es mein Tod sein; denn siehe, er wird am Abend

*) gbēt oder gbēr. Vielleicht auch das Fett des gbēt-Tieres, ein Brechmittel.

kommen, und was er dann thun wird, da ich doch seine nichtswürdigen Anträge verwünschte, das ist ja klar."

Da ward sein älterer Bruder wie die Panther des Südens; er schliff sein Messer und nahm es in seine Hand, und sein älterer Bruder stellte sich unter der Thür seines Stalles auf, um seinen jüngeren Bruder zu töten, wenn er am Abend heimkehren würde, um seine Rinder in den Stall einzulassen. Als aber die Sonne*) unterging, belastete er (Batau) sich mit allen Kräutern des Feldes, wie er alltäglich zu thun pflegte, und als er daherschritt und die vorderste Kuh in den Stall eintrat, sagte sie zu ihrem Hirten: „Gib acht! Dein älterer Bruder hat sich vor Dir aufgestellt und hält sein Messer in der Hand, um Dich zu töten. Entweiche vor ihm!" Er aber vernahm die Rede seiner vordersten Kuh, und als

6) eine andere hineinging, sagte sie ihm dasselbe. Er aber schaute unter die Thür des Stalles und nahm die beiden Beine seines älteren Bruders wahr, der mit dem Messer in seiner Hand hinter der Thür stand. Da legte er seine Last auf den Boden und machte sich auf und lief in aller Eile davon; sein älterer Bruder aber lief mit seinem Messer hinter ihm her. Da rief sein jüngerer Bruder den Ra Harmachis**) an: „O, mein guter Herr; Du bist es, der das Unrecht von Recht unterscheidet!" Und der Sonnengott vernahm all seine Klagen, und der Sonnengott ließ ein großes Wasser zwischen ihm und seinem älteren (Bruder) entstehen,

*) Schu, solarer Gott, welcher auch der Herr der Luft, des Windes und also des Aethers, der oberen Luftregion, war, die er mit erhobenen Armen stützte.

**) Der Sonnengott, und zwar der der Morgensonne.

das voll war von Krokodilen, und es kam der eine von ihnen auf der einen, der andere auf der anderen Seite zu stehen.

Da versuchte sein älterer Bruder ihn zweimal mit seiner Hand zu schlagen, doch ohne daß es ihm gelungen wäre, ihn zu töten. So that er. Sein jüngerer Bruder aber rief ihm von seiner Seite aus zu, indem er sprach: „Warte nun hier, bis der Morgen dämmert, und wenn dann die Sonnenscheibe sich erhebt, werde ich

7) mit Dir vor ihr zur Abrechnung kommen, damit ich der Wahrheit den Sieg verschaffe; denn nie und nimmer werde ich mehr mit Dir zusammensein und auch nicht an der Stätte bleiben, wo Du Dich aufhältst. In das Cypressenthal*) werde ich ziehen."

Nachdem nun die Erde hell und ein zweiter Tag geworden war, ging Ra Harmachis auf, und einer von ihnen gewahrte den andern, und nun erhob der Jüngling

*) Das Wort 'asch, welches wir „Cypresse" übersetzen, ward, nachdem Chabas erwiesen, daß es die Ceder bedeute, nach Lepsius' Vorgang von vielen für die Akazie gehalten; doch meinen wir, in unserer den Augenkrankheiten im Papyrus Ebers gewidmeten Arbeit erwiesen zu haben, daß es die Ceder und zugleich juniperus Phoenicea L., ein der Cypresse sehr ähnliches Gewächs, bezeichnet, das zu den Wachholderarten gehört. Der „Machandelbaum" in unserem Volksmärchen ist gleichfalls der Wachholder, und wir werden darauf zurückzukommen haben, wie ähnliche Momente sich in ihm und der Geschichte von den beiden Brüdern finden. Die Cypresse — auch Lüring wies darauf hin — nahm zudem im Totencult der Aegypter eine bevorzugte Stellung ein, und die Schicksale des Batau haben etwas Verwandtes mit denen des Osiris. Wir könnten „Wachholderthal" und „Wachholderbaum" übersetzen, doch würde dies den Leser verleiten, an unseren Wachholder zu denken, der nicht gemeint sein kann und sich von juniperus Phoenicea wesentlich unterscheidet.

die Stimme zu seinem älteren (Bruder) und sprach: „Was verfolgst Du mich, um mich mit Hinterlist zu töten, obgleich Du noch gar nicht vernommen, was mein Mund zu sagen hatte? Und doch bin ich thatsächlich Dein jüngerer Bruder, doch hast Du Dich wie ein Vater und Dein Weib wie eine Mutter gegen mich erwiesen. Aber dann, als Du mich fortschicktest, um uns Saatkorn zu holen, hat mir Dein Weib nicht gesagt: ‚Komm und laß uns mit einander eine Ruhestunde feiern?‘ Aber siehe, man stellte es Dir verkehrt dar wie etwas ganz anderes.“ Und nun gab er ihm alles zu wissen, was sich zwischen ihm und seinem Weibe zugetragen hatte. Dann leistete er einen Eid beim Ra Harmachis und sagte: „Als Du im Sinn trugest, mich hinterlistig zu töten, als Du schon Dein Messer erfaßt und Dich draußen im Hinterhalt hieltest (?), ist das sicher etwas (dem Gotte) Verabscheuenswürdiges gewesen.“ (?) Damit nahm er eine scharfe*) Klinge und schnitt sich ein Glied ab**). Er warf es ins Wasser, und der Welsfisch verschluckte es.

8) Nun versagten ihm die Kräfte, und er sank in Ohnmacht; sein älterer Bruder aber verwünschte das eigene Herz gar sehr, sehr; er blieb stehen und beweinte ihn laut; denn wegen der Krokodile wußte er nicht zu der Stelle zu gelangen, wo sein jüngerer Bruder sich befand; sein jüngerer Bruder aber rief ihm zu, indem er sprach: „So ist denn gewiß schlecht, was Du im Sinne hattest, und sicherlich behieltest Du nicht das Gute oder

*) Vielleicht auch: ein Schilfmesser, ein Stück scharfen Schilfrohres.

**) Um durch diese Verstümmelung seine Unschuld zu beweisen.

eine einzige der Handlungen im Gedächtnis, die ich für Dich vollbrachte. Wohl, so mache Dich denn auf zu Deinem Hause und hüte Du selbst Deine Rinder; denn ich werde nicht da bleiben, wo Du bist. Ich begebe mich in das Thal der Cypresse. Nun aber zu dem, was Du für mich verrichten sollst! Es wird Deine Pflicht sein zu kommen und nach mir zu sehen, sobald Du erfahren haben wirst, daß mir etwas begegnet. Ich bin nämlich Willens, mein Herz zu verzaubern. In die Spitze der Blüte der Cypresse will ich es legen. Wenn aber die Cypresse gefällt ward und zu Boden sank, dann komme Du, um es (das Herz) zu suchen. Wenn Du aber auch sieben Jahre brauchen solltest, um es zu suchen, so laß es doch Deine Seele nicht verdrießen. Hast Du es aber gefunden, so thue es in einen Krug mit frischem Wasser. Gewiß werde ich dann wieder aufleben und die Ueberschreitungen vergelten (denen ich zum Opfer fiel). Du wirst aber erfahren, daß sich etwas mit mir ereignete, wenn man Dir eine Flasche mit Bier in die Hand gibt und diese aufschäumt. Halte Dich nicht länger auf, sobald dies Ereignis für Dich eintritt." Damit begab er sich in das Cypressenthal, und sein älterer Bruder ging zu seinem Hause zurück, und es lag seine Hand auf seinem Haupte, das er mit dem Staub des Bodens bestrichen. Als er aber zu seinem Hause gelangt war, tötete er sein Weib, warf es den Hunden vor und saß da und betrauerte seinen jüngeren Bruder.

Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, weilte sein jüngerer Bruder im Cypressenthale. Kein anderer war bei ihm. Er brachte die Zeit hin, indem er die Tiere des Berglandes jagte, und am Abend begab

er sich unter die Cypresse zur Ruhe, in deren Blütenspitze sein Herz sich befand. Nachdem aber später

9) viele Tage vergangen waren, baute er sich mit eigener Hand ein Landhaus in dem Cypressenthal, und es war voll von schönen Sachen, wie er sie liebte, wenn er daheim war. Als er aber einmal aus seinem Hause heraustrat, da begegnete er der Neunzahl der Götter, die sich aufgemacht hatte, um die Angelegenheiten ihrer Erde bis zu ihrer äußersten Grenze zu ordnen. Und die Neunzahl der Götter beredete sich unter einander und sagte dann: „O Batau, Du Liebling*) der Götterneunzahl, weilst Du hier nicht in Einsamkeit, nachdem Du Deine Heimat hinter Dich geworfen wegen des Weibes des Anubis, Deines älteren Bruders? Doch siehe, er tötete sein Weib; Du aber wälztest auf ihn die Vergeltung aller Ueberschreitungen, die gegen Dich gerichtet." Und es war ihr Herz sehr, sehr mitleidig mit ihm, und Ra Harmachis sagte dem Chnum**): „Willst Du nicht ein Weib für den Batau bilden; damit Du (hier wandte er

*) Wörtlich: „Du Stier." Hier gewiß nur als Schmeichelname angewandt.

**) Chnum ist „der Bildner". Er hatte das Weltenei auf der Töpferscheibe gedreht, das Ptah mit dem Hammer öffnete. Er gilt auch für den Bildner der Menschen, und mit seinen Gehilfen wird er als Bauherr alles Geschaffenen gedacht. Selbst beim Bau der Tempel zeigt er sich thätig. Auf der Insel Elephantine, nördlich vom ersten Katarakt, war er heimisch und besaß die Hauptstätte seines Cultus — wahrscheinlich, weil dort, an der Pforte Aegyptens und beim Anfang seines Fruchtlandes derjenige seine Werkstätte haben mußte, dem die meisten Gottesgaben, die das Nilthal zierten, ihre Entstehung verdankten. Seiner bildenden Hand mußte die Schöpfung des dem Batau bestimmten Weibes zugewiesen werden.

ſich an den Jüngling) nicht einſam verbleibeſt?“ Da bildete ihm Chnum eine Genoſſin, und als ſie ſich niederließ, war ſie ſchöner an ihren Gliedern als jedes andere Weibsbild auf Erden; ja, alle Götter waren in ihr. Da kamen die ſieben Hathoren*), um ſie anzuſchauen, und ſie riefen wie aus einem Munde: „Sie wird durch die Schärfe des Schwertes ſterben!“ Er liebte ſie gar, gar ſehr, ſie weilte in ſeinem Hauſe, und er brachte die Zeit hin,

10) indem er die Tiere des Berglandes jagte, um, was er erbeutet, vor ihr niederzulegen. Er hatte ihr aber geſagt: „Tritt nicht hinaus ins Freie, damit der Strom**) Dich nicht fortreißt; denn ich würde Dich vor ihm nicht zu retten vermögen; bin ich doch wie ein Weib und ganz ſo wie Du; denn mein Herz***) liegt in der Spitze der Blüte der Cypreſſe, und wenn einer es findet, ſo habe ich mit ihm zu kämpfen.“ Damit erſchloß er ihr ſeine Seele ganz und gar. Nachdem aber ſpäter viele Tage vergangen waren und ſich Batau ſeiner täglichen Gewohnheit gemäß auf die Jagd begeben hatte, da ging die Jungfrau hinaus, um ſich unter der Cypreſſe bei ihrem Hauſe zu ergehen, und dabei erblickte ſie den Strom, und ſein Wogenſchlag folgte ihr nach; ſie aber

*) Die Göttinnen der Liebe und alles Schönen hienieden. Sie ſind die Feen unſerer Märchen, und in ihrer Hand liegt es auch, das Geſchick der neugeborenen Kinder vorauszubeſtimmen.

**) Eigentlich das Meer; doch dasſelbe ägyptiſche Wort ym'a wird (wie das arabiſche bahr) für die See und den Nil zugleich gebraucht. An den letzteren haben wir wohl zu denken, da ja die Locke von dem Gewäſſer zur Reſidenz des Pharao geführt ward.

***) Der Mannesmut liegt im Herzen, und Batau hatte ſich ſelbſt verſtümmelt.

machte sich auf, um ihm zu entlaufen und ging in ihr Haus, der Strom aber rief der Cypresse zu und sagte: „Ich bin verliebt in sie!“ *) Da brachte die Cypresse eine Locke ihres Haares, und der Strom führte sie nach Aegypten und legte sie nieder auf den Platz der Wäscher des Pharao — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit. Und der Duft der Locke des Haares drang in die Kleider des Pharao ein — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit — und man stritt sich unter den Wäschern des Pharao — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit — und sagte: „Es ist der Duft eines Salböles in den Gewändern des Pharao — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit.“ Und Tag für Tag entbrannte der Streit unter ihnen,

11) und sie wußten nicht, was sie thun sollten. Der Oberste der Wäscher aber ging an das Ufer, und sein Herz war sehr, sehr stark angewidert**) von dem Streit, den man Tag für Tag gegen ihn erhob. Er wählte sich einen festen Standort, und da er sich auf dem Strande gerade gegenüber der Haarlocke im Wasser befand, ließ er (jemand) zu ihr hinabsteigen, und der brachte sie ihm.

Da fand sich ein Duft von sehr, sehr großer Süßigkeit; er aber nahm sie fort für den Pharao, — Leben blühe ihm, Heil und Gesundheit.***) Nun führte man die Schreiber und Schriftgelehrten des Pharao — Ln. b. i. 2c. — herbei, und sie sagten dem Pharao — Ln. b. i. 2c. —: „Was die Haarlocke angeht, so gehört sie zu einer

*) Wörtlich: „Ich bin voll von ihr.“

**) Wörtlich: Sein Herz war stinkend gar sehr, gar sehr.

***) Statt dieser sehr häufig wiederkehrenden Formel führen wir von nun an die Abkürzung ein: Ln. b. i. 2c.

Tochter des Ra Harmachis; der Saft jedes Gottes ist in ihr; derjenige aber, dem auch das „Heil über Dich" der Fremde erklingt,*) möge Boten in alle Lande versenden, um sie zu suchen; mit dem Boten aber, der sich in das Cypressenthal begibt, sollen viele Leute gehen, um sie herzubringen. Hierauf sprach Seine Majestät — Ln. h. i. ꝛc. —: „Gut, sehr gut ist das, was ihr uns saget," und man ließ sie aufbrechen. Nachdem aber später viele Tage vergangen waren, kamen die Leute, welche sich in die Fremde begeben hatten, um Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — Nachricht zu bringen; doch diejenigen, welche in das Cypressenthal gegangen waren, kamen nicht. Batau hatte sie getötet und nur einen von ihnen übrig gelassen, um die Nachricht Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — zu bringen. Da ließ Seine Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — viele Mann von dem Fußvolke ausziehen und desgleichen von den Wagenkämpfern, damit sie zurückgebracht werde, und es war eine Frau

12) unter ihnen, der man alle schönen Schmucksachen eines Weibes in die Hand gegeben hatte, und die Frau (die des Batau Gefährtin gewesen) kam mit jener nach Aegypten, und man jubelte ihr zu im ganzen Lande; Seine Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — aber liebte sie gar sehr, sehr, und man ernannte sie zur großen Favoritin. Man sprach auch mit ihr, um sie über die Art und Weise ihres Gatten zum Reden zu bringen. Sie aber sagte Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. —: „Laß doch die Cypressen abschneiden; damit wird man seine Vernichtung bewirken." Nun ließ man viele Mann von dem

*) Euphemismus für „den Pharao".

Fußvolke mit ihrem metallenen Handwerkszeug ausziehen, um die Cypressen zu fällen. Sie schnitten die Blüte ab, in der sich das Herz des Batau befand, und er fiel tot hin zur selbigen übelen Stunde. Als aber die Erde hell geworden und ein zweiter Tag erschienen war, hatte man die Cypresse gefällt, und Anubis, der ältere Bruder des Batau, ging in sein Haus, setzte sich nieder und wusch seine Hand. Nun brachte man ihm eine Flasche Bier, und sie schäumte auf. Dann brachte man ihm eine andere mit Wein, und er begann sich zu trüben. Da nahm er seinen

13) Stab und seine Schuhe und desgleichen seine Kleider und sein Handwerkszeug und machte sich auf, um nach dem Cypressenthal zu wandern. Dort trat er in das Haus seines jüngeren Bruders ein und fand seinen jüngeren Bruder auf seiner Matte liegen, und er war tot. Da weinte er, nachdem er wahrgenommen, daß sein jüngerer Bruder in der That verstorben. Dann machte er sich auf, um das Herz seines jüngeren Bruders unter der Cypresse zu suchen, unter der sein jüngerer Bruder sonst am Abend geruht. So verbrachte er drei Jahre mit Suchen, ohne zu finden. Als er aber auch das vierte Jahr begonnen, da sehnte sich sein Herz nach Aegypten zurück, und er sagte sich: „Morgen breche ich auf." So war es ihm zu Sinne. Als aber die Erde hell geworden und ein zweiter Tag erschienen war, ward es ihm doch wieder zu teil, sich unter die Cypresse zu begeben, und er verbrachte dort die Zeit, indem er darnach suchte. Am Abend hörte er auf, und als er um sich her schaute, um abermals zu suchen, fand er eine Bohne, und wie er sie an ihrem unteren Teile löste, siehe, da

war es das Herz seines jüngeren Bruders. Nun holte er einen Krug mit frischem Wasser und warf es hinein, und da saß er da, so wie alle Tage. Nachdem es aber Nacht geworden war,

14) schlürfte sein Herz das Wasser ein, und Batau schauerte an all seinen Gliedern zusammen, blickte auf seinen älteren Bruder, und dann schwanden ihm die Sinne. Da ergriff Anubis, sein älterer Bruder, den Krug mit frischem Wasser, worin das Herz seines jüngeren Bruders lag; dieser trank es in sich hinein, sein Herz stellte sich wieder an seine alte Stelle, und er wurde wieder ganz, wie er gewesen war. Da umarmte einer den anderen, jeder von ihnen redete mit seinem Genossen, und Batau sprach zu seinem älteren Bruder: „Siehe, ich werde mich in einen großen Stier verwandeln, der mit allen guten Hautzeichen (des Apisstieres) ausgestattet ist, und der einzig in seiner Art sein wird. Du aber setze Dich auf meinen Rücken, und wenn dann die Sonne aufgeht, werden wir uns am Aufenthaltsorte meiner Frau befinden; ich aber werde Vergeltung üben. Was Dich angeht, so führe Du mich dahin, wo man (der Pharao) sich aufhält; denn man wird Dir alle guten Dinge erweisen; ja Dich mit Gold und Silber belasten dafür, daß Du mich zu dem Pharao — Ln. b. i. 2c. — brachtest. Ich werde nämlich zu einem großen Wunder werden, und man wird mir zujubeln im ganzen Lande. Doch Du begieb Dich (zurück) in Dein Dorf.“ Als aber die Erde hell geworden

15) und ein zweiter Tag erschienen war, hatte Batau sich in die Gestalt verwandelt, von der er zu seinem älteren Bruder geredet. Anubis, sein älterer Bruder, saß

auf ſeinem Rücken, und gegen Morgen gelangte er dahin, wo man (der Pharao) ſich befand. Da gab man Seiner Majeſtät — Ln. h. i. ꝛc. — Kunde von ihm, und er beſichtigte ihn und geriet über ihn in ſehr, ſehr große Freude. Auch brachte er ihm ein großes Opfer dar, indem er ſagte: „Ein außerordentlich großes Wunder hat ſich ereignet," und man jubelte ihm zu im ganzen Lande und belud ihn mit Silber und Gold für ſeinen älteren Bruder; der aber blieb in ſeinem Dorfe, und man gab ihm Leute und viele Sachen, und der Pharao — Ln. h. i. ꝛc. — liebte ihn mehr als alle anderen Menſchen, die in ſeinem ganzen Lande. Nachdem aber ſpäter viele Tage vergangen waren, ging er (Batau) in das Innerſte des Tempels, wo ſich die Favoritin eben befand, und er redete ſie an, indem er ſagte: „Siehe, ich lebe noch wirklich." Da verſetzte ſie: „Wer biſt Du denn eigentlich?" Er aber erwiderte: „Ich bin Batau; doch Du, Dir war wohl bewußt, als Du durch den Pharao — Ln. h. i. ꝛc. — die Cypreſſe fällen ließeſt, unter der mein Platz, daß ich nicht mehr leben könne; aber ſiehe

16) ich lebe thatſächlich, und zwar als Stier." Da überkam die Favoritin ſehr, ſehr große Furcht wegen der Eröffnung, welche ihr ihr Gatte gemacht, und ſie ging hinaus aus dem inneren Tempel; Seine Majeſtät aber — Ln. h. i. ꝛc. — geruhte einen ſchönen Tag mit ihr zu verleben. Sie befand ſich an der Tafel Seiner Majeſtät — Ln. h. i. ꝛc. —, und man (der König) erwies ſich ihr ſehr, ſehr gnädig. Da ſprach Sie zu Seiner Majeſtät — Ln. h. i. ꝛc. —: „Schwöre mir doch der Ordnung gemäß das folgende: ‚Was Du auch fordern wirſt, ich will es Dir erhören!' — Da öffnete

er das Ohr allem, was sie sprach, (und es lautete): „Gib mir doch von der Leber dieses Stieres zu essen; denn er wird sich doch zu nichts (Rechtem) tauglich erweisen.“ Das war es, was sie ihm sagte. Der König aber fand dies sehr, sehr abscheulich, und das Herz des Pharao — Ln. h. i. ꝛc. — ward ihm sehr, sehr krank. Als aber die Erde hell geworden und ein zweiter Tag entstanden war, rief man ein großes Opferfest aus, um den Stier zu schlachten, und man ließ einen der ersten Würdenträger Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — kommen, um den Stier zu opfern. Nachdem man ihn aber geschlachtet, und als er sich auf den Schultern der Leute befand, (die ihn trugen), da schüttelte er sich am Halse und ließ zwei Tropfen Blut an die Stelle der beiden Thorhüterlogen*) Seiner Majestät, — Ln. h. i. ꝛc. — fallen; der eine aber fiel auf die eine Seite der großen Königspforte des Pharao — Ln. h. i. ꝛc. —, der zweite aber auf die andere Seite, und sie wuchsen auf zu zwei herrlichen Perseabäumen,**)

17) die alle beide von vorzüglichster Art. Da ging man hin, um Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — zu sagen: „Zwei herrliche Perseabäume sind als ein großes Wunder für Seine Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — an der Stelle des großen Eingangsthores Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — in der Nacht erwachsen, und man jubelte ihnen zu im ganzen Lande und brachte ihnen Opfer. Als aber später viele Tage vergangen waren, trat Seine

*) Wörtlich: An der Stelle des Obersten der beiden Portierlogen. Solche sind noch als kleine Vorbauten neben dem Eingangsthor des Tempels von Medinet Habu zu Theben erhalten.

*) Nach Schweinfurth (ägyptisch scheuebu) Mimusops Schimperi

Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — hervor aus der Pforte von Lapis lazuli, mit einem Kranz von Blumen jeder Art um den Hals. Er stand auf einem Wagen von Silbergold*), und er verließ den Palast des Königs — Ln. h. i. ꝛc. — um die Perseabäume zu besichtigen; die Favoritin aber kam heraus auf einem von Rossen gezogenen Fuhrwerk, das dem Pharao — Ln. h. i. ꝛc. — folgte. Darauf setzte sich Seine Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — unter einen der Perseabäume nieder; (die Favoritin aber nahm unter dem anderen Platz**). Da erhob dieser die Stimme und sagte zu seinem Weibe: „O, welche Niedertracht! Ich bin Batau, und, ja, ich lebe! Als Du die Missethat gegen mich vollbrachtest, da war es Dir bewußt, was das Fällen (der Cypresse), unter der sich meine Wohnung befand, durch den Pharao — Ln. h. i. ꝛc. — bewirken werde; so habe ich mich denn in einen Stier verwandelt; Du aber bewirktest, daß ich getötet wurde.“ — Nachdem aber später viele Tage vergangen waren und die Favoritin an der Tafel Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — verweilte und man (der König) sich ihr gnädig erwies, sagte sie zu Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. —: „Schwöre mir bei Gott mit den Worten: ‚Was die Favoritin thut, und was sie mir sagt, das werde ich für sie erhören.‘“ Und wirklich hörte er alles an,

18) was sie sprach; sie aber sagte: „Veranlasse doch, daß die beiden Perseabäume gefällt werden, damit man schöne Bretter mache.“ Und man (der König) erhörte

*) Elektron.

**) Diesen Satz, der sich sicher ergänzen läßt, ließ der Schreiber in Folge eines Flüchtigkeitsfehlers aus.

alles, was sie verlangte. Und viele Tage darauf ließ Seine Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — geschickte Handwerker kommen, und sie fällten die Bäume an der hohen Pforte*) — Ln. h. i. ꝛc. — und die königliche Gemahlin, die Favoritin, stand dabei und schaute dem zu. Da flog ein Splitter davon und drang in den Mund der Favoritin. Sie schluckte ihn hinunter, und gute Hoffnung begann sich in ihr zu regen. Inzwischen that man alles, wonach ihr der Sinn stand. Als aber hierauf viele Tage vergangen waren, gab sie einem Knaben das Leben, und man machte sich auf, um Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — zu verkünden: „Es ward Dir ein männlicher Erbe geboren." Dann brachte man ihm denselben, er gab ihm eine Amme und Wärterinnen, man jubelte ihm zu im ganzen Lande; der König aber geruhte einen Feiertag zu feiern, und man gab sich damit ab, ihn (den Knaben) zu benennen. Seine Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — liebte ihn von Stund an gar sehr, gar sehr; auch ernannte man (der König) ihn

19) zum Prinzen von Aethiopien**). Als aber später viele Tage vergangen waren, verlieh ihm Seine Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — die Erbprinzenwürde über das ganze Land. Als aber viele Tage vergangen waren und er

---

*) Das gleiche Wort per'ae, woraus das hebräische Pharao wurde, bedeutet „die hohe Pforte", d. i. den Königspalast mit seinem hohen Eingangsthor, und den Pharao selbst. Der gleiche Titel eignet heute noch in ähnlicher Weise den Sultanen des Osmanischen Reiches. An unserer Stelle treten hinter per'ae im Sinne des Eingangsthores die hinter dem Namen des Pharao gebräuchlichen Wunscheworte Ln. h. i. ꝛc.

**) Titel der Königssöhne, ähnlich wie „Prinz von Wales" ꝛc.

viele Jahre in der Erbprinzenwürde des ganzen Landes zurückgelegt hatte, flog Seine Majestät — Ln. h. i. ꝛc. — gen Himmel, und man (der neue König, d. i. Batau) sprach: „Man möge mir unsere Fürsten, die Großen Seiner Majestät — Ln. h. i. ꝛc. —, herbeiführen. Ich will sie mit allen Thatsachen bekannt machen, die sich mit mir zugetragen haben.“ Dann führte man ihm auch ein Weib zu, er schloß vor ihnen seine Rechnung mit ihr ab, und vollzogen ward das Verdikt, das sie unter einander gefällt. Man brachte ihm auch seinen älteren Bruder, und er verlieh ihm die Erbprinzenwürde über ein ganzes Land. Zwanzig Jahre lang war er (Batau) König von Aegypten. Dann wanderte er fort aus dem Leben, und sein älterer Bruder stellte sich am Tage des Begräbnisses an seinen Platz. So wäre denn dies glücklich zu Ende.*)

Nach Mitteilung der Namen der gelehrten Beamten, unter deren Auspicien unsere Erzählung niedergeschrieben ward, folgt ein gereimter Satz, der uns in ähnlicher Form auch am Schluß anderer Papyri aus dieser Zeit begegnet, und der wörtlich lautet:

ar pentë auf hr ded m peë sheu
ar nf Dhutë arë heu

Wer das Lob dieses Buches anderen verkündet,
Dem bleibt Thot als sein Kampfgenosse verbündet.

Wörtlich: Was denjenigen angeht, der von diesem

*) Ganz entsprechend dem „explicit (liber) feliciter“ am Ende lateinischer Manuscripte.

Buche redet, dem macht ſich Thot (der Gott der Wiſſenſchaften) zum Genoſſen des Kampfes.

Daß der Reim hier abſichtlich benutzt wird, geht aus Papyrus Sallier IV. und anderen Texten hervor, wo ſich in einem Schlußſatze ähnlichen Inhaltes gleichfalls der Reim findet.

In dieſem ägyptiſchen Märchen, wie in dem vom „Machandelboom“ nimmt der Getötete die Geſtalt eines anderen organiſchen Weſens an — hier die eines Stieres und Baumes, dort die eines Vogels — er zieht den Miſſethäter, nachdem er ihm das Gewiſſen gepeinigt, zur Rechenſchaft, bringt ihn ums Leben und gewinnt ſelbſt die menſchliche Geſtalt zurück. In wie weit der Anfang des Märchens von den beiden Brüdern mit der bibliſchen Joſeph-Potiphar-Geſchichte übereinſtimmt, mag der Leſer, der nun beide kennt, ſelbſt beurteilen. Jedenfalls iſt die hebräiſche Erzählung, das ägyptiſche und deutſche Märchen national gefärbt, und es entſpricht auch jedes im ganzen und einzelnen ſo genau der Beſonderheit des Geſellſchaftskreiſes, der es als ſeinen Beſitz betrachtet, daß keins als entlehnt vom anderen betrachtet zu werden braucht und die Aehnlichkeiten, die uns überraſchen, der Analogie des menſchlichen Schickſals, Denkens und Empfindens überall ſehr wohl zugeſchrieben werden dürfen.

Das ägyptiſche Märchen

vom verwunſchenen Prinzen.

Das Märchen, welches ich den Lesern vorzuführen wünsche, ist im alten Aegypten gewiß nicht nur in den Kinderstuben erzählt worden. Der Morgenländer folgt gern dem ungezügelten Fluge der Einbildungskraft seiner Dichter, und wie oft habe ich mich zu den Männern und Greisen gesellt, welche mit leuchtenden Augen, tief ergriffen und hoch gespannt dem Vortrage von Märchen folgten, welche weit ungeheuerlichere Dinge enthielten als dasjenige, welches ich hier mitzuteilen gedenke.

Das Märchen vom verwunschenen Prinzen findet sich auf einem im Britischen Museum aufbewahrten hieratischen Papyrus, welcher „Harris 500" genannt wird, und zwar nach dem früheren englischen Konsul in Alexandria, Mr. Harris, der ihn zu Theben erstand, und aus dessen Nachlaß er in das ägyptische Museum an der Themse gekommen ist.

Der Text, von dem ich eine Uebersetzung gebe, enthält vier und eine halbe Seite. Das Ende fehlt, und einige Löcher in dem bröckeligen Schreibstoff unterbrechen die erhaltenen Zeilen.

Es wird erzählt, daß das interessante Dokument gut erhalten in die Hand des Mr. Harris gekommen sei, später aber durch eine Pulverexplosion in Alexandria die

Beschädigungen, welche wir jetzt an ihm beklagen, erlitten habe. Glücklicherweise sind unter ihnen die meisten so wenig bedeutend, daß sie das Verständnis des Textes nur an einzelnen Stellen wesentlich erschweren. Ich gebe eine wortgetreue Uebersetzung des Märchens. Meine sich nicht von selbst ergebenden Ergänzungen der Lücken wurden zwischen Klammern gesetzt. Den fehlenden Schluß habe ich frei erfunden. Die Stelle, wo meine Erzählung beginnt, soll besonders hervorgehoben werden. Der zu früh verstorbene Goodwin erkannte zuerst den Inhalt unseres Schriftstückes, Chabas legte der Pariser Académie des inscriptions et belles lettres einen Bericht über dasselbe vor, Maspero hat es im Facsimile veröffentlicht und übersetzt. Die Erzählungsweise des alten Autors ist so einfach, daß sein Werk an leichter Verständlichkeit alle anderen hieratischen Texte übertrifft. Wirkliche Schwierigkeiten werden nur durch die Lücken bewirkt. Diese habe ich mit aller Sorgfalt ausgefüllt und bin dabei an manchen Stellen zu anderen Resultaten als meine Vorgänger gelangt. — Wahrscheinlich ist unser Papyrus im Anfang des letzten Jahrtausends v. Chr., am Ende der zwanzigsten Herrscherreihe, hergestellt worden. Dies geht mit ziemlicher Sicherheit aus der Form der schriftbildenden Zeichen hervor, welche schon kleiner und weniger kräftig erscheinen als die, deren sich die Hierogrammaten in früherer Zeit bedienten. Das Märchen selbst ist jedenfalls sehr viel älter als seine bis auf uns gekommene Niederschrift. Dies wird durch die einfache schmucklose Form der Erzählung sicher erwiesen. Im alten Morgenlande ging solche Geschichte lange von Mund zu Mund und erfuhr Veränderungen und Ausschmückungen

mancherlei Art, ehe sie zu Papier oder besser zu Papyrus gebracht wurde. Hören wir denn, was der alte Märchendichter erzählt.

*

Es war einmal ein König, der hatte keinen Sohn. Darüber war er sehr betrübt und bat die Götter um einen Knaben. Da erhörten sie ihn und beschlossen, ihm einen Nachkommen zu schenken. Nach einer Nacht, in der er mit seiner Gemahlin geruht hatte, erwachte in der Königin die Hoffnung, und als ihre Zeit um war, da brachte sie einen Sohn zur Welt. Da erschienen denn auch die Hathoren, losten ihm das Los seines Lebens*) und kündeten dies: „Die Ursache seines Todes wird sein ein Krokodil oder eine Schlange, oder auch ein Hund."

Das vernahmen die Leute, welche den Knaben umgaben, und sie gingen zum Könige hin, dem Leben blühe, Heil und Kraft, und wiederholten es ihm.

Da wurde des Pharao Herz von sehr großem Leid erfüllt, und Seine Majestät, der Leben blühe, Heil und Kraft, ließ auf dem Gebirge ein festes Schloß für ihn bauen und es mit dienenden Männern und Frauen und allen schönen Dingen ausstatten, welche zu der Wohnung eines Fürsten**) gehören, denn der Knabe durfte es nicht verlassen, um ins Freie zu treten. Als nun der Prinz herangewachsen war und einmal auf das Dach des Schlosses stieg, da sah er einen Hund, der hinter einem

*) schanef schaīu.

**) Auch hier steht das den Namen des Königs stetig begleichende ānch, uza, seneb, Leben, Heil und Kraft. Ich lasse es zu Gunsten des glatteren Flusses der Erzählung von nun an fort.

Manne herlief, welcher auf der Straße hinzog. Da wandte er sich an den Leibdiener, welcher sich stets an seiner Seite befand, und sagte: „Was ist das, was da hinter dem Manne herläuft, welcher dort auf der Straße hinzieht?“ Und der Diener gab ihm zur Antwort: „Das ist ein Hund.“

Da rief der Jüngling: „So soll man mir gleich einen wie diesen herholen lassen!“

Da begab sich der Leibdiener zum Könige, um ihm dies zu hinterbringen, und Seine Majestät sagte: „Gebt ihm denn meinetwegen einen jungen Jagdhund, denn ich will nicht, daß sein Herz sich betrübe.“

Nun brachte man ihm den Hund; und als hierauf viele Tage vergangen waren und der (Jüngling) sich ganz und gar erwachsen fühlte, da schickte er zu seinem Vater und sagte: „Fort will ich. Seh' ich denn aus wie ein Stubenhocker?*) Freilich ist es wahr, daß gerade mir ein (übles) Schicksal beschieden wurde; (aber dies) habe ich bei mir erwogen: Gott bringt doch unabänderlich das zur Erfüllung, was er sich vorgesetzt hat.“

Da wurde ihm denn eine volle Ausstattung von Waffen und Gerätschaften mitgegeben, (und er ließ sich auch von seinem Hunde) begleiten. Man brachte ihn in das Gebiet des Ostens und sagte ihm: „Wohlan, so gehe nun hin, wohin du begehrst.“

So zog er von dannen, und sein Hund war mit ihm.

Gen Norden ging die Fahrt durch das Land, wohin das Herz ihn zog, und er nährte sich dabei von den besten Stücken der Tiere des Landes.

---

*) Wörtlich: Die Stillsitzenden.

Endlich gelangte er zu dem Fürsten von Mesopotamien,*) und siehe, der Beherrscher dieses Reiches hatte keine Nachkommen, außer einer einzigen jungfräulichen Tochter; und er hatte für sie ein Haus gebaut, das hatte siebzig Fenster, die siebzig Ellen hoch über dem Erdboden angebracht waren. Er hatte auch alle Söhne der Fürsten des syrischen Landes kommen lassen und ihnen gesagt: „Wer von euch das Fenster meiner Tochter erreichen wird, der soll sie zum Weibe erhalten."

Viele Tage waren darauf vergangen, die syrischen Prinzen hatten sich Tag für Tag der gleichen Thätigkeit hingegeben, und als der Königssohn mit seinem Gespann zu ihnen stieß, da führten sie ihn in ihr Haus und rüsteten ihm ein Bad, sorgten für die Fütterung seiner Rosse und erwiesen ihm alles und jedes, was einem vornehmen Jünglinge zukommt. Sie rieben ihn mit duftenden Essenzen ein, salbten seine Füße, teilten ihre Speise mit ihm und fragten ihn, wie es wohl im Gespräche geschieht: „Woher kommst du, o schöner Jüngling?"

Und er gab zur Antwort: „Ich bin der Sohn eines Führers der Streitwagen aus dem Lande Aegypten. Meine Mutter ist gestorben, mein Vater aber heiratete eine zweite Frau, und als diese eigene Kinder bekam, da begann sie mich zu hassen, ich aber machte mich auf und bin vor ihr geflohen."

Da schlossen sie ihn in die Arme und bedeckten ihn mit Küssen.

Nachdem wiederum viele Tage vergangen waren, da

*) Naharena.

fragte einmal der Prinz die Jünglinge: „Darf ich wohl wissen, (was ihr hier) treibt?“

Da unterrichteten sie ihn von allem, was sie thaten, (und daß ihnen verhießen worden sei): Derjenige, welcher das Fenster der Tochter des Fürsten von Mesopotamien erreicht, dem wird man sie (zum Weibe) schenken.

Da gab er ihnen zurück: „Wenn es euch beliebt, so möchte ich mich (zu euch zählen) und mich gleichfalls aufmachen, um mich mit euch in die Höhe zu schwingen.“

Da brachen sie auf, um sich in die Höhe zu schwingen, wie sie es täglich zu thun gewohnt waren; der Königssohn aber stellte sich abseits, um zuzusehen, und das Antlitz der Tochter des Fürsten von Mesopotamien gefiel seinem Herzen.

Als dann wiederum viele Tage vergangen waren, da machte er sich auf, um sich mit den Fürstensöhnen in die Höhe zu schwingen. Hoch schwang er sich auf und erreichte das Fenster der Tochter des Beherrschers von Mesopotamien; und sie, sie schloß ihn in die Arme und bedeckte ihn mit Küssen.

Darauf machte sich einer auf, um das Herz ihres Vaters zu erfreuen, und rief ihm zu: „Ein Mann hat das Fenster deiner Tochter erreicht“; der Herrscher aber fragte ihn: „Nun, welcher Fürstensohn ist es gewesen?“

Da gab jener zurück: „Der Sohn eines Führers der Wagenkämpfer, welcher aus dem Lande Aegypten vor seiner (Stief-)Mutter geflohen ist, nachdem sie eigene Kinder bekommen hatte.“ Da geriet der Fürst von Mesopotamien in sehr großen Zorn und rief aus: „Soll ich meine Tochter etwa einem Flüchtling aus Aegypten geben? Er möge sich sofort auf den Heimweg machen!“

Da ging man zu dem Prinzen, um ihm zu sagen: „Mach, daß du dahin zurückkehrst, woher du kommst.“

Aber die Prinzessin war voll von ihm.

Sie beschwur Gott und sagte: „Bei Ra Harmachis! Wenn ihr ihn von mir fortnehmt, so will ich nicht essen, so will ich nicht trinken; so werde ich in dieser Stunde noch sterben.“

Da ging der Bote fort, um alles, was sie gesagt hatte, ihrem Vater zu künden.

Nun ließ der Fürst Leute kommen, um ihn (den Prinzen) in seinem Hause zu töten; die Königstochter aber sagte auch ihnen: „Beim Gotte Ra, wenn ihr ihn umbringt, so werde ich sicher tot sein, wenn die Sonne sich zum Untergang neigt. Keine Stunde länger werde ich leben. (Gehet hin zu meinem Vater und saget ihm das.)“

Da gingen sie hin, um es ihrem Vater mitzuteilen, und nun ließ der Fürst den Prinzen samt seiner Tochter zu sich geleiten.

Der Königssohn (trat ein) und fürchtete (sich nicht) vor dem Verkehr mit dem Regenten, denn dieser zog ihn in seine Arme, bedeckte ihn mit Küssen und sagte ihm: „Wohl! Nun sollst du mir sagen, wer du eigentlich bist; sage mir, wer du bist, denn siehe, du wirst nun wie mein eigenes Kind für mich sein.“

Da sagte der Prinz: „Ich bin der Sohn eines Führers der Streitwagen aus dem Lande Aegypten. Meine Mutter ist gestorben, mein Vater aber heiratete eine zweite Frau, und als diese eigene Kinder bekam, da begann sie mich zu hassen; ich aber machte mich auf und bin vor ihr geflohen.“

Da gab ihm der Fürst seine Tochter zum Weibe und

ſchenkte ihm ein Haus mit Sklaven und dazu auch Aecker und Vieh und alle guten Dinge.

Als nun wiederum viele Tage vergangen waren, da ſagte der Jüngling zu ſeinem Weibe: „Drei Verhängniſſe ſind mir beſchieden. Sie werden ſich erfüllen durch ein Krokodil, eine Schlange und einen Hund.“

Da ſagte ſie: „So laß den Hund töten, welcher vor dir herläuft!“

Er aber entgegnete (ſeinem Weibe): „Meinen Hund werde ich nicht umbringen laſſen, denn ich habe ihn ja auferzogen, als er noch klein war.“

Da wurde ſie aufs höchſte (beſorgt) um ihren Gatten, und ſie ließ ihn nicht allein ins Freie hinausgehen.

Als man dann in der Folge (eine Fahrt unternahm an die Grenze) des Landes Aegypten, ſiehe da trat das Krokodil des Sees heraus (an das Ufer), und es ging hinein in die Stadt, in welcher der Prinz war. (Da ließ ihn ſein Weib nicht ins Freie.) Dort aber befand ſich auch ein Rieſe, der ließ das Krokodil nicht herausgehen. (Wenn) es (im Waſſer lag), ſo trat der Rieſe hervor und ging auf und nieder, und wenn die Sonne (unterging, ſo wachte die Frau) jeden Tag, einen Monat und zwei Tage lang.

Als dann wieder viele Tage vergangen waren, da ließ der Jüngling ſich nieder, um einen frohen Tag in ſeinem Hauſe zu genießen, und als es Nacht wurde, da legte er ſich auf ſein Bett, und der Schlaf überwältigte ihn ganz und gar; ſein Weib aber füllte ein Gefäß (mit Milch und ſtellte es an ihre Seite). Als dann eine Schlange aus ihrem Loche herauskam, um den Jüngling zu beißen, da ſaß ſein Weib an ſeiner Seite, denn ſie

hatte sich nicht dem Schlaf überlassen. Und (ihre Hände) setzten die Milch der Schlange vor, und die Natter schlürfte sie ein, wurde berauscht und legte sich mit dem Bauche nach oben*) nieder. Da (tötete sie sein Weib) durch Hiebe mit ihrem Spieße, und diese erweckten ihren Gemahl. (Da stand er auf und fragte: „Was war) das?" Sie aber gab zurück: „Siehe, dein Gott hat eines von den Verhängnissen, welche dir drohen, in deine Hand gegeben, und auch (die anderen) wird er dir schenken." Da opferte er dem Gotte, betete ihn an und pries seine Güte im Lauf eines jeden kommenden Tages.

Nachdem nun (hierauf wieder viele Tage vergangen waren), da ging der Jüngling hinaus, um am Uferland auf seinem Grundstück auf und nieder zu wandeln, (und sein Weib ging nicht mit ihm hinaus); wohl aber lief sein Hund hinter ihm her, und das Tier rannte ins Feld,**) um zu jagen; der Prinz aber lief ihm (nach). Und als er zu dem See gelangt war, da stürzte er ins Wasser, um seinen Hund (zu ergreifen). Da tauchte das Krokodil hervor und erfaßte ihn an derjenigen Stelle, woselbst sich der Riese befand, um (Wache zu halten. Da sagte) das Krokodil zu dem Jüngling: „Wisse, ich bin dein Geschick, dem es bestimmt ist, hinter dir her zu wandeln. (Nun hat dein Weib sich gestellt) gegen meine Bahnen, (verbündet) mit dem Riesen. Aber siehe, ich will dich loslassen, (wenn das Schicksal mir gestattet, dich) freizugeben. (So sollst) du dich denn gegen mich verschwören, den Riesen zu töten; wenn du dich aber

*) Penat, umgekehrt, umgewandt.

**) Ergriff die Fläche, Ebene.

umschaust nach (seiner Rettung), so wirst du (den Tod) schauen." Als nun die Erde hell geworden war und ein neuer Tag begonnen hatte, da war gekommen —

*

Hier bricht die Erzählung ab. Schon in den letzten Sätzen habe ich die Lücken des gerade am Ende stark beschädigten Textes vermutungsweise ergänzen müssen. Freilich bin ich dabei immer bemüht gewesen, die Einfügungen so zu halten, daß sie in der hieratischen Schrift des Originals die Lücken genau ausfüllen. Es ist kein Zeichen zu viel und keines zu wenig gegeben worden. Was nun folgt, ist meine freie Erfindung. Vielleicht hat der Text auf dem verloren gegangenen Ende des Papyrus ganz anders gelautet; aber ich denke, daß er nichts enthält, was nicht in ihm gestanden haben könnte. Meine Kollegen Goodwin und Maspero meinen, der Hund würde das Geschick des Prinzen entschieden und ihn, wenn auch unversehens, getötet haben. Ich bringe die Geschichte zu einem freundlicheren Ende, denn ich glaube, daß auf das Weib und seine treue Sorge ein weit stärkeres Gewicht gelegt wird als auf den Hund, welcher sich im ganzen Verlauf der Erzählung durch nichts als durch sein Vorhandensein bemerkbar macht. Gewiß wird der Prinz auch durch ihn an die Grenze des Unterganges geraten (er ist ja schon durch seine Schuld in den See und in die Gewalt des Krokodils gefallen), aber das treue Weib wacht, und wenn der Erzähler nicht beabsichtigte, die das Schicksal kündenden Hathoren umzustimmen, warum würde er dann nach der Tötung der Schlange die Gattin des Königssohnes sagen lassen: „Siehe, dein Gott hat eines

von den Verhängnissen, welche dir drohen, in deine Hand gegeben, und auch die anderen wird er dir schenken."

Versetzen wir uns in den Geist des alten ägyptischen Erzählers, bedienen wir uns seiner Vortragsweise und knüpfen wir ein neues Gespinst an den Faden, welchen Zeit und äußere Umstände seines Endes beraubt haben.

*

Die Erde war wiederum hell geworden, und ein neuer Tag hatte begonnen. Der Hund kam herbei und sah, daß sein Herr sich in der Gewalt des Krokodils befand; das Krokodil aber fragte den Prinzen: „Wirst du dich nun verschwören, das zu thun, was ich dir gesagt habe?" Da gab der Jüngling zurück: „Wie darf ich denjenigen töten, welcher für mich gewacht hat?"

Da geriet das Krokodil in großen Zorn und sagte: „So wird dein Geschick sich erfüllen; aber ich gebe dir Zeit, bis die Sonne untergeht. Wenn du dich dann nicht verschwörst, so wirst du den Tod schauen."

Der Hund hatte all diese Worte vernommen, und er lief zu dem Hause seines Herrn und fand dort die Tochter des Fürsten von Mesopotamien in Thränen und Trauer wie ein Weib, dem der Gatte gestorben, denn der Prinz war nicht heimgekehrt während der ganzen Nacht. Und als sie den Hund ohne seinen Herrn erblickte, da klagte sie laut und bestrich ihre Stirn mit dem Staube des Bodens und schlug ihre Brust. Aber der Hund umkreiste sie bellend und erfaßte ihr Gewand und ging an die Thür und schaute sich nach ihr um wie ein Bittender.

Da trocknete sie ihre Thränen und richtete sich auf und nahm den Spieß, mit dem sie die Schlange getötet, und folgte dem Hunde bis an die Stelle des Ufers, zu der er sie führte.

Da ließ sie sich unter dem Schilfrohr nieder und aß nicht und trank nicht, aber sie flehte ohne Unterlaß zu den Göttern.

So vergingen viele Stunden, und als die Sonne sich zum Untergang neigte, da hörte sie die Stimme des Krokodils, welches sagte: „Wirst du dich nicht verschwören, den Riesen zu töten, so trage ich dich an das Ufer und du schaust den Tod."

Da eilte sie zu der Stelle, an der sich der Riese befand, und gebot ihm, daß er ihr folge. Und siehe, das Krokodil trug ihren Gatten ans Land, und nachdem dieser wiederum gesagt hatte: „Wie sollte ich den Riesen töten, der für mich gewacht hat?" da sperrte das Krokodil den Rachen auf, um ihn zu verschlingen. Aber die Frau trat aus dem Schilfe hervor und stieß dem Krokodil den Spieß in den Rachen, und der Riese warf sich über das Ungetüm und überwältigte es und schlug es zu Tode.

Da umarmte die Tochter des Fürsten von Mesopotamien den Jüngling und bedeckte ihn mit Küssen und sagte: „Siehe, dein Gott hat das zweite Verhängnis, welches dir drohte, in deine Hand gegeben, und auch das dritte wird er dir schenken." Und als er dann dem Gotte geopfert und seine Güte gepriesen hatte, da sagte ihm sein Weib: „Zwei schlimme Schicksale wurden von dir genommen; nun laß den Hund in die Ferne führen, damit das dritte dir nicht widerfahre."

Da gab er zurück: „Ich trenne mich nicht von dem Hunde, den ich großgezogen und der dich zu meiner Rettung herbeiführte. Gott bringt doch unabänderlich das zur Erfüllung, was er sich vorgesetzt hat.“

Nachdem hierauf wieder viele Tage vergangen waren, da drangen die Feinde ins Land. Es waren die Söhne der Fürsten von Syrien, welche sich gegen den Beherrscher von Mesopotamien verbündet hatten, denn Ingrimm erfüllte sie alle, weil nicht sie, sondern der Jüngling die Prinzessin zum Weibe gewonnen. Sie kamen mit vielen Streitern und Kriegswagen und vernichteten das Heer des Fürsten von Mesopotamien und nahmen sein Land und seine Stadt und machten große Beute; ihn selbst aber brachten sie in ihre Gewalt als lebenden Gefangenen. Und als sie weder im Palaste des Herrschers noch in der Stadt den Jüngling und seine Gattin zu finden vermochten, da fragten sie den Herrscher: „Wo ist deine Tochter und der Sohn eines Führers der Streitwagen aus dem Lande Aegypten, den du ihr zu unserer Schande zum Gatten gegeben?“

Und der Fürst gab zurück: „Er ist fortgezogen mit seinem Weibe, um die Tiere des Landes zu jagen; wie sollte ich wissen, wohin?“

Da hielten die Söhne der Fürsten von Syrien Rat und sagten: „Wir teilen uns nun in kleine Scharen und ziehen hierhin und dahin und suchen den ägyptischen Jüngling. Wer ihn findet, der läßt ihn den Tod schauen, und mit seinem Weibe möge er schalten nach seinem Belieben.“

Da zogen sie aus, die einen nach Westen, die anderen nach Osten, Norden und Süden. Und nachdem viele

Tage vergangen waren, kamen diejenigen, welche sich nach Süden gewandt hatten, an die Grenze Aegyptens und zu derjenigen Stelle, an welcher der Prinz sich befand. Der Riese aber bemerkte ihr Nahen und vernahm ihre Rede, und weil sein Herz dankbar war gegen den Jüngling, so begab er sich eilends zu ihm und sagte: „Rette dich, denn sieben Söhne der Fürsten von Syrien ziehen heran, um dich zu suchen. Wenn sie dich finden, so werden sie dich töten, und mit deinem Weibe mag derjenige, welcher es erbeutet, schalten nach seinem Belieben. Es sind zu viele, um ihnen zu widerstehen. Was mich betrifft, so bleib' ich nicht hier, sondern gehe zu meinen Brüdern."

Da rief der Prinz seinem Weibe und verbarg sich mit ihm in einer Höhle des Berges, und seinen Hund nahm er mit sich.

Zwei Tage und zwei Nächte waren sie in der Höhle verborgen geblieben, da kamen die Söhne der Fürsten von Syrien mit vielen Soldaten und zogen an der Höhle vorbei, und keiner von ihnen bemerkte den Prinzen; als aber der letzte von allen der Grotte nahte, da erhob sich der Hund und riß sich los und stürzte ins Freie mit lautem Gebell, und die Söhne der Fürsten von Syrien erkannten das Tier und wandten sich um und drangen ein in die Höhle. Sie kamen mit Schwertern und Lanzen und erhoben sie gegen den Jüngling; die Frau aber stellte sich vor ihren Gatten, um ihn zu schützen. Siehe, da flog eine Lanze und traf die Tochter des Königs von Mesopotamien. Sie sank zu Boden und küßte den Staub vor seinen Füßen.

Da ergrimmten die Fürstensöhne gar sehr, und sie

drangen auf den Prinzen ein, aber sie vermochten ihn nicht sogleich zu erlegen, denn auch er führte ein Schwert, und sein Hund kämpfte mit ihm an seiner Seite. Einen der Gegner tötete er selbst, den andern riß der Hund zu Boden, der dritte aber drang mit seinen Genossen auf ihn ein, und diese töteten den Hund und stießen dem Jüngling eine Lanze in die Brust, so daß er hinsank.

Darauf trugen sie die Körper des Prinzen und seines Weibes ins Freie, damit die Wölfe sie fräßen, und zogen von dannen, um sich mit ihren Genossen zu vereinigen und das Land des Beherrschers von Mesopotamien unter einander zu teilen.

Und siehe, als der letzte der Krieger verschwunden war, schlug der Prinz die Augen auf und sah sein Weib an seiner Seite wie eine Verstorbene und die Leiche des Hundes.

Da stöhnte er laut auf und sagte: „Gott bringt unabänderlich das zur Erfüllung, was er sich vorgesetzt hat. Die Hathoren hatten mir, als ich klein war, beschieden, durch den Hund zu Grunde zu gehen, und ihr Wille geschieht, denn er hat mich meinen Feinden verraten. Ich bin bereit zu sterben, denn ohne diese da ist mir das Leben verhaßt.“ Dann erhob er die Hände und rief: „Von allen Sünden habe ich keine begangen; darum gönnt mir ein Begräbnis und schenket mir das rechte Wort vor den Richtern im Jenseits, ihr ewigen Götter!“

Da sank er zurück wie ein Toter. Die Himmlischen aber hatten seine Stimme gehört, und die Neunzahl der Götter trat zu ihm heran, und Ra Harmachis sagte zu

seinen Genossen: „Das Schicksal hat sich an diesen erfüllt, aber nun wollen wir sie zu neuem Dasein erwecken, denn für beide ist das Leben noch süß, und es ziemt sich, so feste Treue schön zu belohnen."

Die Mutter der Götter nickte zustimmend mit dem Haupte und sprach: „Solche Treue verdienet sehr großen Lohn."

Die anderen Himmlischen sagten das Gleiche, und die sieben Hathoren traten herzu und sprachen: „Das Geschick ist erfüllt; so mögen sie leben."

Die eine berührte ihr Herz, da schlug es wieder, die andere ihre Füße, da standen sie auf, die dritte ihren Mund, dann begannen sie Worte zu stammeln, die vierte ihre Augen, da trafen sich ihre Blicke, die fünfte ihre Arme, da zogen sie einander ans Herz, die sechste aber verhieß den Neubelebten Glück und Heil, und die siebente ein hohes Alter, ein schönes Begräbnis und ein seliges Dasein jenseits des Grabes.

Der Prinz und seine Gattin kehrten zu ihrem Hause zurück; dort aber sagte der Jüngling zu seinem Weibe: „Laß uns den Göttern opfern und sie hochpreisen, denn alle drei Lose, welche über mich verhängt waren, sind nun in meine Hände gegeben, und wir haben die Huld der Himmlischen gekostet."

Nun brachten sie ein sehr großes Opfer dar, und als sie beisammen saßen und eine frohe Stunde feierten, sagte der Prinz: „Ich bin nicht der, für den ich mich ausgab; ich bin der Sohn des Königs von Aegypten. Ich nahm die Gestalt eines Geringeren an, denn die eigene Kraft sollte mir Hoheit erwerben, und Deine Liebe hat nicht nach meiner Herkunft gefragt. Nun wirst Du

den Thron mit mir teilen, denn mein Herz ist voll von Dir und groß Deine Treue."

Beide zogen nun in das Land Aegypten, und der Vater des Jünglings freute sich gar sehr über alles, was seinem Sohn widerfahren. Er ernannte ihn zu seinem Mitregenten und gab seiner Gattin den Titel einer Königin und den Namen „Erweckt durch die Treue". Dann rüstete er ein großes Heer und zog mit Streitern und Wagen gen Osten. Der Prinz führte die ägyptischen Scharen und eroberte die Städte der syrischen Fürsten und nahm ihre Söhne mit sich als Gefangene. Er hielt sie gut, denn sie hatten ihn früher als Freund willkommen geheißen und mit ihm das Ihre geteilt. Den Fürsten von Mesopotamien befreite er und gab ihm sein Land und seine Schätze zurück. Als er heimgekehrt war nach Theben, gab er alles, was er erbeutet hatte, dem Amon-Ra zum Geschenk. Er erreichte mit seinem Weibe das schöne Alter von hundertundzehn Jahren, und viele Söhne und Töchter erhielten ihren Namen lebendig.

*

Ich habe zu dieser Erzählung nur noch hinzuzufügen, daß das Erscheinen der Himmlischen und ihr unmittelbares Eingreifen in das Geschick eines Menschen auch in anderen ägyptischen Texten vorkommt. In dem bekannten Märchen von den beiden Brüdern sucht die Neunzahl der Götter den entseelten Batau auf und schenkt ihm ein schönes Weib als Gefährtin. Der Verstorbene wird auch hier wieder erweckt. Von schweren Strafen der Himmlischen, welche über pflichtvergessene Gattinnen ver-

hängt werden, hören wir mehrfach erzählen, — warum sollte nicht auch der Lohn, welcher tugendhaften und treuen Frauen beschieden ist, von den Dichtern hervorgehoben und gefeiert worden sein?

Es ist wohl kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß ein Teil dieser Geschichte an die vom gläsernen Berge erinnert. Mein Freund und Schüler H. v. Lemm aus Petersburg teilt mir mit, daß sich in einem russischen Märchen sogar das Erklettern des Fensters wiederfindet. Dies Zusammentreffen ist auf keine Entlehnung, sondern auf die Aehnlichkeit des menschlichen Denkens in allen Zeiten und Breiten zurückzuführen. Die wörtlichen oder leicht modifizirten Wiederholungen der Reden in unserer Geschichte erinnern an die Art der Ilias und Odyssee und anderer Heldengedichte. Unterzieht man die poetischen Leistungen der alten Völker einem Vergleich, so will es scheinen, als wäre auch der episch erzählende Mensch, so verschiedene Flügel auch seinem Geiste gewachsen sein mögen, gewissen ihm angeborenen Gesetzen unterworfen.

Und nun noch ein Wort für meine eigene Sache. Es ist mir von vielen Seiten vorgeworfen worden, daß die Liebe, welche ich in den Helden und Heldinnen meiner im alten Aegypten spielenden Romane wirksam sein lasse, eine den Völkern des Altertums fremde Empfindung sei. Ich habe schon in den Vorreden zu meiner „Königstochter" diesen Bedenken zu begegnen gesucht und will hier nicht eingehend auf diese Frage zurückkommen; aber ich möchte mir doch hervorzuheben erlauben, daß die Stellung der Frauen im alten Aegypten eine besonders günstige war, daß die Gattinnen von tausend Inschriften

„Herrinnen des Hauses“ genannt und mit den freundlichsten Liebesnamen belegt werden, daß ihnen — und dies beweisen die durch Revillout entzifferten demotischen Ehekontrakte mit unumstößlicher Sicherheit — auch vor dem Gesetz sehr viel weiter gehende Rechte eingeräumt wurden als selbst unseren Gemahlinnen, und endlich, daß sich im Hause der Pharaonen das Blut der Götter durch Frauen in voller Echtheit fortpflanzen konnte. Fürstentöchter haben kein geringeres Anrecht auf die Krone als Königssöhne, und die Seele des verstorbenen Weibes wird im Jenseits genau nach demselben Maße gemessen und desselben Schicksals teilhaftig wie die des Mannes. Die Macht der Göttinnen steht nicht zurück hinter der der Götter, und die Idee der „Mutter Gottes“, welche auf die Stellung der christlichen Frauen gewiß von tiefem Einfluß gewesen ist, tritt uns nirgends lebendiger entgegen als in der Religion der alten Aegypter. Wir kennen späte Darstellungen der Isis mit dem Horusknaben an der Brust, welche man leicht für Bilder Marias mit dem Christkinde halten könnte. Wo der Mann dem Weibe eine solche Stellung einräumte wie in Aegypten, da müssen beide Geschlechter auch durch andere und feinere als roh-sinnliche Triebe mit einander verbunden gewesen sein; und so begegnet uns denn auch das Wort mer (das ist lieben und Liebe) unzählige Male in den ägyptischen Texten. Ein anderes Wort, welches ursprünglich sehnen, Verlangen tragen bedeutet, wird gleichfalls für „lieben“ gebraucht; unser „in jemand verliebt sein“ kommt durch die Wendung „voll von jemandem sein“ zum Ausdruck. So war auch die Tochter des Königs von Mesopotamien „voll von dem Prinzen“. Als ihr der Geliebte

entriſſen werden ſoll, ruft ſie aus: „Beim Ra Harmachis, wenn ihr ihn mir fortnehmt, ſo will ich nicht eſſen, ſo will ich nicht trinken, ſo werde ich in dieſer Stunde noch ſterben.“ Und dann: „Beim Gott Ra, wenn ihr ihn umbringt, ſo werde ich ſicher tot ſein, wenn die Sonne ſich zum Untergang neigt. Keine Stunde länger werde ich leben.“ Aus dieſen Worten ſpricht etwas, das ich „Liebe“ in unſerem Sinne, „ſentimentale Liebe“ nennen möchte.

Mein Grab in Theben.

Der Titel, den diese anspruchslosen Zeilen, lange bevor es mir möglich wurde, sie niederzuschreiben, empfangen haben, verheißt viel mehr, als sie voraussichtlich dem Leser gewähren werden.

Wer hier Briefe eines Verstorbenen oder die eingehende Beschreibung einer von mir in der Totenstadt von Theben entdeckten Gruft zu finden erwartet, der wird sich enttäuscht sehen, denn ich will nichts mitteilen als einige Erinnerungen aus einem Zeitabschnitt, den in sehr eigentümlicher menschlicher Umgebung an einer wunderbaren Stätte zu durchleben mir vergönnt war.

Es ist in jüngster Zeit die über Aegypten, das alte und neue, handelnde Litteratur namentlich in England zu einer wahren Hochflut angeschwollen, und wer im Nilthale auf dem schön geebneten Touristenpflaster wandert, wer auf der glatten Nilstraße in einer bequem eingerichteten Dahabîye oder auf dem Dampfer, der als großer Wasseromnibus die Reisenden von Kairo zum ersten Katarakt und zurück führt, das Pharaonenland bereist, der darf nichts als schon vor ihm Entdecktes, Gesehenes, Beschriebenes oder Dargestelltes zu finden erwarten. Der Naturforscher, der neue Arten, der Künstler, welcher neue Motive, der Gelehrte, der noch nicht veröffentlichte Denkmäler zu finden wünscht, muß unbetretene Nebenwege ein-

schlagen und all die Unbequemlichkeiten auf sich nehmen, denen niemand entgeht, der es sich hier einfallen läßt, von den durch die Engländer vorgeschriebenen Bahnen und Lebensgewohnheiten abzuweichen.

Keine Stätte in ganz Aegypten ist häufiger und eingehender durchforscht worden als die des alten Theben, und trotzdem kann der Forscher nirgends sicherer Neues und Unerwartetes zu finden hoffen als gerade hier, denn Theben ist eine Welt für sich, und die Jahrtausende eines hoch entwickelten und reichen Kulturlebens, welche sich hier abgespielt haben, ließen so zahlreiche und tiefe Spuren zurück, daß nichts sie zu verwischen vermochte.

Ueber allen Denkmälern, die sich an beiden Ufern des ungeteilten Nils erheben (im Delta sind Regen häufiger), hat in ähnlicher Weise als Schutzgeist die warme, durchaus trockene Luft dieser Breiten gewaltet, und wenn dennoch Theben weit zahlreichere und unbeschädigtere Denkmäler aus alter Zeit aufzuweisen hat als jede andere ägyptische Stadt, so verdankt es diesen Vorzug einer Reihe von glücklichen Umständen. Während der ganzen Dauer der höchsten Glanzzeit der Pharaonengeschichte war es die hoch begünstigte Residenz der Könige, und als in späteren Tagen Aegypten gezwungen ward, sich vor der Macht der großen asiatischen Kulturstaaten und endlich vor den Macedoniern, Römern und den Heeren des Islam zu beugen, lag es weit ab von der Straße der Eroberer.

In diesem Theben, mit dessen Denkmälern ich nicht nur durch einen früheren Aufenthalt wohl bekannt war, ließ ich mich auf meiner letzten Forschungsreise auf längere Zeit nieder, und aus den Wochen, die ich für die Amons-Oase bestimmt hatte, wurden Monate, teils weil sich mir

täglich Neues und wieder Neues bot, teils weil die Sanitätspolizei den Reisenden verwehrte, den Katarakt zu überschreiten und das von der Cholera heimgesuchte Nubien zu betreten.

Von vornherein hatte ich beschlossen, dem Beispiele von Lepsius zu folgen und mich auf dem westlichen Ufer der ungeheuren Trümmerstätte niederzulassen. Unser deutscher Konsularagent, der Kopte Todrus und sein intelligenter Sohn Moharreb boten mir hilfreiche Hand, und schon am Abend nach unserer Ankunft hatte ich ein passendes Quartier gefunden und seine Instandsetzung angeordnet.

Am folgenden Morgen ward der Umzug aus der Nilbarke in die Felsenwohnung mit Hilfe einiger Esel, eines Kamels und meiner Matrosen bewerkstelligt, und als ich am Abend beim Untergang der Sonne vor der Thür meiner Behausung saß und die herrliche Landschaft zu meinen Füßen überschaute, da sagte ich mir, daß meine Wahl eine glückliche gewesen sei; und doch war meine Wohnung nichts als ein Grab, eine echte und rechte Totenwohnung, in der vor mir die verstorbenen Mitglieder einer hochgestellten Beamtenfamilie Jahrhunderte lang die Ruhe des Todes genossen hatten.

Das alte Theben und seine Trümmer sind tausendmal beschrieben worden, und ich habe es selbst an anderen Stellen eingehend zu schildern versucht. Hier wird es, ehe ich von meinen Nachbarn erzähle, nur zu zeigen gelten, wo und unter welcher Umgebung mein Grab gelegen war, und was es von seiner Pforte aus zu sehen gab.

Der Nil zerteilt die langgestreckte schmale Flur, in der sich die Trümmer der Amonsstadt erheben, in zwei

gleiche Hälften. Auf jeder von beiden grünen in der Ebene vom Ufer des Stromes an bis zum Fuße der völlig vegetationslosen Kalkberge, die das Thal im Osten und Westen begrenzen, durch Kanäle und Gräben wohlbewässerte, fleißig bestellte und die Arbeit des Bauern reichlich lohnende Aecker. Zahlreiche Schöpfräder sind thätig, um das Naß auch den vom Strom entfernten höher gelegenen Feldern zuzuführen, und überall, wo es den nackten, gelblich-grauen Wüstenboden berührt, bekleidet sich dieser schnell mit frischem Grün.

Scharfbegrenzt, wie farbige Teppichstreifen auf grauem Estrich, liegen die Aecker auf dem nackten Fuße der dürren Sandberge, hinter denen sich zu beiden Seiten des Thales, hier bis zum Roten Meere, dort in unermeßlicher Breite bis zum Atlantischen Ozean, die Wüste ausdehnt. Aehnlich wie die Hälften eines Blattes, wie die beiden Teile eines zerlegten Schlachttieres, wie die Schalen einer geöffneten Muschel sieht das östliche dem westlichen Nilufer; nur die Profile der Hügelketten am Horizont sind verschieden gestaltet. Das arabische Gebirge, bei dem des Morgens die Sonne aufgeht, ist weniger reich gegliedert als das von Querthälern durchfurchte libysche, hinter dem sie des Abends verschwindet.

In der Ebene, so hier wie dort, haben sich zahlreiche Monumente erhalten. Die ungeheuersten Bauten stehen auf dem rechten Ufer des Nils, und doch wird der Forscher auf dem linken die reichste Ausbeute finden, denn der östliche Teil von Theben gehört den Lebenden, der westliche den Toten, und das tausendmal wiederholte Wort der Aegypter, ihre Erdenwohnungen wären Herbergen und ihre Gräber ewige Häuser, ist zur vollen Wahrheit

geworden. Keines Königs oder Bürgers von Theben Palast oder Haus blieb unvernichtet, während sich eine unzählbare Menge von Gräbern in mehr oder minder vortrefflicher Konservierung erhalten hat.

Die unzerstörbaren Friedhöfe der Amonsstadt zeigen nicht die geringste Aehnlichkeit mit den unseren. Sie liegen sämtlich jenseits der Ackergrenzen im Bereiche des nackten Gesteins und der Wüste, denn das Fruchtland ist schmal, und man wußte schon früh seinen Wert so wohl zu schätzen, daß man, wo es nur irgend möglich war, die großen Bauten an solchen Stellen errichtete, welche die Ueberschwemmung nicht zu erreichen vermochte. Auch die Pyramiden, so viele ihrer sind, stehen auf dem Boden der Wüste, und eine griechische Inschrift an dem großen Sphinx, die einem gewissen Arrian (wahrscheinlich dem berühmten Schüler Epiktets) ihren Ursprung verdankt, beginnt mit folgenden Versen:

„Götter gründeten einst die (weithin prangenden) Formen
Sorglich sparend des Felds Weizen erzeugende Flur."

Auch eine andere Erwägung hielt das überall für die Pflege der Gesundheit besorgte Pharaonenvolk ab, Gräber im Bereich des Fruchtlandes anzulegen, denn dieses wurde alljährlich von den Wassern des Nils durchweicht, und die von der Feuchtigkeit berührten Leichen würden nach dem Rücktritt der Ueberschwemmung die Luft mit schädlichen Miasmen erfüllt haben.

Der Fuß, der auf dem Gebiet der Totenstadt die Grenze des Fruchtlandes überschreitet, tritt häufig, wenn er auch auf festen Pfaden zu wandeln meint, auf ein Grab, und das Auge des der libyschen Bergkette entgegenschauenden Wanderers sieht überall und überall die

Oeffnungen von Grüften, am Fuße der Hügel, in der Mitte und selbst an sehr hoch gelegenen Stellen des felsigen Abhanges. Auch in allen Querthälern finden sich Gräber, und am sicherſten in den verborgenſten und am schwerſten auffindbaren Schluchten. Die meiſten Grüfte befinden sich in dem nach Oſten gekehrten Abhange der libyſchen Bergkette, die wegen der zahlreichen Zellen, die sich in ihrem Körper aneinanderdrängen, mit einer Honigwabe, einem Schwamme oder einem Kork verglichen worden iſt.

Die Araber wiſſen nichts von dem Namen „Theben", ja es fehlt ihnen durchaus an einer die Geſamtheit der Trümmer der Amonsſtadt zuſammenfaſſenden Bezeichnung. Die beiden Nilufer werden nur als das „linke" und das „rechte" unterſchieden, und die großen Tempel auf dem Boden der Wohnſtadt Theben, ebenſo wie die einzelnen Teile der Nekropole, nach den Dörfern benannt, die neben und zwiſchen ihnen entſtanden ſind. In der Totenſtadt heißt heute die gräberreichſte Stelle am Abhange der libyſchen Kette „Abd el Qurna", und hier, etwa auf halber Höhe des Berges, war die Gruft gelegen, die ich mir zur Wohnung erwählt hatte.

Sie war geräumig genug, denn ſie beſtand aus einer breiten Vorhalle, vier ſich in langer Flucht aneinander ſchließenden länglichen Räumen und zwei Seitengemächern. Das Ganze war in den lebenden Felſen gehauen, und mein ſehr vornehmer Vorgänger hatte vor etwa 3500 Jahren die meiſten Wände ſeines „ewigen Hauſes" mit Bildwerk in Hautrelief verziert, das mancherlei von den Aemtern, die er am Hofe des Pharao bekleidet, den Gütern, die er beſeſſen, und den Familienfreuden, die er

genossen, erzählte. In dem letzten, die ganze Anlage abschließenden Gemach befand sich, wie in den meisten von diesen Felsengräbern, ein senkrecht in die Tiefe führender Schacht, der bei der Kammer mündete, in der die Leichen aufgestellt zu werden pflegten. Dieser Schacht war völlig mit Steinen und Geröll verschüttet. Ueber ihm wurde mein Feldbett aufgestellt, während mein Waschgerät auf einem in einer Nische stehenden altarartigen Tische, der die Statue des Verstorbenen und seiner Gattin getragen hatte, Platz fand. Der zweitnächste Raum nach dem Eingang hin diente uns zum Arbeits- und Speisezimmer, und in einem Seitengemache schlief mein Freund Stern, ein talentvoller, nunmehr allen Aegyptologen durch vortreffliche Leistungen wohlbekannter junger Gelehrter, der mich als lieber Gefährte eifrig bei meinen Arbeiten unterstützte.

In dem Vorsaale, — vor Zeiten der Schauplatz der zu Ehren des Verstorbenen begangenen Totenfeierlichkeiten, — hauste die Dienerschaft und stand der improvisirte, mit Holzkohlen geheizte Herd, auf dem mein nubischer Diener Mohammed Sâlih mit Hilfe des Küchenjungen Ismail Mahlzeiten bereitete, die nicht nur einer verschmachtenden Hagar, sondern auch jedem halbsatten europäischen Großstädter zu munden wohl geeignet erschienen. Mit Dankbarkeit gedenke ich des braven dunkelbraunen Sâlih, der alle Arbeit einer Magd, vom Zimmerkehren bis zum Waschen und Bügeln der Hemden, für uns verrichtete und, aufmerksam, ehrlich und geschickt, von früh bis spät besorgt war, das äußere Leben seiner Herren bequem und angenehm zu gestalten.

Als Wächter hatte ich meine beiden Lieblingsmatrosen

Omar und Hasan mit auf den Berg genommen; aber nach dem Aufgang der Sterne pflegte sich die geräumige Vorhalle mit zahlreichen Dorfbewohnern zu füllen, die hier aus der Nachbarschaft zu einem Plauderstündchen zusammenströmten. Vor unserem Nachtmahle und so lange meine Leute für uns beschäftigt waren, erschien niemand. Die Bescheidenheit hielt sie zurück, denn so oft es sich mit unseren Arbeiten an entlegenen Stätten vereinen ließ, saß ich um Sonnenuntergang vor dem Thore meines Grabes auf einer von Sâlih hergestellten Steinbank, neben der die schwarz-weiß-rote, auch hier geachtete Fahne, mehr zu unserer Freude als zu unserem Schutze, wehte, und überschaute die Trümmerstätte von Theben. Ein farbenreicherer und zugleich bedeutenderer Fernblick möchte sich kaum auf der Erde finden lassen.

Rings um uns her nacktes Gefels und Grüfte. Unter uns eine weite, blaugrüne Fläche, auf der sich riesengroße Denkmäler von gelbem Stein, der im Abendlicht wie lauteres Gold gleißt und schimmert, stolz erheben. Weiter nach Süden hin der Tempel von Medînet Habu, das Prachtwerk Ramses III., des reichen Rhampsinit, von dem Herodot das anmutige Märchen von dem klugen Baumeisterssohne erzählt; in größerer Nähe die berühmten Kolosse Amenophis III., von denen der eine, die klingende Memnonssäule, von Griechen und Römern für eins der größten Wunder Aegyptens gehalten wurde, und von denen wir nun durch Inschriften wissen, daß Amenhotep, der Sohn des Hapu, der hochangesehene Intendant der Bauten seines Fürsten, sie vor dem Thore eines von der Erde geschwundenen Tempels errichten ließ. Die von diesem Heiligtum übrig gebliebenen Trümmerstücke hinter

den Koloſſen ſind von ſo ungeheuren Dimenſionen, daß man glauben möchte, es ſei das größte von allen Monumenten in der Amonsſtadt geweſen. Als das ſchönſte und harmoniſchſte darf gewiß das ſogenannte Rameſſeum, das Ramſeshaus, wie die Denkmäler es nennen, bezeichnet werden, in deſſen offene Höfe wir von meinem Grabe aus gerade hineinſchauen. Mit dem Fernrohr würde ſich die tief in den Stein eines Architravs geſchnittene Inſchrift erkennen laſſen, welche lehrt, daß dieſes Heiligtum mit ſeinen ausgedehnten Annexen aus Nilziegeln errichtet ward zum Dank für die Rettung des Königs aus großer Gefahr, als ihn in der Schlacht von Kadeſch die Cheta umringten und er „ganz allein war unter den Tauſenden". Die ungeheure Maſſe der umgeſtürzten und zerbrochenen Ramſesſtatue von Granit, welche ſelbſt den Memnonskoloß an Größe überbot, iſt auch mit unbewaffnetem Auge wahrnehmbar. Im äußerſten Norden, halb verdeckt von Palmen, erhebt ſich der Tempel von Qurna, den die Denkmäler das Setihaus nennen. Des zweiten Ramſes Großvater hat dieſen Bau gegründet, aber erſt ſein Vater Seti ſeine Ausführung vollendet. Der ſchöne Terraſſenbau des Tempels der Hataſu und das Amphitheater von Felſen, zu dem er hinanſteigt, lag zu weit zurück, als daß man es hätte von meinem Grabe aus überſchauen können.

All dieſe Momente, welche die Griechen mit dem Namen der Memnonien belegten, ſtehen auf dem Boden der Nekropole.

Laſſen wir das Auge weiterhin nach Oſten ſchweifen, ſo ſehen wir zuerſt die von Palmen umſäumte, weithin ſchimmernde Waſſerader des Nils, die von manchem Boote

mit dreieckigen lateinischen Segeln und dort, wo die einzige dunkle Wolke weit und breit zu sehen ist, von einem Dampfer zerteilt wird.

Am östlichen Ufer des Flusses erhebt sich hart am Wasser der Tempel von Luqsor und der in seiner Mitte und hinter ihm entstandene Flecken dieses Namens, während Palmenhaine den weiter nach Norden hin bei dem Dorfe Karnak gelegenen Reichstempel von Theben, das größte Bauwerk der Erde, fast ganz den Blicken entziehen. Im äußersten Osten schließt das arabische Gebirge mit seinen sanft geneigten spitzen Gipfeln in weichen Linien die Landschaft ab und wird des Morgens und Abends zu einem Farbenträger von erstaunlichem Glanze. In der Frühe glüht es in Purpur und Gold, beim Sonnenuntergang wird es nur vom Widerschein der hinter den Bergen jenseits des Stromes verschwindenden Sonne berührt und leuchtet in zartem Rosa und bedeckt sich, wenn das Dunkel hereinbricht, erst mit einem violetten und endlich mit einem blauschwarzen Schleier, der von einem goldigen Rande umsäumt wird. Sobald dieser verblaßt ist, zeigt sich der Abendstern, der hier wohl doppelt so groß und hell erscheint als in unserer deutschen Heimat. Ihm besonders verdanken die lieblichen Nächte des Orients den ihnen eigenen Zauber.

Von allen Tageszeiten ist mir, so oft und so lange ich am Nil verweilen durfte, die des Sonnenuntergangs die liebste gewesen, und in ihr hab' ich die unvergeßlichsten Stunden erlebt. Einmal, während der Fahrt nach Theben, saß ich auf dem Deck meines Nilbootes und dachte an Weib und Kind in der Ferne, mit wehem Mute, denn es war um Weihnachten. Die Sonne ging unter, und

der Horizont färbte sich mit goldigerem Glanze und glühenderem Feuerscheine als sonst wohl. Nach und nach erloschen die blendenden Tinten, die zarten Federwölkchen färbten sich mit dem sanften Rot der Brust des Flamingo, und das Dunkel begann sich über Hügel, Palmen und Wege zu breiten. Sehnsüchtiger als in dieser Stunde hat mein Herz wohl selten geschlagen, und ich lebte mitten unter den Meinen, während der aus der Heimat wehende Nordwind mich weiter und weiter von ihnen fort trug. Da durchbrach ein seltsamer Laut die Stille des Abends. Glockentöne! Glockentöne im Morgenlande, am Nil, in Aegypten, wo niemals die eherne Zunge des geschlagenen Metalls, sondern die Stimme des Gebetrufers die Gläubigen zur Andacht ruft! Seit Monaten hatte ich kein Glockengeläute vernommen, und hier in Oberägypten schlug es doch an mein Ohr. Gewiß und wahrhaftig, das waren Kirchenglocken, und „das tiefe Summen und der helle Ton" des lieben, frommen, heimischen Wohllauts erfaßte meine Seele mit großer Gewalt. So andachtsvoll habe ich nie vorher und niemals nachher dem Geläut der Glocken zugehört. Aber woher kamen die deutlicher und immer deutlicher vernehmbaren, dem heutigen Orient so völlig fremden Töne? Keine Sinnestäuschung betrog mich, und es gab unter den gelben Wogen des Nils keine versunkene Stadt, keine Vineta, deren Glocken der einsame Schiffer manchmal tief, tief unter dem Spiegel der Ostsee mit gedämpftem Klange zu vernehmen meint.

Ich fragte den Steuermann und vernahm, daß wir uns dem Flecken Magaga genähert hatten, und bald saß ich mit Freund Stern in einem Boote und betrat die von vielen Kopten bewohnte Nilstadt, in der amerikanische

Missionäre viele koptische Christen zum Protestantismus überzutreten veranlaßt und die neue Gemeinde mit Kirchenglocken beschenkt hatten.

Aber zurück zu dem Thor meines Grabes, das sich freilich, namentlich während der ersten Tage, bei Nacht nicht ohne Gefahr und auf jeden Fall nicht ohne Hindernisse erreichen ließ. Vor Räubern und Dieben brauchten wir uns hier nicht mehr und nicht weniger zu fürchten als in Deutschland, aber all meine Nachbarn hielten Hunde, und wenn sich diese auch bei Tage durch Steinwürfe leicht in die Flucht jagen ließen, so waren sie doch bei Nacht gegen Fremde, als welche sie uns Wochen lang betrachteten, außerordentlich übel gesinnt. Der gewöhnliche Fellahhund ist ein feiger Kläffer und verdient völlig die große Verachtung, welche der Hund den Aegyptern einflößt, aber der hellgraue, zottige Hund von Erment, der unseren großen Schäferhunden gleicht, ist nicht nur wachsam, sondern auch wild und schwer einzuschüchtern. Uebrigens kennen diese Tiere jeden einzelnen Bewohner des Dorfes und lassen sich von ihm leicht zur Ruhe weisen. Zuletzt zeigten sich auch die bösesten Hunde bei Tage gleichgültig gegen uns; bei Nacht wurde uns indessen bis zuletzt das volle Bürgerrecht von ihnen vorenthalten, und dies mußten wir für um so weniger gerechtfertigt halten, in je freundlicherer Beziehung wir bald zu ihren Herren, unseren Nachbarn, treten sollten.

Wie wir es in jener Zeit gewesen, so sind die meisten Bewohner Abd el Qurnas von der Wiege an bis zum Tode Gräberbewohner, und die Zahl der Fellahin, welche die Bürgerschaft dieses Teils der Totenstadt bilden, ist keineswegs gering. Zu vielen von ihnen bin ich in Be-

ziehung getreten, und nun ich sie kenne, hab' ich ihnen manches irrtümliche Vorurteil abzubitten, das die Berichte anderer Reisenden und sie selbst bei meinen früheren flüchtigeren Besuchen dieser Stätte in mir erweckt hatten.

Wer mit dem roten Buch unter dem Arm, vom Brande der Sonne gepeinigt, belästigt von nackten, nach Bachschisch schreienden Kindern den Abhang des sich im Rücken des Rameseum erhebenden Berges hinansteigt, um sich zu den als besonders sehenswert bezeichneten und mit Nummern versehenen Gräbern führen zu lassen, wird hier nichts Erfreuliches sehen und empfinden. Arm, bis zur Bettelhaftigkeit, verkommen und befremdlich wird ihm alles erscheinen, was mit den Menschen zusammenhängt, die diese Stätte bevölkern. Die Hunde halten die Reisenden in gemessener Entfernung von den Fellahwohnungen über und unter, zur rechten und linken Seite des Weges. Der neugierige Europäer sieht nur das geschwärzte Thor der von den Bauern bewohnten Gruft und auf dem kleinen, mit einem Zaune von Lehm und Maisstroh umgebenen Hofe vor der in den Berg führenden Pforte Federvieh, Ziegen, einige Schafe, einen Esel mit zusammengekoppelten Füßen, alte Weiber, kleine nackte Kinder und wunderliche pilzförmige Gebilde von grauem Nilschlamm, für die keine europäische Sprache einen Namen besitzt, und von denen man sich erzählen lassen muß, daß sie zur Aufbewahrung von Brotfrüchten dienen.

Etwas Ungastlicheres, Ungeordneteres als diese Gehöfte, in denen selbst die Tiere staubig und ungewöhnlich struppig erscheinen, läßt sich schwer denken, und der Europäer ist geneigt, alle hier wohnenden Menschen, große und kleine, für verkommene Hungerleider zu halten, denn

die Kinder strecken ihm ihre Händchen entgegen, und die Erwachsenen beantworten seinen Gruß mit einem „Bachschisch", dem einzigen arabischen Worte, das sicher niemand vergißt, der seinen Fuß auf ägyptischen Boden gesetzt hat. Ursprünglich ist es persisch und bedeutet ein Geschenk. Wie ausgedehnt das Gebiet ist, auf dem es Anwendung findet, weiß jeder, der eine Beschreibung des modernen Aegypten gelesen. Der Botaniker Professor Paul Ascherson, der G. Rohlfs auf seiner Fahrt in die libysche Wüste begleitete, sagt, der Ausruf „Bachschisch" sei eine Reflexbewegung der Sprechwerkzeuge des Aegypters, welche ausgelöst werde, sobald er einen Europäer, besonders einen Engländer zu sehen bekomme. Das ist zutreffend und witzig; aber während der Zeit meines Aufenthalts in Abd el Qurna ist es mir klar geworden, daß es nicht nur die gemeine Habsucht ist, welche den Fellahin, denen Europäer begegnen, das berüchtigte Wort auf die Zunge legt. Auf Schritt und Tritt tönte es in der ersten Woche unseres Aufenthalts zu Abd el Qurna auch uns entgegen, aber bald riefen uns unsere Nachbarn statt ihres „Bachschisch, o Herr" einen „guten Tag" oder „guten Abend" entgegen, und endlich hörten wir uns sogar von denen, die uns am nächsten getreten waren, viele von jenen schönen Sprüchen, mit denen die Araber sonst nur ihren Glaubensgenossen das Willkommen bieten, zurufen. Auch der ärmste Fellah ist glaubensstolz und lebt der festen Zuversicht, daß er vor Gott tausendmal mehr gelte als der geschickteste und reichste unter den Christen, die er in seinem Lande Geld erwerben oder es müßig durchfahren sieht. Sie halten sich für die Lieblinge und Ausgezeichneten vor Gott und jeden den Islam Ablehnenden für

verworfen. Der Koran fordert die Gläubigen zur Gerechtigkeit und Milde gegen einander auf, aber enthält keine einzige Stelle, welche zur Achtung der Nächsten als Menschen aufforderte. Sündhaft würde es dem Fellah scheinen, wenn er dem fremden Ungläubigen, dem er begegnet, einen seiner schönen, frommen Grüße, sein „es salâmu aleikum“, „Heil sei mit Euch“, gönnen oder dessen Gruß mit der gewöhnlichen Antwortsformel: „Frieden sei mit Euch und das Erbarmen Gottes und sein Segen!“ beantworten wollte. So wirft er in tausend Fällen, nur um nicht ganz zu schweigen und ohne eine Gabe zu erwarten, dem Ungläubigen, als wär' es ein Gruß, sein „Bachschîsch“ entgegen, das recht gut die Gesinnung, welche er gegen ihn hegt, zum Ausdruck bringt. Er wünscht im allgemeinen gar nichts für ihn, aber es ist ihm immerhin willkommen, wenn er etwas von ihm verdienen kann. Sein Verhältnis zu dem Europäer und mit ihm die Aeußerungen seiner Empfindungen ändern sich bald, wenn er zu letzterem in freundliche Beziehungen tritt. Wir sind, wie gesagt, dahin gekommen, aus dem Munde unserer Nachbarn statt des Bachschîsch Segenswünsche zu vernehmen, die der Muslim von Rechts wegen dem Andersgläubigen vorenthalten sollte. Freilich ist die Bettelhaftigkeit namentlich unter den Kindern groß und mancher Ruf nach Bachschîsch ernst gemeint; aber selbst der erbärmlichste Lumpenträger, der dem Europäer seine verdorrte Hand entgegenstreckt, vergißt ihm gegenüber nicht seinen Glaubensstolz, denn während er, um beschenkt zu werden, einem anderen Muslim sein „Ich bin der Gast Gottes und des Propheten“, oder „Vertraue auf Gott; es gibt keinen Gott außer Gott“, oder „Um Gottes

willen, o Mildthätiger" zuruft, um als Antwort mit oder ohne eine Gabe die Worte: „Gott wird Unterstützung gewähren" zurück zu empfangen, verlangt er von dem Europäer in gänzlich ungeschminkter Rede ein „Bachschisch".

Auch der wohlhabende Araber grüßt den Fremden nur selten mit einem freundlichen Wunsche. An die Stelle des „Bachschisch, o Herr", das seine Würde ihm auszusprechen verbietet, setzt er eine Handbewegung, durch welche er alle Nüancen der Empfindung, von der geringschätzenden Gleichgültigkeit bis zur hingebenden Zärtlichkeit, mit großer mimischer Kunst zum Ausdruck zu bringen vermag. Die Geste besteht darin, daß er seine Rechte auf seine Brust drückt und endlich erst seine Lippen und dann seine Stirn mit den Fingern berührt. Derjenige, welcher sich ihrer verständnisvoll bedient, will mit ihr sagen: „Mein Herz, mein Wort und mein Kopf, das heißt mein Gefühl, meine Rede und mein Verstand stehen zu Deiner Verfügung." Niemals bin ich ausdrucksvoller begrüßt worden als von einem schönen, mir wohlgesinnten Greise in Luqsor. Wenn ich seine Schwelle übertrat, so beugte er sich mir entgegen, schaute mich liebreich an, preßte seine Rechte auf die Stelle seines Herzens, warf mir Kußfinger zu und wies dann auf seine Stirn, als wollte er sagen: „Ich klopfe schon für Dich an."

Dieser Geste bedient sich groß und klein, arm und reich. Kein Sklave bietet ohne eine solche Handbewegung und ein „dâiman" dem Gaste seines Herrn eine Tasse Kaffee an, und unhöflich würde auch der Vornehmste genannt werden, wenn er sie, ohne seinerseits wenigstens Mund und Stirn zu berühren, in Empfang nehmen wollte.

Der flüchtige Besucher von Abd el Qurna wird es schwer begreifen, daß mich mancher von meinen Nachbarn, die er alle für elende Bettler zu halten geneigt sein würde, mit vortrefflichem Mokka bewirtet und manchmal mit großen Schüsseln voll frischem Brot und Kuchen, die beide meinem Herzen weit wohlgefälliger gewesen sind, als meiner Zunge, beschenkt hat. Es gibt eben auch unter diesen Leuten recht wohlhabende, ja sogar verhältnismäßig reiche Leute. Fast jeder Hauswirt besitzt eigenes Vieh und, wenn auch nur als Pächter der der Regierung gehörenden Aecker, ein größeres oder kleineres Stück bewässerten Landes. Dabei fehlt es ihnen nicht an Nebeneinkünften, die am reichlichsten im Winter, der Zeit des Fremdenverkehrs, fließen, denn dann vermieten viele ihre Esel an die Reisenden, die Aermeren schicken ihnen ihre halb erwachsenen Töchterchen mit Wasserkrügen in das nackte, heiße Felsenthal der Königsgräber nach, und fast alle versuchen es, ihre Antiken (weit öfter durch Kinder oder Zwischenhändler als in eigener Person) an den Mann zu bringen. Es ließe sich über die Esel, die Wasserträgerinnen und die Altertumssucher von Abd el Qurna je ein eigenes Kapitel schreiben.

Unter den Grautieren gibt es ganz vortreffliche, feurige Geschöpfe, und Freund Stern und ich haben auf unseren Leibeseln manch schnellen Wettritt unternommen. Wer hier „Esel" genannt wird, den trifft nichts weniger als der Vorwurf der Trägheit und Dummheit. Ich möchte behaupten, daß wenigen Tieren ein intensiveres Seelenleben gegeben ist als diesen. Wie ihre sehr lebhaften Treiber, so verstehen auch sie es zu gestikuliren und zwar mit Hilfe ihrer langen Ohren, die sie je nach

den sie bewegenden Gefühlen aufrichten, niederlegen oder hängen lassen. Für diejenigen, welche sich mit dem Studium der Mitteilungswerkzeuge, welche den Tieren zu Gebot stehen, beschäftigen, sei hier gesagt, daß sich zwei Esel mit Hilfe ihrer Ohren wie mit Zeichentelegraphen unterhalten. Ja selbst das einsame Grautier begleitet manchmal seine stummen Meditationen mit einer Bewegung seines Gehörorgans. Der Araber weiß, was dem Esel sein Ohr bedeutet, und wenn er ihn und seinen Herrn empfindlich treffen will, so schneidet er ihm ein Stück desselben ab. Jedem Reisenden werden am Nil Grautiere mit Verstümmelungen an einem Ohre oder beiden begegnet sein. Diese Krüppel werden harâmîye (Singul. harâmi) oder Diebe genannt und zwar mit Recht, denn sie sind in fremde Aecker eingebrochen und haben dort genascht; es steht aber jedem Bauern zu, einem Esel, der solches verbricht, ein Ohr und im Wiederholungsfalle auch das andere seiner Spitze zu berauben. Liebe und Haß, die beiden äußersten Pole des Gemütslebens, werden von keinem Tiere heftiger empfunden als dem ägyptischen Esel. Wie häufig hat das verliebte Geschrei eines solchen meine Nachtruhe gestört, und wie ergötzlich war es, die tiefe Abneigung zu betrachten, die eines von unseren Reittieren gegen seinen zum Wasserführen bestimmten Genossen zur Schau trug. Sobald der letztere sich dem ersteren nahte, war er den Hufschlägen und Bissen seines gegen seine übrigen Genossen wohlgesinnten Feindes ausgesetzt. Solche antipathische Regung trug einst einem großen deutschen Gelehrten üble Früchte, denn der Esel, auf dem er saß, war dem seines Reisegefährten, der neben ihm hintrabte, verhaßt, und er wurde von dem vierfüßigen

Widersacher seines Reittiers empfindlich ins Bein gebissen. „Ich hatte Schmerz zu leiden," erzählte der Verwundete, „und dazu das peinliche Gefühl, für einen Esel gehalten worden zu sein."

Die Wasserträgerinnen, meistens Kinder von sieben bis zehn Jahren, sind anmutige Geschöpfe, die ihr Krüglein unglaublich zierlich auf dem Kopfe zu balanciren und mit dem gebogenen braunen Arme zu halten verstehen, während sie den galoppirenden Eseln im raschen Trabe folgen. Ihre Mitteilungswerkzeuge dem Europäer gegenüber sind wunderschöne, schwarze Augen, mit denen sie so liebenswürdig zu bitten wissen, daß selbst der sparsamste Dampfschiffpassagier, der kein Wort arabisch versteht, für sie mehr als einmal in die Tasche greift. Noch besser würde er freilich sein Geld verwenden, wenn er es den höchst armseligen Weibern zuwürfe, die nördlich von dem Eingange in das Thal der Königsgräber ihr Leben fristen, indem sie die Salzausschwitzungen von den Steinen kratzen.

Dem Antiquitätenhandel sind sehr wenige Bewohner von Abd el Qurna völlig fremd. Jedes aus dem Altertum stammende bemalte oder beschriebene Scherben-, Zeug- oder Holzstück, jedes Figürchen oder Amulet ist verkäuflich, und an mancher verborgenen Stelle hat man auch noch in jüngster Zeit höchst kostbare Gegenstände gefunden, deren Wert trotz ihrer äußerlichen Unscheinbarkeit den Leuten von Abd el Qurna nur zu gut bekannt ist. Längst sind die Zeiten vorbei, in denen die Fellahin, wie dies 1778 vor den Augen eines europäischen Kaufmanns geschah, Papyrusrollen verbrannten, um sich an dem wohlriechenden Rauche zu ergötzen; auch werden die Hand-

schriften nicht mehr durchgeschnitten, um ein Verkaufsobjekt in zwei zu verwandeln. Früher muß das nicht selten geschehen sein, wie die Papyrus lehren, von denen sich ein Teil in diesem und ein anderer in jenem Museum findet. Jetzt weiß man, daß eine einzige wohlerhaltene Rolle besser bezahlt wird als zwanzig verstümmelte. Zwar besteht ein strenges Gesetz, das den Fellahin gebietet, jedes von ihnen gefundene Altertum an die Behörden abzuliefern, aber dies geschieht niemals, denn in Luqsor (am anderen Ufer des Stromes) wohnen Zwischenhändler, die für gute Antiquitäten hohe und für Papyrus sehr bedeutende Preise zahlen. Herr Mariette, der 1881 verstorbene Direktor sämtlicher Reste aus der Pharaonenzeit und des Antiquitätenmuseums zu Bulaq bei Kairo, klagte mit Recht, daß ihm alles, was die Eingeborenen fänden, entgehe, weil es an die Fremden verkauft werde. Vor Jahren ist eine Sykomorenkiste voller Papyrusrollen in einem Grabe des zum westlichen Theben gehörenden Querthales von Dêr el Medîne gefunden worden. Unter diesen Handschriften befand sich die größte von allen bis jetzt gefundenen. Sie ist 144 Fuß lang und wird nunmehr unter dem Namen des Papyrus Harris im Britisch Museum konservirt. Ihr Käufer war der englische Konsul in Alexandrien, dessen Namen sie trägt, wie der zweitgrößte Papyrus, den ich zu Luqsor von einem Zwischenhändler erwarb, den meinen. Dies letztere Manuskript soll von Fellahin in dem el Assassif genannten Teile der Nekropole aus einem Sarge genommen worden sein.

Je seltener in der letzten Zeit wertvolle Altertümer gefunden werden und je mehr die Nachfrage steigt, je eifriger ist man bedacht, sich Surrogate zu verschaffen,

und da sind es denn wieder die Bewohner von Luqsor, welche den Fellahin helfen. Sie verfertigen Antiquitäten jeder Art von Holz und Stein, versehen sie nach guten Vorbildern mit Inschriften und wissen sich durch Kairener Kaufleute aus Venedig Perlenhalsbänder und Bronzefiguren mit falscher Patina zu verschaffen, von denen viele in Paris und Hanau verfertigt werden. Fast alle Skarabäen (Amulete in Käferform), welche die Reisenden heimbringen, sind gefälscht. Einen etwa fünfzehnjährigen Burschen überraschten wir einmal, wie er mit großem Geschick einen Skarabäus aus Kalkstein mit einem Federmesser zurechtschnitt. Selbst Katzenmumien und Papyrusrollen werden nachgemacht; die ersteren, indem man Fetzen von echter Mumienleinwand, die in den Gräbern in großer Menge umherliegen, um Lumpen und Holz klebt, dem man die Gestalt einer einbalsamirten Katze gegeben hat, die letzteren, indem man mit Pech etwas echten Papyrus um einen runden Stab legt und befestigt. All diese Dinge, auch die rohesten Stümperwerke, finden ihre Käufer. Viele, besonders unter den aus Luqsor kommenden, Fälschungen werden so geschickt hergestellt, daß sie selbst den Kenner in Verlegenheit zu setzen vermögen. Etwas an die Fremden verkaufen will hier jeder, und ganz kleine Kinder bieten ihnen an, was sie am Wege finden; darunter die abenteuerlichsten Dinge, wie leere Sardinenbüchsen, die eine frühstückende Reisegesellschaft liegen ließ, oder eine abgeschossene Hinterladerpatrone, die ein europäischer Jäger fortwarf. Sehr selten wird dem Fremden an dieser Stelle etwas wirklich Gutes angeboten, denn dies wandert gewöhnlich nach Luqsor, woselbst einige Händler zugleich auf Pfänder leihen und guten Suchern Geld vorstrecken.

Immerhin hab' ich, nachdem ich näher mit meinen Nachbarn bekannt geworden war, manche hübsche kleine Antiquität von ihnen erworben.

Anfänglich waren sie scheu und mißtrauisch, bald aber sollte ich zu einigen unter ihnen in nahe Beziehungen treten, und das ganz besonders infolge des ärztlichen Rates, den sie mich zu erteilen veranlaßten. Die Fellahin halten jeden Europäer, der nicht Kaufmann oder Techniker ist, für einen Arzt (hakim), und von meiner medizinischen Geschicklichkeit war ihnen eine besonders hohe Meinung beigebracht worden, denn ich führte eine Handapotheke mit mir, und auf der Fahrt nach Theben hatte ich in der That einige erkrankte Matrosen mit viel mehr Glück als Geschick aufs beste hergestellt. Einer der Genesenen folgte uns als Wächter in mein Grab und teilte den sich des Abends in unserer Vorhalle versammelnden Nachbarn mit, einem wie großen Arzt er diene. So kam es, daß mich viele um Medikamente baten, unter denen namentlich gewisse Pillen ihre Wirkung niemals versagten. So war es denn meine Apotheke, die mir den Zutritt in das Innere von Fellahbehausungen verschaffte, die vor mir schwerlich jemals der Fuß eines Europäers betreten hat. Nur eine britische Dame, Lady Duff Gordon, welche sich längere Zeit (1869 † zu Kairo) in Theben aufhielt, hat auch den Fellahin von Abd el Qurna, die von ihr wie von einem guten Engel reden, Trost und Hilfe gebracht. Ich fand die zu Wohnungen umgestalteten Gräber staubig, aber keineswegs schmutzig und in fast allen neben der äußersten Dürftigkeit des Geräts die Spuren eines bescheidenen Luxus, den man in unseren „Hütten der Armut" vergeblich suchen würde. Am meisten überraschte mich

überall der schwere Gold- und Silberschmuck an den Armen der Frauen, denen ich den Puls zu fühlen hatte, und bald erfuhr ich, daß mancher Mann, dessen Kinder hier völlig nackt unter Ziegen und Hühnern vor dem Thor seiner Grabeswohnung spielten, über ein recht hübsches Vermögen zu verfügen hatte, das er freilich aus mancherlei Gründen, ohne es zinstragend anzulegen, verborgen hielt. Spangen und Ringe sind der unveräußerliche Brautschatz der Weiber, den sie behalten, auch wenn ihr Mann sie verstößt. Einen armen Burschen, welcher heiratete, sah ich für seine Auserwählte Goldschmuck im Werte von sechs Pfund Sterling kaufen. Keiner meiner Nachbarn besaß mehr als ein Weib, und wenn auch der Islam dem Manne gestattet, seine Gattin durch die bloße dreimalige Wiederholung des Wortes: „Du bist verstoßen" aus seinem Hause zu vertreiben, so erfuhr ich doch durch zuverlässige Gewährsmänner an Ort und Stelle, daß hier fast jeder Fellah mit seiner ersten Frau, dafern sie ihm Kinder schenkte, alt wird. In den Städten verfährt man häufig ganz anders, und G. Rohlfs sah einen Wasserträger in der Oase Siwa, der mit seiner sechzigsten Frau verheiratet sein sollte.

Ueberhaupt muß ich bekennen, daß der Einblick in das Familien- und nachbarliche Leben dieser einfachen Menschen wenig andere als freundliche Erinnerungen in mir zurückgelassen hat. Am häufigsten bin ich in die zur Wohnung eingerichtete Gruft eines gewissen Ali gekommen. Er war der Sohn eines braven Mannes, der seinerzeit Lepsius gedient hatte und alle Gräber kannte, welche von diesem vorzüglichen Gelehrten, dessen Name hier unvergessen ist, besucht worden waren. Ali war der

größte von allen Aegyptern, die mir je begegnet sind, und dieser Umstand hatte wohl meinen nicht viel kleinern Freund und Kollegen Professor Dümichen in Straßburg veranlaßt, ihn in seinen Dienst zu nehmen und ihn anzulernen, beim Abdruck hieroglyphischer Inschriften mit feuchtem Löschpapier und Bürsten hilfreiche Hand zu leisten. Als der große Fellah (sein Spitzname war el tawil, das ist der Lange) sich mir anbot, verstand er sich schon ganz vortrefflich auf die Abklatschekunst. Auch sonst war er brauchbar und hat mir über ein Vierteljahr vortrefflich gedient. Sein bester Empfehlungsbrief war sein überaus gutmütiges, hübsches Gesicht und der wohltönende Klang seiner tiefen Stimme und seines fröhlichen Lachens. Schon gehörte er wochenlang zu meinen Leuten, als er mir eines Tages die Bitte vortrug, ihn in seinem Hause zu besuchen, denn sein Weib liege schwer darnieder und ich allein könne es heilen. Aus der Beschreibung der Krankheit, die er mir gab, ging hervor, daß sie am Wechselfieber leide. Ich steckte Chininpillen zu mir, rief mir des vortrefflichen Kairener Arztes Dr. Sachs-Bey Vorschriften ins Gedächtnis zurück und folgte Ali sogleich in seine Wohnung. Ich war dort erwartet worden. Seine Frau saß in einem Seitenraume neben dem Eingangszimmer (der früheren Grabkapelle) von ihrer Mutter gestützt und tief verschleiert da. Ich verlangte das Gesicht zu sehen und ihren Puls zu fühlen, und nach einigem Geflüster und Widerstande sank der Schleier und streckten sich mir der magere mit einem starken Goldreifen geschmückte Arm und die Finger der Hand mit ihren zahlreichen Ringen und rot gefärbten Nägeln entgegen. Die Kranke war nur ein armes Bauernweib, deren Mann mir ruhig ein-

gestand, daß er selten, bevor er Schläge bekommen, seine Steuern bezahle, weil so doch immer etwas von der Forderung der Regierung nachgelassen werde; aber wie klein und zierlich war ihre Hand, wie fein und wohlgebaut ihr nackter Fuß! Auch die Nägel an ihren Zehen glänzten orangefarbig, und auf ihre Stirn und Brust war ein blaues Sternchen tättowirt. Sie fieberte stark, und doch war sie bisher nur „besprochen" und mit Amuleten behängt worden, welche Koransprüche enthielten. Wie viel mit frommen Worten beschriebenes Papier sie verschluckt hatte, weiß ich nicht anzugeben. Ich reichte der Leidenden einige Pillen und wiederholte meine Besuche, bis sie sich selbst für genesen erklärte. Alis Dankbarkeit war groß, aber größer noch sein Vertrauen auf meine ärztliche Kunst. Als später seine Tochter, ein allerliebstes elfjähriges Mädchen, dem wir oft mit Vergnügen ein Stück Biscuit oder eine Dattel zugeworfen hatten, schwer erkrankte, wurde ich wieder gerufen; aber ich erkannte von vornherein, daß hier meine Kunst nicht ausreichen würde, und ließ einen englischen Arzt rufen, der am Tage vorher mit einem Dampfer nach Luqsor gekommen war. Der Brite gab mir Medikamente für das Kind, sagte aber seinen Tod voraus, der auch am nächsten Tage erfolgte. Der letzte Besuch am Sterbelager dieses Kindes und manches, das mit ihm zusammenhing, ist mir unvergeßlich geblieben.

In dem ersten und größten Raume der Gruftwohnung lag die Kranke in ihrem blauen Hemdchen. Ihr Kopf ruhte in dem Schoße ihrer Großmutter, während ihr Großvater ihre Fußsohlen rieb. Viele Nachbarinnen und weibliche Verwandte umgaben die Leidende im Halbkreise

und stießen dann und wann jenes das Ohr mit seinen hohen Zitterlauten zerreißende Jammergeschrei aus, das die Araber zaghartt nennen.

Dieses höchst eigentümliche Bild prägte sich mit unauslöschlichen Zügen in meine Seele.

Vier Stunden nachdem ich das zwar dem Tode nahe, aber doch noch lebende Mädchen zum letzten Male gesehen hatte, kehrte ich von meinem Nilboote aus zu ihm zurück, aber ich fand zu meinem Erstaunen die Thür der Behausung seines Vaters fest verschlossen und niemand, der auf mein Klopfen und Rufen gehört hätte. Nur ein halb blödsinniger blinder Bursche, der von den Almosen meiner Nachbarn lebte, saß, seine Nägel kauend, auf dem Lehmzaune und antwortete mit weinerlicher Stimme auf meine Frage nach dem Befinden der Kranken: „Die Kleine ist tot; sie sind alle fort und begraben sie!"

Drei Stunden nach ihrem Hingange war der Liebling dieses Hauses auf immer aus ihm entfernt und auf den Friedhof getragen worden. Es würde, so glauben die Araber, dem Toten nicht gut sein, wenn man ihn nach Sonnenuntergang bestatten wollte. Sobald auch das Gehör eines Sterbenden, der ein guter Mensch war, seinen Dienst versagt (es kommt von allen Sinnen zuletzt zur Ruhe), so bemächtigen sich der glückseligen Seele zwei schöne, glänzend gekleidete und herrlich duftende Engel und wickeln sie in eine Hülle von Seide, die aus dem Paradiese stammt. Die Seele ist nicht größer als eine Biene und vereint doch in sich die volle menschliche Individualität, den Geist und das Wissen des Verstorbenen. Die Engel tragen sie in die Lüfte und ziehen ohne Unterlaß an den alten Völkern und versunkenen Geschlechtern vorbei, die

wie Heuschreckenwolken zu schauen sind. Endlich gelangen sie zur Pforte des Himmels, und al Amîn (der Engel Gabriel) geht an die Pforte, die ihm freudig geöffnet wird. Dem Bösen wird dagegen die Seele gewaltsam entrissen und in ein rauhes Nesselgewand eingehüllt. Auch sie bewahrt ihre menschliche Individualität, aber sie hat die Größe einer Heuschrecke. Gabriel klopft auch für sie an das Thor des Himmels, doch es wird ihm nicht aufgethan, und es tönt ihm der Ruf entgegen: „Für diesen gibt es keinen Willkommengruß!“ So schildert Ghazâli den Weg der Seele zum Himmel.

Am Abend nach dem Tode des Mädchens kamen die Frauen aus der Nachbarschaft vor Alis Wohnung zusammen. Sie hatten, wie dies in gleichen Fällen unter den alten Aegyptern Sitte war, ihre Stirn und Brust mit Nilschlamm bestrichen und gedachten der Verstorbenen in lauter Klage und mit eigentümlichen Neigungen des Oberkörpers. Es war mir nur von fern ihrem gespenstischen, wilden Treiben zuzuschauen gestattet.

Auch die Männer ehrten in ihrer Weise die Verstorbene, und die Achtung, welche diese schlichten Leute dem väterlichen Schmerze zollten, war so ungekünstelt als rührend. Wenn auch noch mehrere Tage später meine Matrosen und ihre Freunde lachend und singend bei einander saßen und Ali erschien, so schwiegen sie und machten ihm ernst und mit einer gewissen Ehrerbietung Platz. Oftmals ward der Trauernde mit dem naiven Troste: „So danke Gott, daß es dich nicht betroffen!“ angeredet.

Die kleinen Dienste, welche es mir meinen Nachbarn zu erweisen vergönnt war, sollten nicht nur meine Vorstellung mit unvergeßlichen Bildern bereichern, sondern

mir auch in anderer Weise zu gute kommen. Ali wußte, daß wir vor allen Dingen nach neuen, von keinem Europäer vor uns gesehenen Inschriften suchten. Er und sein Vater hatten uns in zwanzig Gräber geführt, die sie allein zu kennen vorgaben, aber in allen waren uns Darstellungen und Texte begegnet, welche wir längst aus früheren Publikationen kannten. Selbst in einer Gruft, in die wir uns dreißig Fuß tief an Seilen herunter lassen mußten, war Lepsius vor uns gewesen, aber er hatte nur wenige Zeilen der wichtigen Texte veröffentlicht, die hier alle vier Wände einer kleinen Kammer in schwarzer und roter Schrift bedeckten. Darum ließen wir uns acht Tage hinter einander in die Tiefe dieses Grabes hinabsenken und kopirten von früh bis spät, im Kampfe mit Fledermäusen, Schmutz und einer Temperatur von mehreren zwanzig Grad Réaumur (des mittleren Wärmemaßes der Keller von Theben) die langen Texte. Unsere Sitze waren Mumienleiber, und Schädel dienten uns als Leuchter. Mit den harzigen Gliedern von balsamirten Leichen unterhielten unsere Diener das Feuer, auf dem sie den Kaffee kochten, den wir hier als bestes Erfrischungsmittel fünf-, sechs- und wohl auch siebenmal am Tage genossen. So viel interessantes Einzelnes wir auch hier und anderwärts gefunden hatten, so war uns doch noch kein größeres Denkmal begegnet, das früheren Forschern entgangen gewesen wäre, und schon wollte ich es für unmöglich halten, ein solches in Theben zu finden.

Es sei bemerkt, daß fast alle Grüfte, welche sich in diesem Teile der Nekropole öffnen, unter der achtzehnten Herrscherreihe von den großen Adelsfamilien Thebens, welche, wie die Inschriften lehren, alle mit einander ver-

wandt waren, angelegt worden sind. Wie weit dasjenige Stück des Berges, in dem ein Geschlecht sein Erbbegräbnis anlegte, ihm zugehörte, wurde für den Fall von Grenzstreitigkeiten kenntlich gemacht, indem man in den Boden bis zu seiner äußersten Grenze kleine Kegel von gebranntem Thon mit einer Inschrift an der Basis vergrub.

In jener Zeit des lehrreichen, aber wenig Neues bietenden Suchens kehrten wir eines Abends von einer erfolglosen Jagd auf Schakale, die uns hier nach Sonnenuntergang, wenn sie, um zu trinken, zum Nil schlichen, einer dicht hinter dem andern, oft zu fünfen und sechsen begegnet sind, ermüdet heim. Vor dem Thore meines Grabes empfing mich der Matrose Hasan, den ich „den Faulen" zu nennen pflegte, mit ungewöhnlicher Erregung und teilte mir mit, daß er eine ganz neue Gruft entdeckt habe. Wir waren schon so oft enttäuscht worden, daß ich erst am folgenden Morgen befahl, mich zu ihr hinzuführen. Wir hatten nicht weit zu gehen, und die Stelle, an der mir die Oeffnung eines frisch geöffneten Schachtes gezeigt wurde, lag dicht am Wege. Bald stand ich, mit Staub und Geröll bedeckt, in einer geräumigen Grabkammer und leuchtete an den Wänden umher. Eine große, in blauer Farbe geschriebene Inschrift fesselte sogleich meine Aufmerksamkeit. Ich las und las mit wachsender Spannung, und voller Jubel rief ich Freund Stern und ließ ihn teilnehmen an meiner Ueberraschung und schenkte vor lauter Lust Hasan einen neuen Tarbüsch und meinen Leuten einen Hammel, den sie brieten und gegen Abend auf einen Sitz bis auf die letzte Muskel verzehrten. Ich hatte Ursache zur Freude, denn eine der wichtigsten historischen Inschriften war von mir aufgefunden worden, und es

gibt kaum eine andere Wonne, die sich an Reinheit und Größe mit der des Entdeckers zu messen vermöchte.

Am folgenden Tage flüsterte Ali mir zu, er sei es gewesen, der Hasan die Gruft gezeigt habe. Ihm selbst sei dies nicht gestattet gewesen, weil sich die jungen Leute bei der Rekrutirung in ihr zu verbergen pflegten und darum auch die Europäer von ihr fern zu halten für gut fänden. So hatte der brave Ali el tawil, d. h. der Lange, mir seine Dankbarkeit bezeigt. Die Gruft, in der ich die erwähnte Inschrift, welche von mir veröffentlicht, übersetzt und kommentirt worden ist, gefunden habe, ist vor mir schon von Champollion gesehen worden; er kopirte aber nur den am Eingange zu lesenden Namen und einige Titel des vornehmen Herrn, der hier im 16. Jahrhundert v. Chr. begraben worden war. Amen em heb war er genannt worden. Als Feldhauptmann zweier Könige, Tutmes III. und Amenophis II., hatte er namentlich in Asien große Thaten verrichtet und dann als Kommandeur der Garde in der Nähe des Fürsten sein thatenreiches Leben in Ruhe beschlossen. Seine Mumie war von den Fellahin aufgerissen und des Schmuckes, mit welchem sie sicherlich ausgestattet gewesen ist, beraubt worden; einige Teile derselben und besonders den ungewöhnlich schön balsamirten und erhaltenen Kopf nahm ich mit mir und schenkte ihn der Leipziger Anatomie, in der er aufbewahrt wird. Professor Welckers Untersuchungen der Reste des ehrwürdigen Kriegers haben zu recht interessanten, an dieser Stelle nicht mitteilbaren Ergebnissen geführt.

Mit wie vielen Unbequemlichkeiten und Qualen, welche uns in der Heimat völlig unerträglich erschienen sein würden, unser Aufenthalt in dem Grabe zu Theben auch erfüllt war,

so schwer ist es uns doch geworden, uns von der seltsamen Wohnung in der Nekropole, unseren höchst reizvollen Arbeiten in den Grüften und unseren Gehilfen zu trennen. Diese letzteren waren die Kinder unserer Nachbarn, muntere Knaben, die uns die Mappen, die Leiter, das Wasser, die Lichter und was wir sonst bedurften, nachtrugen. Die schnelle Auffassungsgabe und Anstelligkeit dieser kleinen Gesellen ist über jedes Lob erhaben und übertrifft weitaus alles, was deutsche oder französische Kinder im gleichen Alter hätten leisten können. Mein achtjähriger Mohammed beleuchtete zum Beispiel, während ich schrieb, die Hieroglyphenreihen und verfolgte dabei meine Hand und meine Augen so aufmerksam, daß ich ihm nie zu sagen brauchte, daß ich nun eine Zeile beendet und er sich mit der Kerze einer neuen zu nähern habe. Wir nannten diesen kleinen Mann „den Vater des Bachschisch", weil er anfänglich bei jeder Gelegenheit um ein solches bettelte. Endlich unterließ er das, aber eröffnete mir dafür den größten Wunsch seines Herzens: ein Paar Schuhe zu besitzen. An diesen erinnerte er mich dann mit großem Geschick bei jeder Gelegenheit, und es ist ihm endlich auch ein Paar Pantoffeln von schönem roten Leder zu teil geworden. Freund Sterns Leibdiener war ein sehr komischer Kauz, der Chalifa hieß und trotz seiner zwölf Jahre verheiratet war. Sein Vater hatte ihm die Gattin erworben, aber er wohnte noch nicht mit ihr zusammen. Als wir Abschied von unseren Freunden nahmen, zeigte sich mehr als einer aufrichtig betrübt, und manchem späteren Besucher von Abd el Qurna ist ein Gruß an Abu Bolos, so ward ich von meinen Leuten und Nachbarn genannt, aufgetragen worden. Schon auf einer fünf Jahre früher unternommenen Reise durch

das peträische Arabien hatte ich diesen Beinamen empfangen, und zwar zuerst von dem alten, vortrefflichen Dragoman Ahmed Abu Nabbût, als er zufällig hörte, daß mein ältester Sohn Paul heiße. Der Araber begnügt sich nicht mit dem Namen, den er bei seiner Geburt empfängt und den er mit Tausenden seiner Glaubensgenossen zu teilen pflegt. Es werden ihm, wenn er heranwächst, Beinamen gegeben, und sehr häufig ruft man ihn, nachdem ihm sein Weib den ersten Sohn geboren, nach diesem letzteren „Vater" (abu) des Mohammed, Omar, oder wie sein ältester männlicher Nachkomme sonst heißt. Als „Vater des Paul" war ich „Abu Bolos" und hörte mich gern so nennen. Während eines langen Kamelrittes gab ich meiner Freude an diesem Ehrentitel in folgenden Versen Ausdruck:

„Sie haben auf der Fahrt ins heil'ge Land
Mich Abu Bolos, Vater Pauls, genannt.
Wie kannten die so fein des Herzens Leben,
Die jenen, dem ein lieber Sohn gegeben,
Mit seines Kindes teurem Namen riefen.
Mir bebten oft der Seele tiefste Tiefen,
Wenn die Beduinen, ohne daß sie's ahnten,
Mit ihrem Ruf mich an den Liebling mahnten.
Wer mich beim Namen nennet, der mir eigen,
Vermißt sich, mir mein Spiegelbild zu zeigen;
Doch wer mich ruft, wie sich benennt mein Knabe,
Zeigt mir das Bild des Liebsten, das ich habe;
Ich bin ihm hilfreich gern und wohlgesinnt,
Denn ruft er mich, ruft mich mit ihm mein Kind.

Von allen Abschnitten meines Lebens werden mir diejenigen am unvergeßlichsten bleiben, in denen ich „Abu Bolos" genannt ward, und zu ihnen gehört die Zeit meines Aufenthalts in dem Grabe zu Theben.

Wüſtengrün.

Der Europäer, der seinen Weltteil niemals verließ, macht sich von wenigen Bildungen der Erdoberfläche einen verkehrteren Begriff als von der Wüste.

Wie man häufiger das Meer im Sturm als die ruhende See malerisch dargestellt sieht, so werden auch die Schrecknisse der Wüste öfter mit dem Pinsel oder der Feder geschildert als die stille Größe ihrer alltäglichen Erscheinung. Solche „Schrecknisse" sind ja vorhanden, aber wie lange Zeit vergeht oft, bevor eine neue Nachricht von Unglücklichen, die dem Samum, dem Durste oder räuberischen Beduinenhorden zum Opfer fielen, die Bazare und Kaffeehäuser in Aufregung versetzt, während Tag für Tag lange Karawanen und Wanderzüge die Wüsten durchkreuzen und ihr Ziel ungeschädigt erreichen.

Doch man vergißt nur zu leicht das Alltägliche, während sich das Schreckliche und ein so rührendes Bild, wie das der Hagar mit dem verschmachtenden Knaben Ismael an der versiegten Mutterbrust, dem Gedächtnis mit unauslöschlichen Zügen einprägt.

So weit meine Erfahrung reicht; denkt man sich unter „Wüste" im allgemeinen eine unermeßlich weite, mit tiefem Sande bedeckte, ebene Fläche, deren Durchwanderung zu den größten Qualen gehört. Der mit lebhafter Einbildungskraft Begabte sieht die Sonne des Südens

glühende Strahlen auf die wasser- und fruchtlose Sandfläche niederschießen. Er stellt sich den Verdurstenden vor, den die Fata Morgana äfft, indem sie ihm sprudelnde Quellen und schattige Haine vor das brechende Auge zaubert, und er meint die Todesangst der Männer, Weiber und Kinder mitzuempfinden, die das Antlitz in den Sand verbergen, wenn die heißen Staubwolken des Wüstenföhns die Karawanen überraschen.

Wohl wird es ihm leicht, sich auch die Freude der Wanderer zu vergegenwärtigen, wenn ihnen der Strom aus der Ferne entgegenblitzt, oder wenn sie sich schönen Oasen mit frischen Quellen und grünen Palmen nähern; aber wie groß ist sein Irrtum, wenn er sich die Wüste wie die nur vom Horizonte begrenzte Meeresfläche vorstellt. Er, der die Oasen die Inseln, das Kamel das Schiff der Wüste, die Sahara einen Sandozean nennen hörte, kommt freilich leicht genug zu der Meinung, daß dieser sich aus Sandmassen zusammensetze wie das Weltmeer aus salzigen Wogen.

Nur wer die Beschreibungen der Reisenden aufmerksamer las, weiß von den Gebirgen, welche die Einöde durchziehen, und sagt sich, daß die einzelnen Wüstenstriche so verschieden gestaltet sein müssen wie die ebenen und bergigen Gebiete seiner europäischen Heimat. Manchem wollte es unglaublich erscheinen, wenn er vernahm, daß die schwersten Heimsuchungen, die mich auf meinen Wüstenwanderungen betrafen, nicht durch Wassermangel oder Sonnenglut, sondern durch Wolkenbrüche erzeugt worden seien.

Erst in der Wüste lernte ich den Ausspruch verstehen, den ich aus dem Munde des Afrikareisenden Heinrich

Barth mehrfach vernahm, daß er nie glücklicher gewesen sei, als auf seinen einsamen Wanderungen durch die Sahara, und wenn ich seine Meinung auch nicht in ihrem ganzen Umfang nachempfinde, darf ich doch versichern, daß ich besonders gern der Tage und lieber noch der Abende und Nächte gedenke, die ich in der Wüste verlebte. Was mir aber das Andenken an sie so lieb macht, ist in erster Reihe etwas ganz anderes als die Eigenart und Schönheit der landschaftlichen Bildungen, von denen ich die unvergeßlichsten in der Arabia petraea fand, und an denen es auch in der Sahara keineswegs mangelt. Wenn der gelehrte Geologe Zittel von den Feenschlössern der „Zengen" in der libyschen Wüste erzählt, so glänzen ihm die Augen in heller Begeisterung, und der wissenschaftliche Bericht des Württembergers Fraas erhebt sich zu poetischem Schwung, wenn er der „nackten Schönheit der Steine" auf der Sinaihalbinsel gedenkt! Ich selbst habe weder in der Schweiz noch in den Pyrenäen großartigere Fernblicke und überraschendere Gebilde der Natur gefunden als auf dem Gebiet der Einöde, die das Volk Israel auf der Wanderung durch das gelobte Land durchzog.

Aber die Erinnerung an diese Herrlichkeiten wird von anderen an Reiz weit überboten. Für mich liegt in der Stille der Wüste ihr vornehmster Zauber.

Es ist schwer, sie zu beschreiben, und unseren Städtern, ja sogar unseren Landleuten ist es versagt, sich eine rechte Vorstellung von der ungestörten Ruhe zu bilden, die der Wüste eigen; denn sie bezieht sich nicht nur auf die Eindrücke, die das Ohr, sondern auch auf diejenigen, welche das Auge empfängt.

Haben wir uns aus dem Lärm der bevölkerten Städte in ein einsames Dorf, ein Forsthaus oder eine Sennhütte zurückgezogen und wandern ins Freie, so lauscht das Ohr doch unwillkürlich auf das Brüllen des Viehes, den Sang der Vögel, das Murmeln des Baches, das Rauschen des Meeres, das Summen der Bienen und Käfer, das Geläute der Glocken, den Ruf oder das Jodeln der Hirten. Die Blumen im Rasen, die Sträucher am Wege, die Bäume und das Wild des Forstes, die bewegten Wogen, die Muscheln am Strande, die Beeren im Moose, das Edelweiß und die Alpenrosen am Fuße der Gletscher, die so reich sind an fesselnden Erscheinungen, Formen und Farben, beschäftigen das Auge; — in der Wüste aber schweigt alles, bewegt sich nichts als der Sand, den der Wind vor sich her treibt, und bei Nacht die Ueberzahl der stumm dahinwallenden Sterne. Weder Tier noch Pflanze fesselt den Blick. Selbst die bewegte Luft dämpft hier die Stimme, es sei denn, daß sie die Hast des Sturmes gewinnt.

Aber auch die ärmlichen Organismen, die hier in spärlicher Zahl das Leben fristen, ziehen das Auge nur selten auf sich; denn fast alle tragen die Farbe der Wüste. Der Löwe der Sahara, die Schakale, Steinböcke und Gazellen, die in den Gebirgsthälern der Einöde hausen, sind grau oder bräunlich, und das Gleiche gilt von den seltenen Insekten, welche die nämliche Farbe tragen, wenn sie nicht schwarz sind. Hier und da erhebt sich ein Baum oder Strauch am Wege, grünt ein Kraut im Sande; aber jene erscheinen dem Laien sämtlich der gleichen Gattung anzugehören, und die Blüten, welche diese nach Frühlingsregen treiben, verwelken schnell, und ihnen folgen bald Blätter und Stiele.

Wohl erheben sich oft steinige Klippen am Wege, wohl führt der Pfad bisweilen durch Schluchten und zu ansehnlichen Höhen empor, die prächtige Fernblicke bieten; aber wie verschieden geformt die Felsen und Bergprofile auch sein mögen, die dem Auge begegnen, so hat man doch sie, die kein Wald und Graswuchs ziert, von denen kein Wasser zu Thale rauscht und die nur selten ein Vogel umkreist, nebst allem, was sie dem Auge bieten, mit wenigen Blicken erfaßt.

So fühlt sich denn der denkende Mensch in der Wüste ganz auf sich selbst gestellt. Seine Sinne kommen hier gleichsam zum Stillstand; nachdem sie das Horchen und Schauen nach außen hin unbefriedigt gelassen, wenden sie sich nach innen. Dort suchen sie Nahrung, und der Geist gibt ihnen das Geleit. Ungestört vollzieht sich das Denken; denn auch das Gemüt, das im Treiben der Welt so hohe Wogen schlägt, kommt hier zur Ruhe. Fern von den Mitlebenden und Ringenden hat es nichts zu fürchten, außer den unabwendlichen Mächten, gegen die jeder Widerstand vergebens, nichts zu hoffen, als was der Schoß einer entfernten Zukunft verbirgt; denn den Wanderer kann hier keine Kunde, mag sie gut oder schlimm sein, aus den Kreisen, die er hinter sich ließ, erreichen. Sich selbst überlassen, gleichgültig gegen das Wahrnehmbare um ihn her, ergibt sich der denkende Mensch hier einem inneren Leben, welches das äußere an Bedeutung und Reiz weit überbietet, und so ist die Wüste von allen Stätten auf Erden sicher die günstigste für ungestörtes Sinnen und — dank ihrer Stille — für das tiefste Sich-versenken in die eigene Brust.

Das haben die Morgenländer und die gottbegnadigten,

großen Männer unter ihnen auch wohl erkannt. — Der Orient ist die Heimat aller Weltreligionen.

Diejenige, der sich die meisten Seelen zuwandten, der Buddhismus, die Lehre des Zoroaster, die des Confucius, der Theismus der Juden und der Islam nennen die Wüste ihre Heimat, und auch von Jesus Christus hören wir, daß er sie aufgesucht habe, und zwar nach der für seine Zukunft entscheidenden Taufe, und gewiß mit dem Verlangen, nun zur vollen Klarheit über seinen messianischen Beruf zu gelangen.

Canya Muni, der spätere Buddha, ging in die Wüste, um in seiner von Liebe für die leidende Menschheit entbrannten Seele zu bedenken, wie es möglich sei, sie vom Schmerz zu erlösen, und er fand dort in sich selbst versunkene Weltflüchtige und durch sie die Nirwana. Moses zog sich in die Einöde zurück, bevor er sein Volk aus Aegypten führte, und mitten in der Wüste am Sinaiberge beschenkte er es mit dem Gesetz. So sind denn auf den ärmsten und allem Leben feindlichsten Gebieten der Erde die edelsten und unvergänglichsten Früchte für die Seele der Menschheit erwachsen.

Wenden wir uns nun von diesen allgemeinen Betrachtungen, die auch an das Größte und Erhabenste rührten, der kleinen und bescheidenen Wüstenwanderung zu, die ich im Frühling 1870 unternahm, und deren ich mit besonderer Freude gedenke.

Ich hatte schon einen Teil der Sahara und das Nilthal durchwandert, bevor ich mich in die Arabia petraea begab, um Inschriftliches zu sammeln und die Landschaft mit eigenen Augen zu schauen, deren noch ungeschriebene Geschichte ich später verfaßte. Den Gewinn

dieſer Reiſe legte ich in meinem Buche „Durch Goſen zum Sinai“*) nieder und — freilich erſt nach vielen Jahren — geſtaltete ich in der Erzählung „Joſua“ die Bilder dichteriſch aus, die ſich mir, während ich dem Sinai entgegenzog, vor das innere Auge geſtellt hatten. Aber auch für manche Frage allgemeiner Art, die mich damals bewegte, fand ich in der Stille der Wüſte die Löſung, und dazu regte mich mancherlei, das mir begegnete — auch Kleines und Kleinſtes — zum Dichten an. Die meiſten Poeſien, die damals entſtanden, ſind ſchlichte Verſe in recht einfacher Form, echtes Wüſtengrün; denn alle, vom erſten bis zum letzten, erſann ich in der Einöde auf dem Kamel und ſchrieb ſie am Abend, nachdem wir das Zelt bezogen, beim flackernden Lagerfeuer in mein Tagebuch ein. Während der Reiſe war es mir kaum möglich, die Namen der Höhen und Thäler zu verzeichnen, die ich von dem wackeren Ali, einem Schêch des Tawaraſtammes, erfuhr, deſſen edle Mannesgeſtalt ich ſpäter meinem „Joſua“ lieh; denn ſechs Tage bevor ich die Wanderung antrat, hatte ich den Arm gebrochen, und er lag während der ganzen langen Reiſe im Gipsverband. Bei Tage, wenn die Sonne ihn traf, verurſachte er oft heftige Schmerzen, — wenn wir aber in der Kühlung des Abends und der lautlos ſtillen Nacht vor den Zelten ruhten, verſchwanden ſie, und die Stunden, welche ich am Lagerfeuer unter dem glänzenden Sternenhimmel des Südens mit meinen Beduinen verbrachte, gehören ſo entſchieden zu den friedvollſten und freund-

*) „Durch Goſen zum Sinai.“ Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Leipzig, Engelmann.

lichſten meines Lebens, daß ich, wenn ich ihrer gedenke, mich verſucht fühle, Heinrich Barth nachzuſprechen und zu verſichern, daß auch ich ſelten glücklicher oder doch ſorglos heiterer war als in der Wüſte.

Dieſer Stimmung gab ich, nachdem an einem köſtlichen Abend der alte Vater meines Ali den Abendſtern, welcher in der Arabia petraea alle anderen Himmelslichter an Größe und Glanz weit übertrifft, „Firhan“ genannt hatte, in folgenden Verſen Ausdruck:

Der Abendſtern.

Ich trete vor das Zelt in klarer Nacht,
Des Südens Sterne glühn in lichter Pracht.
So groß hat Heſperus, der längſt mir traut,
So leuchtend nie auf mich herabgeſchaut.
Im fernen Norden, gleich Millionen andern,
Seh' ich ihn hier als Fürſt der Sterne wandern.
Sein Glanz erweckt die Ghulen und die Dſchinnen,
Der Wüſte Geiſter, und des Zeltes Linnen,
Er wandelt es in filbriges Brokat;
Juwelen wirft er auf den Wüſtenpfad,
Und in des Urgeſteines hartem Dunkel
Zwingt er den Quarz zu blitzendem Gefunkel.
Der Schakal heult in den verlaſſ'nen Minen,
Da hebt den Blick der Schêch der Beduinen;
Ich aber frag' ihn, wie ſein Volk benennt
Den hellſten Stern am Wüſtenfirmament.
Als kund'ger Führer gibt er Antwort gern:
„Firhan,“ verſetzt er, „heißt der Abendſtern.“
Und ich: „Dies Wort, es iſt mir wohl vertraut,
Denn froh bedeutet's und von Luſt betaut;
Du aber künde mir, wenn Du es weißt,
Warum den ſtummen Stern ihr ‚fröhlich‘ heißt?“
Da ſtrich der Greis den Bart, den längſt ergrauten,
Und ſprach, indes wir beide aufwärts ſchauten:

„Weil, wenn er naht, des Tages Hitze flieht,
Die Ruhe winkt, die Kühlung niederzieht
Und jeder Allah preiset und die Nacht,
In der die Mühe schläft, die Liebe wacht,
Und wer von Lieb' umfangen wird, ist froh,
Drum, fremder Wandrer, nennen wir ihn so."
Dann schwieg der Schêch, und, wie entrückt dem Leben,
Sah künft'ge Zeit ich mir entgegenschweben.
Die trauteste der Stimmen hört' ich klingen,
Und liebe Arme fühlt' ich mich umschlingen,
Vom deutschen Himmel schaut ein Stern hernieder,
Er spiegelt sich in blauen Augen wieder,
Es ist derselbe, dessen milder Schein
Mir in der Wüste strahlt' ins Herz hinein,
Er grüßt den Wandrer hold von seiner Bahn,
Und wie ich ihn, so nennt er mich „Firhan".

Der alte Nubier, der mein Führer durch die Wüste war, hieß eigentlich Muhammed, wurde aber nach einem Abenteuer aus seiner Jugend Abu Nabbût — „Vater des Knüppels" — genannt. Das Wort „Vater" wird nämlich von den Arabern in derselben Weise gebraucht wie unser „Meister", und „Vater der Gelehrsamkeit" benennt man denjenigen, welcher sich durch solche hervorthut; Abu dakn, „Vater des Bartes", wie man meinen lieben Freund und Kollegen Johannes Dümichen im Orient rief, nennt man einen, der sich, wie dieser, durch einen besonders schönen Bart auszeichnet. Ich habe in meinem „Durch Gosen zum Sinai" manches von meinem biederen Abu Nabbût erzählt.

Unter seinem Geleit ließ sich die Wüste sicher durchwandern; denn er war mit den Schêchs aller Beduinenstämme befreundet, und sein weißer Bart wurde von den Wüstensöhnen in hohen Ehren gehalten. Er hatte die

Arabia petraea häufig bereist, und zwar als Führer hervorragender Gelehrter, und wußte darum auf alle Stellen zu weisen, die Dean, Stanley, Lepsius u. a. mit besonderem Interesse erfüllt. Auch war ihm bekannt, wie viel Wert Leute unseres Schlages auf Inschriften legen, und die Geschicklichkeit war bewunderungswürdig, mit der er von den Beduinen zu erfragen verstand, ob sie nicht irgendwo etwas „Geschriebenes" an den Felsen entdeckt hätten. Er kannte auch die Namen der Wüstenpflanzen besser als die Araber, für welche ein einzelnes seltenes Gewächs gewöhnlich nur eine Pflanze (nabat) war.

Auch die Beduinenkinder kannten natürlich denjenigen Baum, der uns am häufigsten begegnete, die Sejâlakazie (Acacia Ehrenbergiana), die schon Theophrast unter dem Namen ἀκανθα (Akantha), d. i. Dorn- oder Stachelstrauch, erwähnt. Abu Nabbût behauptete mit großer Entschiedenheit, die Dornenkrone Jesu Christi sei aus seinen Zweigen geflochten worden, und weil sich dieselben sehr wohl dazu geeignet hätten, nahm ich es mit ihm an, obgleich ich wußte, daß man gewöhnlich glaubt, dies sei vielmehr mit dem palästinischen Judendorn (Zizyphus spina Christi) geschehen. Jetzt weiß ich, daß der Sejâl zu diesem Zwecke nicht gedient haben kann, weil er in Palästina und nördlich von der Arabia petraea schlecht fortkommt, und dieser Umstand, nebst einem anderen*), hätte mich beinah veranlaßt, diese Verse zu unterdrücken.

*) Der Sejâlstrauch treibt Blüten, doch habe ich keine solchen gesehen, und er sah mit seinen Dornen so dürr und abstoßend aus, daß ich ihn auch für unfähig hielt, sich mit Blumen zu schmücken.

Ich teile sie aber dennoch mit, weil man dem Nicht-Naturhistoriker den Irrtum verzeihen wird, den er in der Wüste beging, wohin ihm aus der Bibliothek nichts als die Bibel und einige Karten folgten.

Der Sejâl.

Wohl lieb' ich Rosen, die im Garten prangen,
Von Duft gesättigt und mit Purpurwangen,
Doch ihn auch rühm' ich, der das Wüstenthal
Bescheiden ziert, den dornigen Sejâl.
Die Schirasrose gleicht nur dem Gericht
Auf voller Tafel, die von Speisen bricht,
Doch der Sejâlstrauch ist das selt'ne Brot,
Das die Barmherzigkeit dem Armen bot.
Im Wüstensand, wo alles Leben stirbt,
Der Keim, bevor er fröhlich sprießt, verdirbt,
Beschattet er des Wandersmannes Rast
Und lädt mit süßen Speisen *) ihn zu Gast.
Oft sah ich ihn an meines Pfades Saum,
Kein Knösplein trieb der schlichte Wüstenbaum,
Doch schlangen seine Zweige sich zur Krone,
Die einst das Haupt geschmückt dem Gottessohne.
Da prangt' als Rosenschmuck in Purpurglut
Am Holz des Dornstrauchs unsres Heilands Blut,
Und seit er solcher Blumen Pracht getragen,
Darf er hinfort nicht mehr zu blühen wagen.

Eine andere Pflanze begegnete uns in manchem Wüstenthale und war für unsere Dromedare ein wahrer Leckerbissen. Sie duftet an allen Teilen und fast überkräftig, wenn man sie zwischen den Fingern reibt. Ihr

*) Die harzige Ausschwitzung des Sejâl, aus der man unser „Gummiarabikum" bereitet, wird von den Beduinen in frischem Zustand gern als Würze zu ihrem harten Brote genossen.

botanischer Name ist Cantolina fragrantissima; die Beduinen nennen sie Betharan. Ihr widmete ich kurz vor dem Abschlusse der Reise, nachdem ich schon manche kleine Dichtung meinem Tagebuch anvertraut, ein kleines Gedicht, das in meinem Roman Uarda, Bd. III, S. 89, steht. Ich lege es dem Pentaur in den Mund, der in der Wüste die verlorenen Lieder wiederfand, wie das Betharanenkraut sich im dürren Sand mit süßem Wohlgeruch sättigt.

Strenge wissenschaftliche Arbeit und der akademische Beruf hatten mich jahrelang der Muse, die doch nicht aufhören wollte, mir mit lockenden Blicken zu winken, entfremdet, und auch auf der Wanderung durch die Wüste durfte die dichterische nur bescheiden neben der gelehrten Thätigkeit hergehen. Jene hat damals freilich oft genug ihr Recht gefordert, und nach einem langen, stillen Ritt, der im Wadi Gharandel, das gewöhnlich für das Elim der Bibel angesehen wird, sein Ziel fand, schrieb ich beim Feuer des Lagers die folgenden Verse nieder:

Wüstenschweigen.

So still ist alles rings umher,
Als ob die Welt gestorben wär',
Das Ohr will schlafen gehen.
Der Blick schaut an dem Einerlei
Der stummen Wüste satt vorbei,
Hat müd' sich dran gesehen.

Heut' ist es, wie es gestern war;
Weichfüßig wiegt das Dromedar
Mich lautlos in die Weite;
Sein steter Schritt verhallt im Sand,
Der Zügel sinkt mir aus der Hand,
Weiß nicht, wohin ich reite;

Ich weiß nicht, was das Ohr ergreift,
Nicht, was den Blick des Auges ſtreift,
Ein Alpdruck lähmt die Sinne, —
Und in dem Schweigen weit und breit
Verſinkt der Raum; die müde Zeit
Entſchlummert und hält inne.

Verſtummte auch des Herzens Schlag?
Iſt's Nacht, iſt's Morgen oder Tag,
Ich kann es nicht bezeugen.
Ein Ruf, ein Schrei . . Da ſteht das Zelt.
Man redet, — das Kamel, es hält,
Bereit, das Knie zu beugen.

Ermuntert greif' ich an die Bruſt; —
Daß alles ſchwieg, blieb mir bewußt,
Und doch, wie ſoll ich's deuten?
Nun mich des Lagers Lärm umſchallt
Iſt mir's, als ſei in mir verhallt
Ein feſtlich helles Läuten,

Ein Sang und Klang gar wunderſam,
Den ich ſoeben noch vernahm, —
Iſt mir's, als ſei verklungen
Ein Zwiegeſpräch, das klar und laut,
Das ernſten Sinns und doch ſo traut
Mir tief ins Herz gedrungen.

Noch tönt mir's in der Seele nach;
Da war's auch, wo es klang und ſprach,
Wie gern hab' ich's vernommen!
Erſt durch der Beduinen Sang,
Der Hämmer und der Rede Klang
Iſt es zur Ruh' gekommen.

Was damals mir das Herz umrauſcht,
Was ich, wie alles ſchwieg, erlauſcht,
Gern gäb' ich's euch zu eigen;
Doch was bin ich? Und kein Prophet,
Kein Engelsmund iſt ſo beredt,
Wie ſtummes Wüſtenſchweigen.

Den Hauptzweck meiner Reise, den Spuren der zum Sinai und nach Palästina ziehenden Hebräer zu folgen und den biblischen Bericht mit dem Erdlokal, das ich durchzog, zusammen zu halten, durfte ich nicht aus den Augen verlieren, und während dieser steten Beschäftigung mit dem Schicksal der auswandernden Volksmenge wurde mir ihr Bild so lebendig, als hätte ich mich mitten unter ihr durch die sandigen, wasserlosen Thäler und die kahlen, felsigen Schluchten dieser öden Halbinsel zu winden. Ich sah hier die Not der aus dem Frieden des Hauses gerissenen Weiber, der verzweifelnden Mütter, denen es an Nahrung für den geliebten Säugling gebrach, vor Augen und hörte das empörte Murren der Männer, die sich betrogen und ins Elend geführt zu werden wähnten, und da mir die Schickung schon jung manchen Schmerz auferlegt und mich mit der läuternden und erhebenden Kraft des Leides vertraut gemacht hatte, kamen mir — es war in der besonders unwirtlichen und steinigen Felsenschlucht des Wadi Schellal — die folgenden Verse in den Sinn:

Die Frucht der Leiden.

In diesen öden Thälern ist's gewesen,
Wo Israel dem schwersten Leid erlesen,
Und hier, wo ihm verzagend und verschmachtet,
Die Kraft erlahmt, die Hoffnung sich umnachtet,
Hier hat das Volk in seinen bängsten Stunden
Das Licht des Lebens, seinen Gott gefunden.
Und was den bangen Wandrern da geschehn,
Erfahren alle, die durchs Leben gehn.
Denn wie daheim im dunklen Ackerland,
Dem tiefe Wunden schlug des Pflügers Hand,

Die reichste Frucht entsprießt in Herbstestagen,
Erweckt in Herzen, die das Leid geschlagen,
Ein Licht so herrlich wie der Stern, der helle,
Der einst den Weg wies zu des Christkinds Schwelle.

Den Verlauf meiner Wanderung findet man in „Durch Gosen zum Sinai" beschrieben. Ich schildere darin auch die Landschaft, die ich durchzog, und suche festzustellen, in welchen Stätten der Sinaihalbinsel man den Schauplatz der wichtigsten Ereignisse der Exodusgeschichte wiederzuerkennen hat. Die Verse, welche ich an der Stelle, wo Mose den Quell aus dem Felsen am Horeb geschlagen haben soll, und bei einer anderen, die man für den Schauplatz der Amalekiterschlacht hält, dichtete, wurden schon veröffentlicht.

Im Kloster der Erscheinung, das jetzt der heiligen Katharina geweiht ist, fanden wir gastliche Aufnahme und erstiegen von dort aus die Höhen des Gebirgsstockes, der heute und sicher seit der Zeit des Justinian für den Sinai der Schrift gehalten wird. Die Mönche sind eine Schar von ungelehrten und von keinem höheren geistigen Streben beseelten Männern griechischer Konfession. Einige üben Handwerke, andere weihen sich der Pflege des schönen Klostergartens, in dem mancherlei Blumen und Früchte auf dem schwarzen Boden gedeihen, der von Aegypten aus hieher transportiert ward. Infolge des freundlichen Winkes eines recht wohl unterrichteten Laienbruders, der früher in Macedonien Schulmeister gewesen und, auf einer Wallfahrt zum Sinai erkrankt, im Kloster zurückgehalten worden war, drang ich auf den Boden unter dem Dach der Kirche und entdeckte dort die Namen des Baumeisters dieses in mancher Hinsicht merkwürdigen Bauwerkes,

Ailifios und ſeiner Gattin Nonna. Doch ich habe ja das Kloſter der Erſcheinung, was es birgt und ſeine Umgebung, ſchon an einer anderen Stelle eingehend beſchrieben und auch der Pilger gedacht, die ſich dort nach mancher an Entbehrungen und Mühſeligkeiten überreichen Wanderung am Sarge der heiligen Katharina einer ſo tiefen, an Verzückung grenzenden Andacht ergeben, daß ich nirgends gleich tief ergriffene und dazu ausdauernde Beter geſehen zu haben meine.

Das Leben der Mönche machte dagegen weder im Alltagsleben noch beim Gottesdienſte einen würdigen oder gar erhebenden Eindruck; nur zwei Greiſe, die dem Garten mit reiner Liebe vorſtanden, ſtille, alte Männer mit hübſchen, friedlichen Geſichtern, ſchienen mit frommer Seelenruhe dem Rufe des Erlöſers, dem ſie das Leben geweiht, entgegen zu harren.

Leider ſollte der Abſchied vom Kloſter der Erſcheinung recht unfreundliche Eindrücke in uns zurücklaſſen; denn im Hofe entſpann ſich ein Streit zwiſchen den Führern verſchiedener Beduinenſtämme, von denen jeder das Recht, uns und einer anderen Reiſegeſellſchaft Kamele zu liefern, für ſich in Anſpruch nahm. Ein furchtbares Geſchrei erhob ſich, es kam zu Thätlichkeiten, wohl die Hälfte der Mönche miſchte ſich mit Stangen und Stöcken in dieſelben, — und auf der Strecke, die zwiſchen dem Kloſter und unſerm nächſten Nachtquartiere lag, entſtanden die folgenden Verſe:

Wie tobte doch der Streit ſo laut und wild
Im Kloſterhof vor des Erlöſers Bild;
In den der Andacht fromm geweihten Hallen
Hört' ich heut' fluchen, ſah ich Schläge fallen.

Wo Mensch zu Menschen sich gesellt hienieden,
Entweicht gesenkten Haupts der stille Frieden.
Im Wüstenschweigen ward das Herz mir weit; —
Hier, dacht' ich, sei kein Raum für Haß und Streit,
Und fand doch beide in den heil'gen Räumen,
Von deren Weihe fromme Pilger träumen.
Ich sah auch in der Wüste stillsten Klausen
Der Welt entwichne Eremiten hausen,
Und als ich näher trat dem frommen Kreis,
Vertraute mir sein Haupt, ein würd'ger Greis —
Am Feuer war's, in stillen Abendstunden:
„Was ich gesucht, ich hab' es nicht gefunden.
Wie tief der Schacht auch war, den ich erlesen,
Als Schatten folgte mir das eigne Wesen,
Die alten Kämpfe all, sie tobten fort,
Der Streit blieb mein, ich tauschte nur den Ort."

Der Schluß dieser Verse bezieht sich auf ein Erlebnis, das mir zwar nicht in der Sinaiwüste, wohl aber in einem kleinen französischen Kloster in der Provinz Algier begegnete.

Auf der Höhe der Gebel Musaspitze des Sinai habe ich das folgende Gedicht concipirt. Im Kloster der Erscheinung schrieb ich es beim Licht einer kleinen Oellampe nieder, die den alten Lucernen aus byzantinischer Zeit völlig glich, von denen man im ägyptischen Fajjum so viele ausgrub. Die Wüste ist konservativ. Wie dies kleine Gerät, so hat sich das Leben, haben sich Sitten und Trachten der Beduinen von den Erzvätern an bis Ammanius Marcellinus, der sie beschrieb, und von diesem bis auf uns unverändert erhalten. Auch in der Natur der Wüste ist seit Jahrhunderten alles sich gleich geblieben, und wie in unvordenklicher Zeit, so wirkt ihr eigenartiges Wesen heute noch auf die Seele der Menschen. Etwas

Feierliches, zur inneren Einkehr und dann wieder zu eifrigem Denken an die letzten Dinge Mahnendes liegt in ihrer sonderbaren Stille und unbegrenzten Größe. Wer auf dem Gipfel des Sinaiberges, wenn er, einsam und von lautloser Ruhe umfangen, auf die öden Felsengebilde und sandigen Thäler der Wüste und die Wogen des Meeres hinabschaut, sich nicht von frommen Schauern ergriffen fühlt, dessen Brust ist überhaupt jeder tieferen Regung verschlossen. Der Teil meiner Gedanken, denen ich dort oben in Worten Ausdruck gab, mag an der Stelle, wo sie mir kamen, naheliegend genug sein; doch um ihrer Unmittelbarkeit willen dürfen sie, denk' ich, beanspruchen, hier als letztes „Wüstengrün" mitgeteilt zu werden. Sie haben, wenn ich von wenigen glättenden Strichen absehe, daheim keinerlei Veränderungen erfahren.

Auf dem Sinai.

So weit die Augen in die Ferne reichen
Von dieses Bergs granitnem Riesenleibe,
Seh' ich nur Wogen, die den Fels bestreichen,
Und über Wüstenein des Sands Getreibe.

Da ruht das Meer, das stille, heiß besonnte,
Das salzige, das feind dem Menschenleben,
Und öd' und fruchtlos bis zum Horizonte
Die Wüste dort, die wir durchwandert eben.

Wär' es mir nun vergönnt, mit starkem Flügel
Zu folgen jenes Adlers Sonnenbahnen,
Dann überschaut' ich der Sahara Hügel
Bis zu des Westens fernen Ozeanen.

Dann dürft' ich auch die tiefen Meere alle,
Die wald'gen Berge, Aecker, Wüsteneien,
Die sich auf unsrem kleinen Erdenballe
In bunter Folge aneinanderreihen,

Durchmustern aus der Lichten Himmelsbläue,
Und die beklomm'ne Seele würde fragen:
„Du, der da schuf und hegst mit Vatertreue
Uns, Deine Kinder, die Dein Bildnis tragen,

„Warum, o Herr, ließt Du die weit'sten Zonen,
Die größten Flächenräume dieser Erden,
Die Du uns schenktest, daß wir sie bewohnen,
Zu Meer, Morast und dürrem Staube werden?

„Was nahmest Du den armen Kreaturen,
Die alles Deiner Vaterhuld verdanken,
Von Deinem schönsten Werk, den blum'gen Fluren,
Den Hügeln, die mit Reben sich umranken,

„Dem schatt'gen Wald, den freundlichen Geländen,
Den Bergen, die das grüne Heim der Quellen,
So Vieles mit den sonst so güt'gen Händen,
Um grauen Sand und unfruchtbaren Wellen

„So großen Raum verschwendend zu gewähren?
Was willst am Pol Du mit den weiten Flächen
Von starrem Eis, die nichts Beseeltes nähren?
Die Nacht läßt Du die Tage unterbrechen,

Der Winter führt, was froh erwuchs, zu Grabe . . ." —
Da reckt der Fels sich wie ein lebend Wesen
Und ruft mir höhnend zu: „Vermess'ner Knabe!
Fahr fort: Was atmet, ist dem Tod erlesen." —

Und weiter schallt's — tönt so der Steine Lachen? —
„Vielleicht auch bist Du tot und wähnst zu leben,
Du schläfst am Ende, Thor, und meinst zu wachen,
Und eitles Träumen ist Dein rastlos Streben.

„Zu karg bedacht schien Dir bei Deinem Gaffen
Der Mensch mit Wald und Feld und grünem Rasen;
Doch merk: Als Wüste ward die Welt geschaffen,
Und was euch nährt und freut, sind die Oasen."